Ding, 1400 c

Ueber Land und Meer.

Ueber Land und Meer.

Reisebilder aus Nord und Süd

von

Franz Wallner.

Berlin, 1874.
Verlag von Otto Janke.

Seiner Königlichen Hoheit

Friedrich Franz

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 2c.

in

tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Nordlandsfahrten.

Seite.

Stockholm 3
Ein Volksfest in Schweden 19
Sommertage im Norden 28
Norwegische Leiden 40

Wintertage im Süden.

Auf unterwühltem Boden 61
Eine angenehme Eisenbahnfahrt 76
Die letzte europäische Spielbank 94
Das Namensfest eines Spielbank-Monarchen 104
Plaudereien vom Strande des Mittelmeeres 117
Carneval im Süden 123
Das Taubenschießen. Ein Spielbanksport in Monaco . . . 134
Lourdes, die Stadt der Wunder 145
Aus der Theater-Hauptstadt. Plaudereien aus Paris . . . 155
Heimgegangene Kameraden. Ein Erinnerungsblatt 171
Wieder in Afrika 191
Der Aufruhr der Kabylen und Araber in Algier 214
Nach den Schluchten des Atlas 226
Winterwanderungen 1873 235

Hochlandsfahrten.

In Oesterreich 251
Aus der Hochschweiz 267
Dunkle Punkte und schwarze Flecken in der Schweiz 280
Wiener Spaß und Berliner Witz. Eine Aehrenlese auf beiden Feldern 290

Nordlandsfahrten.

Stockholm.

Man vergleicht so häufig in unpassendster Weise die schwedische Hauptstadt mit der des türkischen Reiches. Man braucht nur den Fuß an's Land zu setzen, um den Unterschied zwischen Stockholm und Konstantinopel zu Gunsten des ersteren herauszufinden. Wie prächtig sich auch beide von Ferne ausnehmen, so gewinnt man doch Stockholm bei näherer Bekanntschaft täglich lieber, während man Gott dankt, dem in jeder Beziehung versumpften, schmutzigen Konstantinopel mit seiner fanatischen, im Christenhaß großgesäugten Bevölkerung den Rücken kehren zu können.

Ich danke den größten Theil der Annehmlichkeiten, die ich dort in reicherer Fülle als irgendwo im fremden Land erfuhr, der Liebenswürdigkeit der hochgebildeten dortigen Kaufmannsfamilie Sachs (Firma Leja), dem geachtetsten Handelshause in Schweden und Norwegen, deren Geschäftslokal als Merkwürdigkeit Stockholms gilt.

Da der Bruder der Eigenthümer, der geniale Komponist Professor Sachs aus Frankfurt am Main, eben zum Besuche bei den Seinen anwesend war, so lernte ich so recht

die Innigkeit und Gastlichkeit deutscher Familien im Auslande kennen.

Von ursprünglich armen Eltern, aus Deutschland eingewandert, gelang es dem jetzigen Chef des Hauses Simon Sachs das unbeschränkte Vertrauen des Gründers „Leja“ durch rastlosen Fleiß und deutsche Redlichkeit dergestalt zu gewinnen, daß derselbe die Hand seiner einzigen bildhübschen Tochter, nebst dem reichen Erbe des einzigen Kindes, dem strebsamen jungen Manne anvertraute, der die auf ihn gesetzte Hoffnung nie getäuscht hat. Jetzt arbeiten alle seine Brüder mit gleichem Eifer an dem ausgebreiteten Werke, alle bilden eine überaus glückliche Familie und genießen die vollste Hochachtung ihrer Mitbürger. Vom König an bis zum simpelsten Einwohner Stockholms ist die Firma „Leja“ eine angenehme Nothwendigkeit geworden. Ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit gegen das Haus, welches allen Deutschen mit so großer Liebenswürdigkeit entgegenkommt, wenn ich diesem Gefühle hier Ausdruck gebe.

Die Merkwürdigkeiten Stockholms und der Umgegend schildert jeder Fremdenführer besser und gründlicher als ich. Wer hätte nicht von den Schätzen des königlichen Schlosses, von den prachtvollen Anlagen der „Strömparterre“, von „Blancha“, Café Berzelius und ähnlichen Etablissements gehört, welche der nordischen Hauptstadt „den großen Schnitt“ geben. Nur in Paris und London findet man Aehnliches! — Der König ist leider schwer erkrankt und sucht jetzt Heilung in Aachen. Möchte selbe dem kunstliebenden, allbeliebten Monarchen dort werden! Er ist ein tüchtiger

Maler, sein Bild sah ich in einem Portrait-Tableau der Mitglieder der Akademie der Künste, ihn selbst auf der Straße, gestützt auf seine beiden Aerzte, ein Bild der schmerzlichsten Körperqualen. Die Chinesen sind doch nicht dumm, daß sie ihre Doktoren erst nach der Heilung bezahlen.

Die Riddarholmkirkan (Ritterholmskirche) ist ein interessantes Denkmal menschlicher Eitelkeit noch über das Grab hinaus. Unter zahllosen Fahnen und Trophäen sind die Wappen der verstorbenen Ritter des höchsten schwedischen, des Seraphin-Ordens aufgehängt, die Glocke am Thurme ertönt nur dann, wenn einer dieser Begnadeten die letzte Reise angetreten hat. Für Napoleon I. und seinen Gegner Hardenberg, für den Prinz-General Albert von England und unsern braven alten General Pfuel, für die nordischen Kaiser Nikolaus und Alexander, wie für den gemordeten Max von Mexiko ertönte die Todtenklage von dem metallenen Mund der „Serafimerglockan."

Die schwedischen Könige finden hier ihre letzten prunkhaften Ruhestätten. In den prächtig verzierten Marmorsarkophagen liegen sie alle, Gustav Adolph inmitten der reichen Kriegsbeute, welche der Held heimgeführt in sein nordisches Reich, bis zum leeren Sarg des in Norwegen verstorbenen Prinzen Oskar, den eine Volkssage noch am Leben sein läßt. Vor zwei Jahren bezog die vielbetrauerte Königin hier die letzte Ruhestätte. Vor zwölf Jahren hat man den Sarg des in den Laufgräben von Fredrickshall gebliebenen Königs Karl XII. geöff-

net, um zu konstatiren, ob die Kugel eines Meuchelmörders, wie man lange behauptet, oder ein unglücklicher Kriegszufall seinem Leben ein Ziel gesetzt. Man fand, daß die Kugel von der Seite, an der er in die Hand gelehnt, todt gefunden wurde, durch die Schläfe gegangen war und nicht, wie man gefürchtet, hinter ihm abgeschossen wurde.

Das frühere Ritterschaftsgebäude, welches in seinen Räumen den so sehr gefürchteten geheimen Ausschuß beherbergte, der im Jahre 1809 mit dem Vorrechte der Stände aufgehoben wurde, ist jetzt einer andern Bestimmung anheim gegeben. In dem ehemaligen Sitzungssaal finden wir die Portraits sämmtlicher Reichsmarschälle, bis auf eine leere Stelle an der Wand, wo ein Biedermann, „der nicht Lust hatte mit den Wölfen zu heulen", für unwürdig erklärt wurde, in effigie unter der hohen Ritterschaft zu prangen. Das fehlende Bild verurtheilt Alle, deren Konterfei man aufhängen ließ. In den untersten Räumen des Palastes zeigte man mir eine gewaltige eiserne Geldkiste, welche ein eingedrungener Dieb im Jahre 1859 um zehntausend Reichsthaler leichter zu machen wußte, nachdem er mit unsäglicher Mühe und Geschicklichkeit eilf daran hängende feste Schlösser zu erbrechen gewußt hatte. Der Mann hat seine zehn Jahre Gefängniß dafür verbüßt, er heißt Lilja, lebt noch in Stockholm und ist so ehrlich wie zuvor. In der Nähe des Hauses ist auf dem Markt ein viereckiger Stein als die Stelle bezeichnet, wo der unglückliche Graf Fersen von dem fanatisirten Pöbel ermordet wurde.

Unter Leitung des viel unterrichteten liebenswürdigen

Redakteurs eines der besten und einflußreichsten Stockholmer Blätter, des Herrn Rudolph Wall, der als geborner Schwede die Geschichte seines Vaterlandes bis in die kleinsten Details kennt, besuchten wir am Tage des Bellmannfestes — dem 26. Juli — den Thiergarten von Stockholm und das schöne Etablissement „Hasselbakken" mit wunderbar schöner Aussicht. Leider ist mir der Raum zur Schilderung dieses wahrhaften Volksfestes und des wunderlichen Originals, zu dessen Gedächtniß es stattfindet, in diesen Blättern zu spärlich zugemessen, ich komme wohl gelegentlich darauf zurück.

Ueberwältigend ist der Eindruck, welchen der Rundblick über die Stadt von der Terrasse des hochgelegenen Vergnügungslokales „Mossebakken" auf den Beschauer hervorbringt. Inmitten der Wasserstraße, vom Meer und Binnenseen umgeben, von Kanälen durchzogen, von grünem Laubwerk umbuscht und reizenden Landhäusern umringt, liegt die mächtige Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen, den gewaltigen Neubauten und den regelmäßigen breiten Straßen zu unseren Füßen. Zahllose Schiffe von dem mächtigen Dampfer bis zum winzigen Kahn, der wie eine Möve die blauen Wellen durchfurcht, geben dem majestätischen Bilde eine wunderbar schöne Staffage, die Kuppeln der Paläste tauchen zwischen dem Häusermeer empor, die offenen Plätze mit dem gewaltigen Baumwuchs, die zwischen den Klippenscheeren liegenden zahllosen Holme, das unnennbare Wogen einer großen Stadt, Alles zusammen giebt ein

Panorama, wie es schöner wohl kaum in der Welt zu finden sein dürfte.

Ich stand wie bezaubert, Frau Simon Sachs, geborne Leja, die kluge zartfühlende Schwedin, sah mir mit leuchtendem Auge und gerechtfertigtem Stolz in's entzückte Antlitz, die Freude über ihr schönes Vaterland sprach aus ihrem hellen klaren Blick. Der Tourist, welcher das herrliche Stockholm besucht, zeichne sich die Namen Mossebakken, Hasselbakken und Nakanese, als die drei schönsten Punkte des wunderschönen Landes, mit Rothstift in sein Notizbuch. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug aller dieser Orte ist der Umstand, daß uns überall, besonders aber in dem reizenden Hasselbakken durch vortreffliche Verpflegung in der Restauration das Bleiben so überaus angenehm, das Scheiden so schwer gemacht wird.

Ich rathe auch jedem Reisenden, statt in das überfeine und übertheure Hotel Rydberg zu ziehen, auf den Weltruf und die allerdings sehr schöne Aussicht dieses Gasthofes Verzicht zu leisten, und in das wenige Schritte davon gelegene Hotel „Kong Karl" zu ziehen, wo er der vortrefflichsten Aufnahme und der aufmerksamsten und billigen Bedienung gewiß sein kann, ohne die Firma mitbezahlen zu müssen.

Auf dem Mälarnsee führt uns das Dampfboot an die Stätten altnordischen Heidenthums. Wir besehen Sigtuna, die älteste Stadt Schwedens, mit ihrer in Holzhütten wohnenden spärlichen Bevölkerung, ihrer unschönen Kirche und den Trümmerresten einer ehemaligen Veste. Wir ver=

lassen unbefriedigt diese Spuren früherer Herrlichkeit und landen an einem der merkwürdigsten Orte Schwedens, am alten gräflich Wrangel'schen Schlosse Skokloster. Die Lehre des Vaters an den Sohn, als dieser in den Krieg zog: „Nimm Dir was, so hast Du was", hat dieser in kindlicher Pietät sich zu Gemüthe gezogen und das mächtige Stammschloß seiner Väter von Oben bis Unten mit unermeßlichen Schätzen, die er als Kriegsbeute zusammengeholt hat, angefüllt. Auch viele „freiwillige" Beiträge sollen in dem Palast eingeheimst sein, welche die Bürger des Landes gespendet haben. Die Art und Weise der Beitreibung dieser freiwilligen Opfer erinnert mich an die Anekdote, wo ein Hauptmann der Kroaten am Tage der Einnahme von Wien durch Fürst Windischgrätz bei einem Soldaten eine prachtvolle Uhr an einer schweren goldenen Kette bemerkte:

„Kerl, wo hast Du die schöne Uhr her?"

„Ein Bürger hat sie mir schenkt," antwortete der Rothmantel.

„Ein Bürger? Geschenkt? Die prächtige Uhr? Was hat er denn gesagt, als er sie Dir gab?"

„Gesagt? Gesagt hat er gar nix! Geweint hat er."

Jetzt ist das Schloß und Gut nebst allen geschenkten und annektirten Schätzen Eigenthum der gräflichen Familie Brahe, die es noch bewohnt. Nach dem Aussterben der nur mehr aus der weiblichen Linie bestehenden Familie fällt Alles als reiches Erbe dem lachenden Staate zu.

Unter den zahllosen Portraits interessirten mich be-

sonders zwei, das finster blickende unheimliche Antlitz von Octavio Piccolomini und das reizende Gesicht der schönen Ebba Brahe, der Geliebten Gustav Adolph's. Auch ein Geschenk desselben an die Freundin, ein Ring mit einem prächtigen, von Diamanten umgebenen Rubin, wird unter den Sammlungen im Schlosse aufbewahrt. Ich wundere mich, daß noch kein dramatischer Schriftsteller dies zarte, entsagungsreiche Liebesverhältniß auf die Bühne gebracht hat. Ueberaus sanft und zärtlich blicken die hellen, wunderschönen Augen durch den halben Schleier langer Wimpern auf dem ersten der drei aufgehangenen Portraits von Ebba Brahe, aus dem überaus zarten regelmäßigen Antlitz des zierlichen Schwedenkindes auf den Beschauer nieder, auch das zweite Bild der stattlichen Frau zeigt noch so viel Spuren ehemaliger Schönheit, daß wir das dritte Antlitz, die Matrone Ebba vorstellend, kaum begreifen. Verwittert, verkniffen und verbissen sieht die finstere Greisin auf diesem Bilde aus, einen schlechteren Dienst hätte sie und der Maler sich und ihren Nachkommen nicht leisten können, als durch die Kopie dieser bösen Züge an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu mahnen.

Wir finden im Skoschlosse Alles aufgehäuft, was die Raublust, die Prunksucht und die Geschmacklosigkeit zu jener Zeit in steifer Ueberladung errichtet und zusammengeschleift hat. Gute und schlechte Bilder und Statuen, reiche, juwelengeschmückte Kostbarkeiten, Käfersammlungen und andere Kuriositäten, das ausgestopfte Leibpferd Wrangel's aus dem dreißigjährigen Kriege und dessen mit

Seide umsponnenes Panzerhemd, die Todtenmaske Karl's XII., eine Waffenkammer, deren einzelne Stücke aus der ganzen Welt zusammenge — holt sind, vom prächtigen, in Silber getriebenen Schild, angeblich von Benvenuto Cellini, in Prag angeeignet, dem Schwert des Hussitenführers Ziska und dem Henkerschwert Karl's IX., unter dem die Häupter der auf seinen Befehl hingerichteten Reichsräthe (1660) fielen, bis zu dem freiwilligen Beitrag des Feldmarschall Wrangel aus Berlin, welcher seinen Helm und Küraß (aus Messing) dieser Sammlung einverleibt hat. „Der alte Herr hätte diese wohl auch von Silber senden können," brummte der Kastellan, der uns die Sammlungen zeigte. An den Wänden der weiten Gänge ringsherum sind zahlreiche, zum Theil recht sinnige Sprüche verzeichnet, z. B.:

„Den Tod wünschen, ist ein Uebel, ihn fürchten, ein größeres."

„Wohlthaten sind Trophäen, die wir uns im Herzen der Menschen errichten."

„Wahre Freunde lassen sich im Glücke bitten und kommen im Unglück ungerufen."

„Wer übereilt zu Werke geht, kommt am langsamsten an's Ziel",

und viele andere in allen europäischen Sprachen. Dazwischen hängen die meist herzlich schlecht gemalten Portraits der Kapitäne, welche unter Wrangel gedient.

Auch in der alten Klosterkirche sind viele Gegenstände, selbst der Altar, das reiche Taufbecken und die Kanzel mit

den schwedischen Siegern aus dem fernen Deutschland hierher „eingewandert worden“.

Wir haben viele Stunden in dem alten Gebäude zugebracht, es ist Zeit das Dampfboot wieder zu besteigen, welches uns heute noch nach Upsala bringen soll. Wir hatten vier Hörer der dortigen Hochschule mitgenommen, die um die Erlaubniß nachsuchten, die Tour mitmachen zu dürfen. Die blonden Schwedensöhne erfreuten uns durch den sehr angenehmen Vortrag einiger Nationallieder, und brachten, als wir sie mit Punsch bewirtheten, ein munteres „Hoch“ auf die Deutschen aus. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt des schwedischen Punsches, dieses wohlschmeckenden heimtückischen Giftes, zu gedenken, welches uns auf einer Reise in Schweden auf Schritt und Tritt geleitet. Vom Frühstück bis zum Abendessen und darüber hinaus findet man in fast allen Häusern die blinkende Karaffe mit „schwedischem Punsch“ gefüllt, welcher mehr zugesprochen wird, als den Bewohnern zuträglich ist. Auf der skandinavischen Ausstellung haben zahllose Fabrikanten ihr süßes Gebräu in verlockendster Form zur Prüfung eingeschickt. Wie bei uns die Bierbrauerei, ist in Schweden die Punschbereitung eine Quelle sicheren, großen Reichthums. „Wer die Schweden vom Punsch entwöhnen könnte, wäre ihr größter Wohlthäter“, versicherte mich, wie ich glaube mit vollem Recht, eine liebenswürdige, fein gebildete Dame in Stockholm.

Nach dieser kleinen national-ökonomischen Abschweifung setzen wir unsern Weg fort auf dem Mälarnsee bis zum

Fyriesfluß, bei dessen Erreichen uns schon von weiter Ferne die gewaltige Königsburg in Upsala entgegenleuchtet. Die ehemalige Krönungsstadt*) der schwedischen Herrscher macht mit ihren geraden Straßen und hübschen Anlagen auf den Touristen einen ungemein freundlichen Eindruck. Der Dom ist das größte und schönste Gotteshaus in Schweden. Fünf gewaltigen Feuersbrünsten hat die mächtige Kathedrale widerstanden; wenn auch die prächtigen Marmorsäulen durch die Wuth des verheerenden Elementes (1702) zum Theil verkalkt und verdorben wurden, so übt doch der reine und mittelalterliche Spitzbogenstyl des schönen Tempels, dessen Schiff 186 schwedische Ellen (à 24 Zoll) lang und 86 Fuß hoch ist, einen erhebenden Eindruck auf den Beschauer aus.

Zahlreiche Grabkapellen, zum Theil in reichster künstlerischer Ausschmückung, zieren die Seitengänge. Hier liegen die Erbbegräbnisse der Familie Sture, welche Erich XIV. ermorden ließ, sowie die der Brahe. Ein prächtiges Denkmal für Gustav I. und seine beiden Gemalinnen ist in Marmor ausgeführt, rings umgeben das Monument Freskobilder, welche Scenen aus dem Leben des Monarchen darstellen: dessen ersten Feldzug gegen die Dänen, sein Erscheinen vor dem Rath von Lübeck unter Bürgschaft Banner's, der König in der Kleidung eines Darlekarlierbauers auf der Flucht, das Volk um Hilfe gegen Christian II. anrufend, in Gegenwart seiner Söhne

*) Das letzte im Dome von Upsala gekrönte Haupt war die Schwester Karl XII., Königin Ulrike.

den Reichstag auflösend rc. Dem Andenken des von Karl IX. ermordeten Gustav Panier ist ein Erinnerungszeichen in Stein gewidmet, ebenso dem Lehrer Gustav's II., dem Reichsrath Schütte, dessen Gattin als die gelehrteste Dame Schwedens bezeichnet wird. Das Denkmal Johann's III. war in Italien von Donatelli gefertigt und von Livorno nach Schweden gesandt, an der Ostküste gestrandet, dort 200 Jahre lang in Kisten aufbewahrt, bis es (1785) von Gustav III. zurückgefordert wurde. Den Scepter, den die Marmorstatue Johann's in der Hand trug, entwand Gustav III. dem Brudermörder und legte ihn auf das Grab des durch ihn gefallenen Opfers.

Das wunderschöne Standbild, eine Statue, die Religion gegen Himmel zeigend, vorstellend, ist von Angelino in Italien zum Andenken des Bischofs von Menander in carrarischem Marmor angefertigt, die Denkmale der Familie Oxenstierna, Horn, Karl Degener (Minister), Dohna (Christinens Feldmarschall, eines gebornen Preußen) und vieler Anderer vervollständigen dieses schwedische Pantheon. Mich interessirte am meisten die einfache Gedenktafel Linné's, „des Fürsten der Pflanzenkenner", wie ihn die Umschrift bezeichnet. Sie besteht aus einem Portraitmedaillon in dunklem Marmor. Der schöne in Rom gefertigte Altar, nach dem Muster des Altares der Kirche von Loretto, mit der vor ihm hängenden wuchtigen Krone von massivem Silber, und die kunstreiche, mit reichvergoldeten Basreliefs verzierte Kanzel zog meine Aufmerksamkeit mehr an, als der silberne vergoldete Sarg des heiligen Erik oder die

Menge sogenannter Kostbarkeiten, von denen viele, wie z. B. ein Wetzstein, welchen ein mecklenburgischer Herrscher der Königin Margaretha zum Schleifen ihrer Nähnadeln geschenkt, mit welchen diese, aus ihrem Hemde, als Gegengabe eine Fahne arbeitete und hierher sandte, eher in ein Kuriositätenkabinet gehören, als in die Schatzkammer eines Gotteshauses. Mit demselben Recht könnte man den Besen aufbewahren, mit welchem die Jungfrau von Orleans ging „und nimmer wieder kehrte". Wir finden ferner hier reiche Meßgewänder und juwelenbesetzte Kelche, aus Prag ge — holt, Krone und Szepter Erich's III., wieder einmal in reicher Monstranz etwas Holz vom Kreuz Christi, natürlich echt, wie die ganzen zu diesem Zweck für die Gesammtkirchen der Welt verschnittenen Waldungen, den Ring, den Ebba Brahe Gustav als Gegengeschenk für den im Skokloster aufbewahrten übergab, ein altes Götzenbild von Holz und viele andere Seltenheiten, deren Besichtigung für den Küster eine reiche Sinecure bildet. Weniger interessant ist das königliche Schloß, auf einer Anhöhe erbaut, oft durch die in Schweden so häufig wüthenden Brände zerstört, und, früher das größte im Reiche, jetzt nur in einer, allerdings 534 Fuß langen Façade wieder aufgebaut. In einem der Kellergewölbe wurde die Familie Huran von Erich XIV. ermordet.

In Upsala gewesen sein und nicht in der großen prächtigen Bibliothek das berühmteste aller europäischen Bücher, den „Codex argenteus" gesehen zu haben, ist ein schlimmerer Fehler, als von Rom abzureisen, ohne den

Papst zu Gesicht zu bekommen. Letzteres, den heiligen Vater sehen, ist gegenwärtig, wo er sich wochenlang, wie man sagt streng bewacht, für Jedermann unzugänglich, in den Vatikan einschließt, nicht so leicht, als es scheint.

Das Buch selbst, auf 111 einzelnen Blättern von rothem Pergament mit Silberlettern geschrieben, mit schwerem silbernen, reich verzierten Deckband umgeben, enthält die erste Uebersetzung der vier Evangelisten in mesogothischer Sprache vom gothischen Bischof Ulfilas, und ist wohl das erste Schriftstück aus christlich-germanischer Zeit.

Gustav Adolph hat es im dreißigjährigen Kriege in Nürnberg erbeutet, wohin es wohl zur Zeit der Völkerwanderung gekommen war. Ulfilas soll Anno 318 geboren worden sein. Die Lettern des berühmten Schriftstückes haben große Aehnlichkeit mit denen der neugriechischen Sprache. Neben demselben finden wir das Buch der ältesten nordischen: der Edda-Sage, Schriften von Luther und Melanchthon, eine päpstliche Bulle vom Jahre 1513, ein bis in's kleinste Detail geführtes Ausgabenbuch von Karl II. und einige Schriften von Linné. Leider ist der größte Theil der Arbeiten und Sammlungen des großen Mannes nach England verkauft worden.

In den Anlagen hinter dem Bibliotheksgebäude fand ich eine Anzahl Steinblöcke mit roh gemeißelten Figuren und eingehauenen Kreuzen, zwischen groben Runenzeichen. Man hat sie beim Aufgraben des Grundes der Domkirche aufgefunden, und leider eine große Anzahl derselben wieder zum Bau der Kathedrale verwendet.

Die Universität wird von ungefähr 1600 Studenten besucht, die eine lange Lehrzeit durchzumachen haben. Das Gymnasium zählt 600 Hörer. Linné's Wohnhaus und Zimmer, in welchem noch der Lehrstuhl des großen Botanikers steht, fanden wir sehr vernachlässigt und pietätlos unsauber gehalten.

Den andern Morgen fuhren wir nach Alt-Upsala (Galma-Upsala) durch triste, baumlose Ebenen. Die uralte, unschöne Kirche soll aus den Trümmern eines ehemaligen Götzentempels erbaut sein, und hat, wie der sogenannte Königshügel — ein gewaltiges Runengrab — auf dem die alten Herrscher Gerichtstag hielten, nur archäologischen Werth. Die Menge der umgebenden Erhöhungen gleichen genau den sogenannten Hünengräbern auf Rügen. Man hat viele derselben geöffnet, ohne auf irgend einen bemerkenswerthen Fund zu stoßen.

Den Abend verlebten wir in der berühmten Studentenkneipe von Upsala, „das große Verderben" genannt, wo das Orchester auf unsere Bitte uns schwedische Volksweisen zum Besten gab. Es sind die meisten derselben in moll, den ungarischen Melodien sehr ähnlich, von schwermüthiger Grundfarbe: „rosenrothe Trauer", wie sie uns ein Student sehr charakteristisch bezeichnete.

Die Rückfahrt traten wir nach dem prächtigen alten Königssitz: „Drottningholm" an. Wie alle diese fürstlichen Schlösser, ist auch dies von einem Park umgeben, dessen prächtige Baumriesen und prachtvolle Anlagen, mächtige Fontainen jede Beschreibung unmöglich machen. Nur in

England findet man so wohlgepflegte Gartenanlagen wie in den skandinavischen Reichen. Das Schloß, ein Werk Gustav's III., zeigt von mehr Prachtliebe als Geschmack, und das chinesische Haus, dessen ganze Einrichtung aus dem Reich der Mitte stammt, ist nichts weiter als das Produkt einer sehr kostspieligen königlichen Laune.

Im Park fand ich eine Riesenweide, deren freiliegende ungeheure Wurzeln neben den in verschiedenen Windungen am Boden hinkriechenden Aesten sich wie ein antediluvianisches Schlangennest ausnahmen.

Bei Einbruch der Dämmerung wurde das Boot mit einer Anzahl farbiger Lampen erleuchtet, und so gelangten wir heiter und guter Dinge nach dem reizenden Stockholm, um morgen ahnungslos unseren

„norwegischen Leiden"

entgegen zu gehen, auf die ich wohl gelegentlich zurückkomme.

Ein Volksfest in Schweden.

Zu den leuchtendsten Erinnerungen aus meiner Knabenzeit gehört die an den Kirchtag in der Brigittenau in Wien. Wir hatten immer sechs Monate Zeit, in der Erinnerung an die drei schönsten Tage im Residenzkalender zu schwelgen und uns das nächste halbe Jahr mit der Hoffnung zu wiegen, daß die Festzeit wieder näher rücke. Ganz Wien sendete seine Bevölkerung unter die grünen Bäume, auf den schwellenden Rasen hinaus, alle Stände der Residenz waren vertreten, die prächtigen Alleen des schon damals verödeten Augartens sahen verwundert herab auf den zahllosen Menschenschwarm, der sie durchwanderte. Da saß „Jung und Alt, Vornehm, Reich und Arm" in den Wirthshäusern oder auf unseres Herrgottes grünem Tafeltuche auf der Erde. Wer es erschwingen konnte, aß „Backhändel mit Salat" zu dem damals enorm hohen Preise von einem Gulden-Schein und trank sein Plützerl Horner Bier. Wenn heute Jemand die letztgenannte hellgelbe, schäumende, nach Gährung schmeckende saure Flüssigkeit sich in den Leib gießen wollte, würde man ihn für verrückt

halten, und dennoch spielte das Horner Bier zu jener Zeit die Rolle des jetzigen Schwechater Gebräues. Wer diese kostspieligen Genüsse nicht zu erschwingen vermochte, der aß seine „Savaladi" im Grase liegend, aus freier Faust und goß eine Halbe Sechskreuzersäure darauf. Dabei amüsirte sich im buntesten Durcheinander Jung und Alt an den gebotenen Unterhaltungen sehr primitiver Natur, am Gesange zahlloser Harfenisten, den Sprüngen der Gaukler, den Uranfängen der „englischen Reitkünste", am Stangenklettern und den Späßen des Hutantreibens, einem Scherz „mit Erfindung der Hüte von gleichem Alter", wie Nestroy sagt.

Froh angeheitert, aber in bester Ordnung, ohne jedwede Ausschreitung, wanderte die Mehrzahl in endlosen Reihen bei später Nacht heim, während Spätlinge wohl auch im frischen Morgenthau auf dem grünen Laken im Freien ausschliefen, um am nächsten Tage bei guter Zeit wieder zur Hand zu sein. Den Brigittenauer Kirchtag haben sie begraben; ob das zugleich mit den unglücklichen Opfern des Jahres 1848 geschah, oder ob der fröhliche Tag schon früher starb, habe ich nie erfahren können.

Berlin hat seinen Stralauer Fischzug. Dieser war während der letzten Jahre auf's schlimmste ausgeartet. Auf der Speisekarte der Genüsse dieses „Volksfestes" fand sich nur Schnaps und Prügelsuppe; letztere wurde zum Schlusse allgemein ausgelöffelt, wobei der christliche Spruch, daß Geben seliger sei als Nehmen, zur vollsten Anwendung kam. Lange Jahre hat sich in München der [illegible] alle [illegible]

Jahre wiederkehrende, höchst originelle Metzgersprung als Volksfest erhalten, während das Oktoberfest von Jahr zu Jahr an frohen Theilnehmern verliert.

Kurz, die Volksfeste in der guten Bedeutung des Wortes verschwinden vom deutschen Boden, und es ist doch etwas so Schönes und Anmuthiges, in der Freude der Menge selbst froh und heiter zu werden. Wem dies nicht klar geworden, der besuche an einem 26. Juli den Thiergarten in Stockholm zum Bellmannsfeste, an dem buchstäblich die ganze Residenz theilnimmt. Ich hatte das Glück, an der deutschen hochgeachteten Kaufmannsfamilie Sachs, die allen Landsleuten mit der herzlichsten Gastfreundschaft entgegen kommt, und an dem in der Geschichte seines Vaterlandes ungemein unterrichteten Schriftsteller Rudolf Wall, dem Eigenthümer und Redacteur eines dortigen einflußreichen Blattes, die vortrefflichsten Führer zum Bellmannsfeste zu finden. Dem Letzteren danke ich zum Theile die Mittheilungen über Bellmann selbst, diesen wunderlichsten aller Poeten, die je gelebt haben, der ein Mittelding zwischen Dichter und Eulenspiegel war. Bei uns wäre die Popularität eines solchen „Sängers der Liederlichkeit" ganz undenkbar; was mich aber mehr als Alles überraschte, war der Umstand, daß auch der Text der Lieder dieses gefeierten schwedischen Anakreons nicht in's Volk gedrungen ist, während alle Welt seine Melodien kennt. In allen Arbeiten dieses ohne Zweifel hochbegabten Mannes spricht sich eine kranke Sentimentalität neben stark cynischer Frivolität aus, eine Sucht, mit Tod und Vergänglichkeit zu kokettiren,

verbunden mit der tollsten Aufforderung zum Sinnesgenuß jeglicher Gattung. Hier einige der seltenen, in einem sittenstrengen Blatte wiedergebbaren Beispiele in der Uebersetzung von Winterfeld.

Am Sterbebette eines Freundes singt er:

Nun Profit denn! Gott Bacchus läßt dich grüßen,
Und Freia lächelt dir den letzten Trost.
Dein Bischen Blut, es will schier überfließen
Vor Freude über diesen Göttertoast;
Nun sing' zu Grabe Dich! Du willst nicht? Wetter!
O heilige Götter,
Er will noch trinken! Willst du? —
Nun dann Prost!

„Rosenrothe Trauer!" so bezeichnete mir ein geistreicher Student in Upsala die Gedichte Bellmann's

Bald das Leben ist verflossen.
Sieh, wie dort der Reiche liegt,
Sich in seinem Lehnstuhl wiegt,
Von der Trauben Saft begossen,
Lallend, nickend, heiß und roth;
Hinter seinem Stuhle stehet:
Der erbarmungslose Tod.

Karl Michael Bellmann, der zu Stockholm am 4. Februar 1740 geboren wurde, starb im fünfundfünfzigsten Lebensjahre daselbst an der Schwindsucht. Sein Urgroßvater war ein aus Deutschland eingewanderter Schneider, sein Großvater Professor an der Universität in Upsala, sein Vater Beamter. Der junge Bellmann genoß eine vortreffliche Erziehung; er war schon im fünfzehnten Jahre, außer mit den alten, fast mit allen modernen europäischen Sprachen vertraut, und befand sich mit neunzehn Jahren

schon in einer angenehmen Stellung als Beamter der Reichsbank. Dort findet man unter den Akten des jungen Mannes wörtlich folgende Stelle notirt: „Zur Liederlichkeit und Ausschweifung geneigt". Bald waren ihm seine Schulden so über den Kopf gewachsen, daß er nach Upsala entweichen mußte, ebensowenig hielt er es in einer späteren Anstellung in der öffentlichen Leihanstalt aus.

Seine ersten Arbeiten, religiöse und moralphilosophische Gedichte und Abhandlungen, sowie poetische Betrachtungen über verschiedene Evangelien gingen ziemlich unbeachtet vorüber, bis er plötzlich seine eigenthümlichen Bacchuslieder, meist in wüster Stimmung, im halben oder ganzen Rausch geschrieben, aber mit reizvollen Melodien, die er theils Anderen entlehnte, theils selbst schuf, versehen, unter das Volk streute.

Wie ein neapolitanischer Improvisator, vom Drange des Augenblicks begeistert, sang er an den Ufern des Mälarsees, oft auch im königlichen goldumstarrten Saale, zu anderen Malen in irgend einer düstern Spelunke seine zündenden Lieder, heute der hellsten Begeisterung, morgen dem trüben Quell der Fusel-Aufregung entsprungen. Dabei war Bellmann gutmüthig, zartfühlend, voll innerer Poesie. Stundenlang konnte er in dem finsteren Winkel einer Tanzkneipe sitzen und die Originale zu seinen Volksfiguren studiren, die er dann in Wort und Ton meisterhaft charakterisirte. Freilich blieb ihm dabei wenig Zeit für seine Familie übrig, und seine Wittwe, die noch am Leben war, als man unter unbeschreiblichem Zulauf und Jubel des Volkes

seine Kolossalbüste im königlichen Thiergarten, von Bystromm modellirt, aufstellte, hatte wohl einigen Grund, als der König sie fragte, ob ihr diese tausendstimmige warme Verehrung ihres seligen Mannes nicht Freude mache, die bittere Antwort zu geben: „Das ist überhaupt die erste Freude, die ich dem Seligen zu danken habe". Fortwährend mit Schulden kämpfend, Lieder dichtend und singend, angestellt und entlassen, — so floß das Leben des seltsamen Mannes dahin. Keine Unterstützung, selbst die ihm so oft von freigebiger königlicher Hand gespendete, erwies sich ausreichend, ja, als er in launigen Versen eine Eingabe an den König richtete, worin er Sr. Majestät versicherte, wenn ihm Allerhöchstdieselbe nicht allergnädigst vor Weihnachten ein gutes Amt gäbe, würde er so frei sein müssen, alleruntertänigst Hungers zu sterben", und der hohe Herr ihm darauf die Stelle eines Lotterie-Sekretärs mit 3000 Rigsdalern Gehalt anwies, engagirte er sich einen Stellvertreter, der für die Hälfte seines Einkommens die Arbeit verrichtete, zu welcher er sich verpflichtet hatte. Als er kurze Zeit darauf bei strengem Winter in dünnem, fadenscheinigem, verwittertem Costüm, vor Frost klappernd, seinem hohen Gönner begegnete und dieser seine Verwunderung darüber aussprach, den Poeten so leicht gekleidet zu finden, versicherte dieser dem König ganz ernsthaft, es sei sonderbar, daß ihn so friere, denn er könne Sr. Majestät sein Wort geben, daß er alle seine Kleider am Leibe trage.

Nach dem Tode seines hohen Wohlthäters wurde der Schuldthurm eine Zeitlang seine unfreiwillige Wohnung

(1792), aus welcher ihn der gemeinsame Beistand der Literaten Hellgren, Kesel und Jaltmann befreite. Darauf schleppte er sein Leben noch drei Jahre hin. Ehe er sich für immer in den Sarg legte, arrangirte er einen grotesken Leichenzug, mit dem er schluchzend als erster Leidtragender, mit einem lawinenartig anschwellenden Gefolge, hinter einer phantastisch aufgeputzten Bahre am königlichen Schlosse vorbeizog. Als der Monarch den dienstthuenden Kammerherrn mit der Frage an Bellmann sandte, wer ihm gestorben sei, sendete er die Antwort: Er, Bellmann, begrabe seinen Kredit. Und so kam es zur Erfüllung der traurigen Prophezeiung des tollen Liedersängers:

Ja dort, wo früher auf der Lade
Nur Bacchi Gaben ich geseh'n,
Seh' ich, o Schrecken, jetzo steh'n,
Ach Buttermilch und Limonade,
Und Hafersuppe in dem Glas.
Zwei Pfennige in meiner Tasche,
Ein alter Tisch, 'ne leere Flasche,
Ist Alles, was ich hinterlass'.
Doch ruf' ich: Bacchus lebe hoch!
Und eh' ich sterbe, trink' ich noch.

Wenn's zum Begräbniß kommen wird,
So sollen Gläubiger mich tragen,
Ein Gläub'ger ist mein Freund und Wirth,
Nur Gläub'ger sollen um mich klagen,
Sollt' zur Grube mich geleiten,
Schweigend tragen meine Bahr',
Selbst die Kosten noch bestreiten,
Weil es mir nicht möglich war.

In den feinen Zügen der Kolossalbüste, die den Meister, mit Rosen umkränzt, der Nachwelt übergab, ist

der Charakter dieses originellsten aller Volksdichter mit tiefer Wahrheit ausgedrückt. Zwischen den langen Locken blicken die gutmüthigen Züge mit dem klaren Auge, den sinnlichen, breiten, schön geformten Lippen, die ein mildes Lächeln umspielt, freundlich und angenehmen Eindruck machend auf den Beschauer nieder. Alljährlich wandert am 16. Juli die halbe Bevölkerung von Stockholm hinaus zu diesem Standbilde im königlichen Thiergarten, um das Andenken des Volkspoeten zu begehen. Dann sind alle Sängerchöre auf der Tribüne versammelt und lassen die charakteristischen Weisen, Bellmann's „rosenrothe Trauer" durch die Wipfel der mächtigen Bäume schallen, in deren Schatten er so gern geruht. Der König, leider in diesem Jahre durch Krankheit ferngehalten, bis zum letzten seiner Unterthanen, geben sich dort der heitern Lust hin. Aus den zahlreichen Vergnügungslokalen, von dem prächtigen und vortrefflich geleiteten Hasselbakken an bis in die letzte Spelunke, klingt Musik, ertönen Bellmann'sche Melodien. Auf dem grünen Rasen tummeln sich Tausende, sich an mitgebrachten Vorräthen labend, aus voller Kehle Bellmann'sche Lieder singend. Der Vollmond bestrahlt noch in später Nacht heitere frohe Gesichter; später soll der Mond Gründe haben sich zu verbergen, denn wie der Liebling der Schweden singt:

Tempel der Liebe ist jeglicher Ort,

und wie er noch, wenige Stunden vor seinem Tode, umgeben von seinen Freunden, mit heller Stimme sang:

Trinket und singet,
Ständchen mir bringet,
Ruhig und selig nun schlumm're ich ein!

so singt und trinkt Stockholm die halbe Nacht beim Bellmannsfeste; der „schwedische Punsch", das berühmte heimtückische, süße Gesöff, welches alltäglich in hellen Bächen fließt, strömt am 26. Juli mit mächtigen unaufhaltsamen Fluthen in die gesangesheiseren, durstigen Kehlen der Bewohner des nordischen Venedig.

Sommertage im Norden.

Man denkt sich eine Reise in dem sonnigen, seeumgürteten Schweden und in dem wildromantischen Norwegen als das begehrenswertheste Ziel aller europäischen Touristenwünsche. Allerdings ist die Tour, namentlich durch Schweden, wo alle möglichen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande, ganz treffliche Hotels und andere Annehmlichkeiten das Reisen ungemein erleichtern, ja selbst in Norwegen, in kleinen Gesellschaften und bei wenigstens nothdürftiger Kenntniß der Landessprache, lohnend und angenehm genug; es giebt aber bei diesen „Nordlandsfahrten" genug der Dornenpfade, vor denen unsere rosigen Wanderträume gar bald erbleichen. Ich denke noch mit Schaudern an eine solche „Vergnügungsreise", die ich mit einem bekannten Unternehmer im vorigen Sommer riskirt hatte. Derselbe, mit allen Verhältnissen im Orient vertraut, aber vollständig unbekannt mit denen „da oben", hatte zu unserer Führung einen Mann engagirt, der längere Zeit in Schweden gelebt hat, und nach seiner Versicherung auch mit genauer Kenntniß von Norwegen ausgerüstet sein sollte; ein Vorgeben,

welches sich später, zu unserem bittern Nachtheil, als gänzlich trügerisch erwies. Ein Hauptfehler der Unternehmung lag in dem Umstand, daß mehr als dreißig Personen bei jeglicher Witterung durch ein Land geschleppt wurden, wo sich, sobald die breite Heerstraße verlassen wird, nirgends auch nur für zehn die bescheidenste Unterkunft und Verpflegung findet. Wer sich also über den intensiven Nationalhaß, den man den Deutschen in Norwegen überall entgegen trägt, hinaussetzen, den gänzlichen Mangel an Comfort übersehen will, der möge seine Reise allerdings weiter hinauf über das freundliche und angenehme Schweden ausdehnen, er hüte sich aber in größerer Gesellschaft zu reisen, als zu drei, höchstens vier Personen.

Auf dem Programm für unsere Expedition war auch eine Fahrt auf dem Darlandskanal zu dem berühmten Aquädukt festgesetzt, welcher mit unerhörter Kühnheit die Wassermassen eines wilden Falles, der die Verbindung der Wasserstraßen unmöglich machen würde, in ein eisernes Bett leitet, welches die größten Schiffe trägt. Die Erfindungskraft des menschlichen Genies trägt hier einen glänzenden Sieg davon über scheinbar unüberwindliche Hindernisse. Durch die Ungeschicklichkeit des Arrangeurs war es unmöglich geworden, in Folge der schlechten Zeiteintheilung, die Fahrt auf dem Darlandskanal, welche im Programme als besonders herrlich hervorgehoben war, jetzt aber plötzlich nach der Versicherung des Führers gänzlich unbedeutend und langweilig sein sollte, zu unternehmen. Da aber einige der Theilnehmer durchaus auf der Be-

sichtigung des Aquäduktes bestanden, welcher allerdings in seinen Wirkungen viel mächtiger sich darstellt, als in seinem Eindruck auf den Beschauer, so wurde beschlossen, ein kleines Dampfboot zu miethen, und die Fahrt über den Wernersee, den größten Binnensee des Nordens, zu machen, dann von Uperud aus die kleine Fußreise zu Land zu machen. Der Capitän des Dampfers „der Polarstern", letzterer, wie es sich später herausstellte, königliches Eigenthum, übernahm ohne Weiters die Verpflichtung, uns nach Uperud und an demselben Tag wieder nach Wernersborg zurück zu bringen. Wir hatten einen mächtigen Schinken, Käse, Brod und Bier mit, aber leider, da wir denselben Tag sicher zurück zu kommen wähnten, uns weder mit Wäsche und Fußbekleidung, außer dem, was wir am Leibe trugen, belastet. Zwei junge Männer, prächtige, etwas burschikos aussehende Gestalten, denen die Hieber wuchtige Universitätsandenken auf die braunen Gesichter gezeichnet hatten, und ein sehr schlichter stiller Herr — wie es sich später herausstellte, war die Idee, letzterer sei irgend ein deutscher Pächter oder Bauerngutsbesitzer, vollkommen irrig — erbaten sich die Erlaubniß, die Ausfahrt mitzumachen, die ihnen von dem Unternehmer für Geld und gute Worte willig ertheilt wurde.

Wir fuhren noch keine Stunde, als sich der Himmel und die Stimmung der Reisenden sehr zu verdüstern anfing, der See, welcher in unabsehbarer Ausdehnung vor uns lag, fing an, mit dumpfem Grollen hohe Wellen aufzuwerfen, ein eisiger Nordwind schnitt uns entgegen und

Herrn Bayerlein

Bayerlein

München, ... 19

Ergebenst

J. Lindauersche Buchhandlung

(Schöpping)

Kaufingerstrasse 29.

warf unser leichtes Boot wie einen Ball nach allen Richtungen hin. Bald stellten sich bei Einigen die Vorboten der Seekrankheit ein; die Gattin des Capitäns, welche derselbe auf dieser „Vergnügungstour" mit eingeschmuggelt hatte, leistete in dieser Beziehung das Menschenmöglichste. Während die Arme unter heftigen Krämpfen ihr Inneres herauskehrte, holte der Lenker unseres Dampfers die Karte des Wernersees heraus und begann, sichtbar ängstlich, Vergleiche anzustellen, während er bald rechts bald links lavirte, bald wieder direkt wendete. Unheimlich gurgelte das Wasser zwischen einer Klippenreihe, deren Erhöhungen drohend über dasselbe hinaussahen. Der Schuft von Capitän war diese Tour nie gefahren, kannte daher diese Wasserstraße gar nicht, und wollte blos das kleine „Extra" zum Vortheile seiner Kasse mitnehmen, ohne Rücksicht auf die offenbare Gefahr, in welche er das Schiff und diejenigen brachte, die sich ihm anvertraut hatten. Stunde auf Stunde verrann, längst sollten wir am Ort unserer Bestimmung angekommen sein, und noch immer zeigte sich keine Spur des ersehnten Ufers. Wenn man den Führer, der seine Sorge zwischen seiner seekranken Frau und der gleichfalls seeuntüchtigen Leitung des kleinen Dampfers theilte, um Auskunft bat, so deutete er wie blödsinnig rechts und links, dann auf die Karte, die er krampfhaft in der Hand behielt, und schüttelte verzweiflungsvoll seinen Bulldogsschädel, den er, trotz allem Anschein des Gegentheiles, vollständig verloren zu haben schien. Inzwischen hatte sich der Sturm in einen Orkan verwandelt, der unser

Fahrzeug mit grimmiger Faust hin- und herschleuderte. So viel die kleine Kajüte fassen konnte, hatten sich hinab geschlichen und beschäftigten sich mit Seekrankheit, die Uebrigen standen stumm und verdrossen in ihre Plaids gehüllt an Bord und ließen die heranrollenden Sturzwellen über sich ergehen. Andere zitterten still für sich hin, Alle aber — oben und unten — schimpften auf den Führer der Expedition und des Fahrzeuges. Der letztere erklärte uns, was wir schon längst wußten, es sei nicht daran zu denken, heute noch zurückzukehren, er werde an dem nächsten Ufer landen und am andern Morgen unsere Rückkehr erwarten. Am nächsten Ufer! Wenn wir es nur gesehen hätten, dieses nächste Ufer! Vor der Hand war nichts zu erblicken, als der trübe Himmel, welcher jetzt anfing sich seines feuchten Ueberflusses in kaltem Sprühregen zu entleeren, die graugelben hohen Wogen des Sees, aus welchem spitze Felsen die Warnungsfinger in die Luft streckten, und unser willenlos treibendes, wie ein Trunkenbold taumelndes Schiff. Eine unheimliche Fahrt!

Wie lange wir noch fuhren, kann ich nicht sagen, selbst die Rüstigsten hatten bei dem auch an sie heranschleichenden Unwohlsein, dem Gefühl der vollständigsten Apathie, allen Sinn für Zeit und Maaß verloren. Nur die beiden Fremden, robuster Natur und Gestalt, abgehärtet wie Wenige, hatten weder an Gesundheit noch an froher Laune etwas eingebüßt. Mit frischem Humor und im behäbigsten rheinischen Dialekt erzählten sie von ihrer

eben vollendeten Tour an den schottischen Küsten und Seen, von ihren Reisen durch England und Norwegen.

Endlich zeigte sich uns „das nahe Rettungsufer", aber erst nachdem die Dämmerung und der feuchte Regenschleier die ganze Gegend in ein sanftes Dunkel einzuhüllen begannen. Wie der Mensch zu seinem Glück alles überstandene Uebel schnell hinter sich schleudert und vergißt, wollte auch der größte Theil der Reisegefährten nach den gebrachten Opfern wenigstens zum Aquädukt gelangen, welcher nach Aussage „der Sachverständigen" nur eine halbe Stunde entfernt sein sollte. Während also der Führer der vertrauungsvollen Heerde sich in dem winzigen Oertchen um Nachtlager für die letztere umsah, brachen wir auf und eilten auf dem theils schlüpfrigen, theils grundlos aufgeweichten Waldweg vorwärts. „Eine halbe Stunde" der Eingebornen heißt in allen Sprachen der Welt „ein und eine halbe Stunde" für die Reisenden. Der Sprühregen hatte aufgehört, um in einer Viertelstunde wieder durch einen heftigen Guß ersetzt zu werden. Bis auf die Haut durchnäßt, bis in's innerste Mark durchkältet, schlich Einer verdrossen hinter dem Andern her. Vom Ziele habe ich nur noch ein dunkles Bild im Gedächtniß; es schien mir, als ob die ganze Welt sich in Wasser aufgelöst hätte. Ein tobender Wasserfall vor uns, über denselben fort das eiserne Bett des Dalandskanales, Wasser über uns, Wasser unter uns, naß Alles, vom Stiefel bis an die Haarwurzel. Mit dem Gefühl der bittersten Enttäuschung und langem ahnungsvollen Schauder traten wir den Rückweg an. Das

winzige Wirthshäuschen bot, was es eben geben konnte, zwei elende Betten und ein dumpfiges Gastzimmer. Ein Theil unserer Reisekumpane war im Dorf untergebracht und zum Theil ganz gut verpflegt worden, einige, die auf dem Schiffe, welches wir gemiethet hatten, übernachten wollten, hatte der brutale Kapitän schroff zurückgewiesen, „da er die Kabine für seine geschmuggelte Familie brauche".

So unangenehm der Tag gewesen, so heiter gestaltete sich die Nacht, welche wir damit zubrachten, in freundlich anregendem Gespräch mit den beiden interessanten Fremden, die sich später als die beiden Barone von Marschall und von Buol, Staatsanwalt und Stadtrichter von Mannheim, uns vorstellten, zu verbringen. Auch der vermeinte Landmann erwies sich als ein gar lieber, fast zu bescheidener wohlunterrichteter Geselle, der sich später als der katholische Pfarrer Endres, in der Nähe von Augsburg zu Hause, entpuppte. Ich, meinte er, wäre ganz gut, nur raisonnirte ich zu viel über die Geistlichkeit, als ich einige Leidensgeschichten aus der Zeit meiner Direktionsführung in Freiburg im Breisgau zum Besten gab, wo sich diese Sorte viel mehr um's Theater kümmerte, als mir lieb war.

Wir verbrachten eine heitere burschikose Nacht, hieben tapfer in die mitgebrachten Vorräthe von Käse, Schinken und Brod ein und amüsirten uns studentenhaft auf eigene Faust. Wie viel Lieder wir sangen, wie viel Schwänke wir uns erzählten, wie viel Flaschen Bier wir vertilgten, wer vermag es zu zählen! Erst als keine der letzteren mehr

aufzutreiben war, verstummten nach und nach die fröhlichen Gesänge, und der bleierne Schlaf, der uns, nach den Anstrengungen des schweren Tages, umfing, ließ uns vergessen, wie primitiv unser Lager war in der Dorfschenke zu Uperud.

Freilich fing nicht jeder Tag dieser Reise so drohend an und schloß so leidlich, gar manchmal knüpfte sich an den „fröhlichen Anfang ein heiteres Ende". Ich hatte das Glück, das freundlichste Wohlwollen zu finden, in Stockholm in der mir unvergeßlichen Familie Sachs, Firma Leja (eine Notabilität für ganz Schweden), und in Christiania in der deutschen Familie Vollmann, die mir den Aufenthalt in dem sonnigen Schweden und in dem civilisirten Theil von Norwegen unvergeßlich gemacht haben. Mögen diese an den fernen Ufern des Mittelmeeres geschriebenen Erinnerungsblätter beweisen, wie dankbar ich der vielen Güte gedenke, die mir die Landsleute an dem schönen Mälar- und an der Ostsee zu Theil werden ließen.

Wer vergißt je den Anblick der Trollhättafälle und der Umgebung derselben an einem heiteren sonnigen Tage?

Was sind alle anderen europäischen Wasserstraßen, alle mechanischen Kunstwerke gegen diesen Riesenbau, bei dem der liebe Herrgott und sein genialer Liebling, Oberst Ericsson, zusammen geholfen? Der Letztere, ein Kind des Volkes, hatte sich vom armen Knaben durch sein Genie auf die höchsten zu erklimmenden Ehrenstufen emporgeschwungen, hoch oben, wo die wüthenden Fälle donnernd herabstürzen, steht sein Landhaus, er übersieht die An-

siedlung, die sein Geist inmitten der Wildniß hervorgezaubert, indem er die wilden zerstörenden Elementargeister bannte und sie zwang, dem Menschen dienstbar zu werden. Das schönste Denkmal aber, das sinnigste, hat ihm der kürzlich heimgegangene König des Landes gesetzt, indem er im Dorf Trollhätta, da wo der Kanal endet, dem Erbauer zu Ehren eine reich dotirte Schule stiftete, die des letzteren Namen trägt.

Schon die Fahrt bringt einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Wir gleiten fünf Stunden lang zwischen den farbenreichsten und stets wechselnden Landschaftsbildern, auf dem smaragdnen Spiegel entlang. Jetzt lächeln uns schöne, im reichsten Schmuck der Felder prangende Ufer entgegen, dann fahren wir vorüber an grotesken grauen Felsbergen, die uns wild und zerklüftet entgegenstarren.

Unermeßliche Thäler, in welchen die rothen Häuschen kokett hervorlugen, von Bergen umschlossen, wechseln mit Waldpartien voll duftiger Einsamkeit; einzelne dieser Landschaften wetteifern mit den schönsten Parthien der Schweiz. In großartiger Majestät, neben der sanftesten Idylle, ziehen sie an uns vorüber diese reichen Naturgemälde! In Wahrheit, es ist ein wunderbar schönes Land, dieses Schweden, welches ich neben dem wildromantischen, unweg- und unwirthsamen Norwegen mit der sanften, blauäugigen und blonden Jungfrau des Landes vergleichen möchte, welche nur gezwungen dem rohen Recken mit moosbewachsenen wirren Bart die Hand zum Bunde reicht. Während wir in froher Heiterkeit die Umgebung

anstaunen, wird unser mächtiges Schiff nach und nach 140 Fuß emporgehoben, durch die brausenden Wasser fahren wir im strengsten Sinne des Wortes berghoch aufwärts.

Wir betreten das Land, der Weg führt sanft aufwärts, neben hohen waldigen Bergen vorbei, den grünen Strom entlang. Aus weiter Ferne schon dämmern uns die Fälle entgegen, eine gewaltige Schlacht der Elemente, die Jahrtausende gegen einander toben. Jetzt stürzten sich, milchweiß schäumend, über zahllose Klippen, die rasenden Wasser des Götaelf herab. Wir wandeln auf dem wunderlichsten Teppich der Welt. Der Weg zum großen Fall ist nämlich mit dichten Sägespähnen bestreut, die hier, ein Produkt der nahen zahlreichen Bretterschneidereien, sonst werthlos, auf diese originelle Weise verwendet werden.

Immer wilder wird die Umgebung. Zwischen vier Felswänden eingekeilt stürzt sich ein Fall herab, dessen Wasser in der dunklen Tiefe schwarz wie Tinte aussehen, indem sich diese in dem kleinen Reservoir mühselig und gurgelnd durch eine kleine thorähnliche runde Oeffnung einen Ausgang erzwingen, rauscht in nächster Nähe eine Cascade stürmisch über die moosbewachsenen Steinblöcke herab, das hellgrüne Wasser verwandelt sich im Sturz in milchweißschäumenden Gischt. —

Endlich öffnet sich vor unseren erstaunten Blicken ein weites, weites Wasserthal, in welchem breit, unserem Rheinfall ähnlich, der große, weltberühmte Trollhättafall beginnt; über demselben tobt ein ähnlicher Wassersturz herab, über diesem, im weißen Schaum wie kochende Milch, wieder

einer, so weit das Auge reicht, — ein Meer von übereinander gethürmten Wasserfällen, auf denen die scheidende Sonne ruht, über das unvergeßliche Bild glühendes Licht ausgießend. Diesen brausenden Wogenkampf, der fast sinnverwirrend vor uns in die unabsehbare Tiefe stürzt, fassen grüne hohe Berge ein, auf hoher Klippe leuchtet uns der rothe Ziegelbau des schönen gothischen Kirchleins entgegen, welches das ganze Panorama krönt. Die Abendglocke ruft die Gläubigen zum Gebet, das sich wohl nirgends brünstiger zum Himmel hebt, als hier, wo er dem Glücklichen, der sie zu schauen berufen ist, seine höchsten Wunder zeigt. Gegenüber dem Gotteshause lugt, grün umbuscht, hart am Rande des Falles, das Wohnhaus des Obrist Ericksson einfach und bescheiden hervor.

In der Nähe der Gewerke, welchen die wilden Strömungen dienstbar geworden, führt eine eiserne Brücke über den großen Fall. Wir starren hinab in die schäumenden Wirbel, die sich mit uns drehen, als wollten sie uns hinabreißen in den tollen Hexenkessel, der unter uns braust und donnert; die Berge kreisen mit uns und scheinen den Teufelstanz mitmachen zu wollen. Die scheidende Sonne legt sich auf den Busen des Falles und bildet einen tausendfarbigen Regenbogen, zwischen welchem Diamanten sprühen.

Unter uns streckt die Brandung tobend mit wildem Gebrüll die nassen Arme aufwärts, um uns mit der Brücke in die Tiefe zu reißen. Das feste Material derselben, das schwedische Eisen, schwankt und zittert wie leichtes Geflecht aus Weidenruthen, die Mühlen, die Berge, die mächtigen

Räderwerke rings um uns, alles Lebende und Leblose scheint sich mit und um uns zu drehen. Schaum, Gischt, wild vorwärts reißende Wogen, niederstürzende Wasserberge um uns, unter uns, neben uns! — —

Nichts Aehnliches hat die Natur geschaffen in unserem Welttheil, nichts von dem, was ich in der Art je gesehen, läßt sich vergleichen mit den Wasserfällen und den Schleusenwerken von Trollhätta! —

Norwegische Leiden.

„Sie gehören wohl auch zu den „Bismärckern“, die gestern hier angekommen sind? Was sind Sie für ein Landsmann?“ fragte der Barbier in der norwegischen Stadt Wernersborg einen von meinen Reisegefährten, dem er gerade mit dem Messer an der Kehle schabte.

„Ich bin ein Deutscher.“

Auf diese stolze Antwort gab der Bartkratzer seinem Kunden die angenehme Versicherung: „Ja, alle Deutschen sind Spitzbuben, die man todtschlagen sollte.“ — „Sie werden auch noch alle todtgeschlagen!“ stieß er nach einer Pause heraus, indem er unserem Landsmanne dabei in grimmiger Hast mit der Klinge am Halse herumfuchtelte.

Man glaube ja nicht, daß dies eine vereinzelt stehende Ansicht oder nur die Aeußerung eines rohen und ungebildeten Burschen sei. Haß gegen die Deutschen begleitet den Touristen in Norwegen auf Schritt und Tritt, und ist keine der geringsten Unannehmlichkeiten, welche den Reisenden befallen, sobald er die schwedische Grenze überschritten hat.

Mag es der höhere Bildungsgrad sein, dem man überall in Schweden und Dänemark begegnet, jedenfalls findet man in beiden Ländern, wenigstens in der äußeren Form, keine Spur von jenem Nationalhasse, der uns in ganz Norwegen in so roher, verletzender Form entgegentritt. Die Wunden, welche der deutsche Krieg den Dänen geschlagen, „scheinen" wenigstens in deren Gemüth verharrscht zu sein; man fügt sich in's Unvermeidliche und kommt dem Fremden, welcher Nation er auch angehören möge, mit angenehmer Artigkeit entgegen.

Die Liebenswürdigkeit der feingebildeten Schweden, dieses heiteren, lebenslustigen Volkes, ist weltbekannt, und nächst Wien ist in ganz Europa Stockholm diejenige Stadt, welche der Fremde mit schwerem Herzen verläßt und deren er stets in angenehmer Rückerinnerung gedenkt.

Ich habe mich vergeblich bemüht, in Norwegen und in der deutschen Schweiz den Grund zu erforschen, warum man uns in diesen beiden Ländern, die nur Vortheil von den Deutschen haben und diese Vortheile bis über jede Grenze der Anständigkeit und Billigkeit ausbeuten, ein so vollgerütteltes Maß von Haß entgegenbringt. Daß die deutschen Erfolge die Schweizer von der offenen Gefahr befreit haben, wenigstens was ihre französischen Gebirgstheile angeht, von dem Neffen des Onkels verschlungen zu werden, sieht ein Kind ein. Ich verstehe daher die Vergötterung französischen Wesens, wie solche in Luzern, Basel, Bern sich aufdrängt, durchaus nicht. Noch weniger aber begreife ich, warum diese kleine, zwischen ihren unwirth-

baren Bergen eingekeilte norwegische Nation, dieser verlorene Posten europäischer Civilisation, uns Deutsche mit der grimmigsten Ausdauer haßt und, wo es möglich ist, verfolgt. Selbst die im Interesse der Wissenschaft fahrende Nordpol-Expedition begegnete, wie Baron Heuglin erzählt, in Norwegen Chikanen aller Art; man verweigerte nicht nur den Mitgliedern derselben jede Unterstützung, die ihnen an der russischen Küste in reichstem Maße zu Theil wurde, sondern suchte ihnen, wo es nur anging, Hindernisse in den Weg zu legen.

Im Hitterdal im Porsgrund zeigte man uns „mit gerechtem Stolze" die Stelle, wo am 26. November 1870 der französische Luftballon „La ville d'Orléans" niederging. Nachdem die Insassen, ein Herr Paul Rolier, der das Fahrzeug leitete, und ein Franctireur, durch achtundvierzig Stunden alle Qualen der Todesangst, des Hungers und der furchtbarsten Kälte bestanden hatten, landeten sie endlich im Sognethale unter dem zweiundsechzigsten Grad nördlicher Breite auf den unermeßlichen Schneefeldern der Lidhöhe. Die Reisenden hatten sich von einer gewaltigen Höhe herabgestürzt, der Ballon, um ihr Gewicht erleichtert, erhob sich wieder, verschwand aus ihren Augen und wurde erst am dritten Tage wieder aufgefunden. Nur mit dünnen Lackstiefelchen bekleidet, die bald in Fetzen von ihren Füßen hingen, wanderten sie viele Stunden lang unter verzweiflungsvoller Anstrengung über die endlos scheinenden Schnee- und Eisfelder fort, bis sie endlich mit unaussprechlichem Entzücken eine Bauernhütte entdeckten, die, von ihren

Bewohnern verlassen, doch den fast vor Erschöpfung Umkommenden für einige Stunden ein schützendes Dach gewährte. Abermals wanderten sie, in tiefe Spalten bis an die Hüften versinkend, vorwärts, bis sie endlich — keine menschliche Feder vermag das Entzücken zu schildern — ein von Menschen bewohntes Blockhaus fanden. Man betrachtete die Fremdlinge, die aus den Wolken herabgefallen schienen, mit staunender Verwunderung, man theilte mit ihnen die wenigen vorhandenen Nahrungsmittel, aber eine Verständigung blieb unmöglich. Rolier zeichnete endlich mit Kohle einen Luftballon, aber keiner der Nordlandsbewohner hatte sein Lebtag ein solches Ding gesehen. Vergebens suchten sich Wirthe und Gäste in den Lauten der Heimath zu unterhalten. Die Pariser glaubten, sie seien auf der Insel Island gelandet, bis Einer von ihnen in der Stube eine Schachtel mit den bekannten schwedischen Streichhölzern und auf der Etikette derselben das Wort „Christiania" entdeckte. Für einen Franzosen merkwürdig genug, wußte derselbe, daß dies die Hauptstadt Norwegens sei.

Endlich machte sich einer der Männer auf den Weg nach Skien und brachte den Pfarrer mit, der zufälligerweise etwas französisch verstand.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in dem nahen Städtchen Skien die Nachricht von dem wunderbaren Ereigniß, welchem der inzwischen aufgefundene Ballon einen neuen Reiz verlieh. Im Triumph wurden die beiden Reisenden sammt ihrem Fahrzeug nach Christiania gebracht, wo die enthusiastische Bevölkerung eine Reihe von Festlichkeiten zu

Ehren der Gestrandeten arrangirte, während man den Ballon zum Besten der französischen Verwundeten unter ungeheurem Zulauf für Geld sehen ließ und die gute Gelegenheit benützte, zwei deutschen Familien, einem dort ansässigen Bäcker und einem Agenten, die Fenster einzuwerfen! Später stellte es sich heraus, daß den angeblichen Franctireur Gründe „nichtpolitischer" Art gezwungen hätten, sich der Luftfahrt des Herrn Rolier anzuschließen, indem er in Folge irriger Ansichten über Mein und Dein in Form gefälschter Wechsel Paris auf diesem ungewöhnlichen Wege zu verlassen vorzog. Als man die „Unglücklichen", mit reichen Mitteln versehen, über England nach Frankreich zurückbrachte, erfaßte denn auch der lange Arm der Gerechtigkeit den „Franzosen", welcher den freien Norwegern so ungemein interessant gewesen. Sein Reisegefährte hatte keine Ahnung, mit welch' einem wackeren Kameraden er Freud und Leid getheilt. Vor Kurzem brachte ein Journal in Christiania die pikante Nachricht, daß der „Gast der Hauptstadt" seine Irrfahrten bis nach Toulon auszudehnen gezwungen wurde, wo er in Folge des zu guten Erinnerungsvermögens der Behörden seine kleinen sozialen Konflikte auf der Galeere zu verbüßen habe.

Die Depesche, welche die Katastrophe von Sedan meldete, wurde in der Stadt Skien nur in deutscher Sprache, die den Einwohnern unverständlich war, veröffentlicht. Als sich ein dort wohnender Grobschmied, aus Königsberg in Preußen gebürtig, vermaß, den Inhalt der Depesche in's Norwegische zu übersetzen, drohte man dem Manne mit

Mord und Todtschlag. Wie er uns selbst erzählte, ist seine Stellung dadurch so unhaltbar und er so verhaßt geworden, daß in ihm der Entschluß reifte, das deutschenfeindliche Land zu verlassen, obgleich er dort in Ausübung seiner Profession ein ganz gutes Auskommen findet. „Es ist mir eben als Deutscher nicht möglich, unter diesem Volke zu leben", versicherte uns der schlichte Handwerker.

Wie unangenehm sich für einen Deutschen die Reise in einem solchen Lande gestaltet, liegt auf der Hand. Ich meinestheils habe noch den großen Fehler begangen, mich der von dem Reiseunternehmer Stangen arrangirten „Vergnügungsfahrt" anzuschließen, und die sehr unangenehme Erfahrung gemacht, daß, so zuverlässig der Arrangeur für Orientreisen sich bewährt, so ganz und gar „unmöglich" sich seine Leitung für Touren im Norden herausstellt. Einunddreißig Menschen werden, an Stangen gebunden, durch ein Land geschleift, wo man nach schwerem Tagewerk kaum für sechs Personen nothdürftiges Unterkommen und Verpflegung findet. Weder auf Witterungs- noch auf andere Verhältnisse wurde Rücksicht genommen, und so mußten wir die Reise nach dem prächtigen Wasserfall Höhnefoß durch die bezauberndsten Landschaftsbilder des Tyrifjords und Humledal im offenen Wagen bei strömendem Regen machen, wurden bei einbrechender Dunkelheit auf grundlos morastigen, geradezu unglaublichen Wegen noch zur Besichtigung des großen „Höhnefoß" „befohlen", und als wir, im höchsten Grade mißgestimmt, zwischen Morast und Steinblöcken stundenlang fortschreitend, mit nassen Füßen und

leerem Magen am Ziele der mühseligsten aller Wanderungen anlangten, war die Nacht so weit hereingebrochen, daß wir durch den dunstigen Nebel- und Regenmantel nur einen zwischen den dunklen Felswänden kaum erkennbaren silbernen Streifen bemerkten, der uns als der gigantische „Höhnefoß“ bezeichnet wurde. Wir hatten ihn in gewaltigerer Gestalt, als einen mit mächtigen Holzstämmen bedeckten reißenden Fall, im Dorfe selbst gesehen, wo er, zum Dienste des Menschen gezwungen, die Baumriesen herabschleudert, die ungeheuren Mühlenwerke und Maschinen treibt und die ganze Gegend füllt mit „Nebel und Getöse“. Wir wanderten mit eben nicht frommen Wünschen für unsere Führer und in keineswegs angenehmer Stimmung zurück. Daß die „freien“ Norweger Wirthe einen Ueberfall von mehr als dreißig Menschen, namentlich deutschen Menschen, vollkommen zu ihren Gunsten ausbeuteten, kann man sich leicht vorstellen; in der Beziehung kann man aus jedem norwegischen Wirth zwei Schweizer schnitzen, und es bleibt dann noch Material genug zu einem Hotelier im Salzkammergut übrig. In der Schweiz — und manchmal auch im Salzkammergut — erhält man für sein schweres Geld doch ebenbürtige Gegenleistungen, aber — in Norwegen! Du gerechter Gott, welche Nachtlager, welche Abendbrode habe ich da „erlebt“! In der elendesten Fellahütte Egyptens ist man weit besser daran. Ich erinnere mich einer Nacht in Skien, wo in Bezug auf Nachtquartier das unglaublichste Attentat auf meinen müden Körper ausgeübt wurde. Von der in Schmutz starrenden sogenannten

„Wäsche", mit welcher das Lager bedeckt war, will ich nicht sprechen; an diese moderigen Lappen gewöhnt man sich. Daß die „ehemaligen" Tapeten des Zimmers, welches Gruftgerüche aushauchte, ebenso die Holzpanele in verfaulten Stücken von den Wänden herabhingen, war mir nichts Neues mehr; aber die Füllung des Unterbettes ist mir bis heute ein Räthsel geblieben, wenn sie nicht, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, aus nassen, verfaulten Kartoffeln bestanden hat. Bei jeder Bewegung kollerten übelriechende, klosige, zusammengeballte Knollen unter mir fort, und so brachte ich die ganze Nacht mit dem Versuche zu, „neben mir selbst zu liegen".

Diese grauenvolle Nacht wäre endlos gewesen, wenn mir nicht die niedrige Jagd, zu welcher mich jegliches über mich fortkriechendes Ungeziefer zwang, von der Wanze an bis zu den langbeinigen Spinnen — es mögen auch in dem Getümmel etliche mit kurzen Füßen gewesen sein — eine Zerstreuung gewährt hätte. Zwischen den Wandbekleidungs-Fragmenten rasselte und knisterte es in geheimnißvollen Tönen; über mir, unter mir huschte es, „kroch's heran mit tausend Füßen", und mit heißer Sehnsucht dachte ich sogar des Nachtquartieres in Höhnefoß, wo ich, auf einem Kindersofa gebettet, die Hälfte meiner Beine über die hohe Lehne herabhängen lassen mußte, wenn ich es nicht vorzog, „eingezogen zu leben". Am Morgen standen die nassen Stiefel noch vor meiner Leidensstätte, genau so, wie ich sie ausgezogen; denn der „freie Norweger" kennt keine Knechte, nicht einmal Hausknechte. Das Wesen,

welches vor der Abreise Trinkgelder einsammelt, scheint nur für diesen Zweck angestellt zu sein und fordert die Abgabe als sein gutes Recht.

Daß es bei diesen Zuständen überhaupt keine Annehmlichkeit ist, in Norwegen zu reisen, liegt auf der Hand. Mag man der leidenschaftlichste Enthusiast für die Schönheiten der Natur sein, der tägliche Mangel aller gewohnten Bequemlichkeiten macht zuletzt auch die entbehrungsfähigste Natur müde und verdrossen. Dieses Knäkkebrod, ein Gebäck, härter und unverdaulicher als Stiefelsohle, empört endlich den geduldigsten Magen, und die Fahrt auf den rasselnden, stoßenden Brettersitzen, im vollsten Lauf bergauf und bergab, giebt auch dem kräftigsten Unterleib Grund zur Revolution, zu innerer und äußerer Empörung.

Freilich hat die Natur für dieses arme Land mehr gethan, als für irgend ein anderes in der Welt. Wenn man diese nordischen Urwälder durchwandert, unter deren gewaltigen Baumriesen ein bunter, farbenprächtiger Teppich von Milliarden der prächtigen bunten Erika — Calluna vulgaris — zwischen den zarten, zierlichen Blättern und der schönen rothen Blüthe der nur hier heimischen Cinnea borealis, fast überwuchert von jedweder Gattung duftiger Beeren, vor uns ausgebreitet liegt, wo bald tief unter uns, bald in gewaltigen Sprüngen die wilden Gewässer an zahllosen Holzstämmen emporbrausen, welche die widerwillige Fluth nur zögernd weiterschleppt — der Glommen allein flößt in jedem Jahr 350,000 Dutzend halbe Baumstämme! — wenn man dann aufwärts klettert auf wilden,

ungebahnten Pfaden und die ungeheuren Berge uns näher und näher rücken, in denen der Schnee in breiten Silberbändern schimmert, und wenn dann wieder ein weites Thal voll unbeschreiblicher Schönheit sich vor uns ausbreitet, in welches ein dunkler See so tief einschneidet, daß die Sonne herabdringt, oder auch plötzlich ein Wasserfall von so ungeheurer Wucht vor uns niederstürzt, daß wir vor Staunen und Entzücken in die Kniee sinken möchten; wahrhaftig, in solchen Momenten sind alle Beschwerden der mühevollen Reise vergessen, und nur Ein Gefühl beherrscht den Reisenden: anbetende Bewunderung. Freilich fehlt der norwegischen Landschaft das, was uns in der Schweiz so unbeschreiblich anheimelt, die lebendige Staffage: das zahme Hausthier, der gebildete Mensch! Diese todstarre Einsamkeit durchdringt nicht das heitere Geschmetter fröhlicher Singvögel; über diese eisbedeckten Gletscher hat der Mensch keine Wege gebahnt! Wer darüber wegschreiten will, muß sich den lebensgefährlichen Pfad selber suchen. Verunglückt er, so findet nur der Wolf, der Bär oder der Gefährte dieser beiden Räuber, der Luchs, die Leiche des verwegenen Wanderers. Noch ist es keinen Monat her, daß zwei eingeborne, mit den Verhältnissen vertraute Norweger, ein Güterdirektor und ein Eisenbahnbeamter aus Christiania, auf einer Landparthie verirrt, in der Nacht aueinem steilen Fels von einem Schneestnrm überfallen wurden. Man hob sie erfroren auf; erfroren in der Mitte des Monates Juli! Bei Bergen brach vor wenig Wochen in der Ortschaft Flaa ein mächtiger Bär in die Heerde des Bauers Esten Klabs.

Ein Ochs stellte sich dem gewaltigen Thiere entgegen und riß seinem Feind mit den spitzigen Hörnern den ganzen Leib auf, so daß der Bär mit heraushängenden Gedärmen inmitten der geängstigten Thiere todt gefunden wurde.

Niemand in Deutschland macht sich einen Begriff von dem ungeheuren Reichthum, den das Innere des Landes an Holz und Metallen birgt. Freilich wird derselbe fast werthlos, da die Verkehrswege fehlen, die in dem intelligenten Schweden, in genialster Weise und mit enormen Kosten in's Leben gerufen, das Land nach allen Richtungen durchschneiden und ihm zum wahren Segen gereichen. „Der freie Norweger" zahlt keine direkten Steuern, muß aber seinen Theil zur Erhaltung der Land- und Seemacht beitragen — eine nutzlose Soldatenspielerei, die das arme Volk aussaugt, und zwar ohne allen Grund, denn es wird nie einem andern Herrscher einfallen, den Krieg in dieses ferne, unwirthbare Ende von Europa zu tragen. Ich sah in Christiania die norwegische Flotte beisammen. Die großartigen Monitors repräsentiren eine Summe, groß genug, um Hunderte von Schulen zu erhalten, deren Norwegen viel mehr bedarf, als solcher auf dem Meere schwimmender Festungen.

Als wir von Höhnefoß mit der Eisenbahn nach Kongsberg zur Besichtigung der berühmten Silbergruben fahren wollten, war der Stations-Chef außer sich über das Verlangen, zu gleicher Zeit dreißig Personen in erster oder auch nur in zweiter Klasse befördern zu müssen, die ihm ohne vorherige Anmeldung über den Hals gekommen waren. In

Kongsberg selbst wurden wir, bei elender Unterkunft, im „Hôtel des Mines" in einer Weise geprellt, die jeder Civilisation Hohn spricht. Von Kongsberg bis Tindoset mußten wir für jeden Wagen auf der fünf Meilen langen Fahrt die enorme Summe von vierundvierzig Thalern und beim Ole Bolkesjor für ein Stück steinharten Brodes mit Butter per Mann neun Silbergroschen bezahlen! Gegen derlei Prellereien giebt es keine Appellation! „Der freie Norweger kann fordern, was er will" — ist die stete Antwort. Dabei gilt Ole Bolkesjor für einen der reichsten Männer des Landes.

Wildromantisch ist die Einfahrt in die Silberwerke von Kongsberg. Tief im Schooße der Erde wandert man über schmale schlüpfrige Wege, auf welchen wir, zu Häupten und zu Füßen, von dem Brausen der tobenden Wasser begleitet werden. Langstielige, schleimige, weißgraue Pilze, die unser Fuß zertritt, wachsen zwischen den Schienenwegen empor; das zitternde schwache Grubenlicht beleuchtet unsicher und phantastisch die unterirdische Straße. Da drückt uns der Führer auf ein schmales schwankendes Seitenbrett. Unter dem unsicheren Tritt spritzt das schwarze Wasser hoch auf. Wie ein schwarzer Leichenkondukt kommt uns eine Reihe Wagen mit sargähnlichen, festgeschlossenen Behältern entgegen, welche das edle gewonnene Metall zu Tage fördern. Finstere Gestalten gehen schweigend neben dem gespenstischen Gefährt vorüber. Lautlos Alles! Der Mensch, der Wagen, die zu ewigem unterirdischen Kerker verdammten Pferde! Wir scheinen im Reiche ewigen Schweigens zu

wandern. Da kracht ein unermeßlicher Donner, vom tausendfachen Echo verstärkt. Man meint die Felsen wanken zu sehen. Ist es über uns, ist es unter uns? Das betäubende Rollen der gelösten Mine erlaubt nicht, dies zu unterscheiden. Zwischen zwei schmalen Wänden herab bewegt sich, von unsichtbaren Kräften regiert, eine kolossale Maschine und leert das taube Gestein mit Geprassel in die unermeßliche Tiefe. Durch schornsteinartige Oeffnungen klettert beim unsicheren Scheine des Grubenlichtes hin und wieder ein berußter Arbeiter auf lebensgefährlichem Pfade hin und an endlos schwankenden Leitern hinauf in unbekannte Räume, oder abwärts in unabsehbare Kammerfluchten. Alles lautlos, gespenstig, unheimlich!

Stunde um Stunde hatten wir in dem düsteren Reiche des Pluto zugebracht. Oben in den Vorrathskammern zeigte man uns die Resultate der finsteren Arbeit: helles, gediegenes Silber in großen Blöcken oder in wunderlichen Krystallen, auch in seltenen Exemplaren, unter welchen sich ein schwarzes rundes Stück Anthracit befindet, für das man vergebens schon 1000 Pfund Sterling geboten hat.

Zu den schönsten Landstrichen Europas gehören unstreitig die Tellemarken mit ihren Glanzpunkten, dem schneebedeckten Gausta und dem Rjukanfoß, diesem Nebenbuhler des Niagara, der 780 Fuß sich in die Tiefe stürzt. Man fährt von Tindoset bis Ornäs an den Westfjord, der große Aehnlichkeit mit dem Königssee in Berchtesgaden hat, durch eine Reihe wahrhaft bezaubernder Landschaftsbilder; bald durch meilenlange, menschenleere Ur=

wälder, in welchen nur selten ein malerisch aussehendes Blockhaus die Anwesenheit eines lebenden Wesens verkündet, bald hoch hinauf, an steilen Felswänden vorüber, die sich immer enger zusammendrängen, jetzt überströmt mit zahllosen Cascaden, dann belebt von dem schäumenden Maan-Elf, dessen milchweiße brausende Wogen in der Tiefe toben. Ueberall schließt der Alles überragende Gausta mit seinen Schneestreifen, die sich von der Höhe bis zum Fuße wie Silberbänder herabsenken, das wunderbare Bild majestätisch ab. Wie Theater-Coulissen schieben sich die dunklen Porphyrwände eng und immer enger zusammen. Das schmale Gefährt findet keinen Raum mehr zum Vorwärtskommen, und der Reisende muß den Rest der beschwerlichen Wanderung zu Fuß antreten. Wenn wir auch kleine Wasserstürze überschreiten, über morastige Gründe uns den Weg suchen, über Felsblöcke und Gerölle klettern müssen, wir vergessen doch alle Mühseligkeiten beim Anblick des stets wechselnden Panoramas, welches die schönsten Punkte der Schweiz weit, weit hinter sich läßt. Schon von Ferne kündigt der weithin rollende Donner des Riesenfalles das gewaltige Naturereigniß an. In jähem Absturz drängt die ungeheure Wassermasse in die tiefe, unabsehbare Schlucht. Milchweiß in schäumendem Gischt, in gewaltigen Absätzen rollend, sehen wir zwischen den schwarzen Wänden den Fall mit wüthendem Gebrüll niederbrausen. Ich konnte mich nicht trennen von dem majestätischen Schaupiele! Selbst der jubelnde Ruf der Gefährten, daß es in dem Wirthshause, welches an dem einsamsten Punkt da oben steht, „guten

Rennthierbraten" und sogar Portwein gebe, konnte mich nur bewegen, langsam und zögernd die hochwillkommenen Gaben in reinlichem Zimmer und für „mäßige Preise" aufzusuchen. Leider bekamen wir auf all' unseren nordischen Wanderungen keine Rennthierheerde, die Erhalterin des Norwegers, zu Gesicht. Die Thiere ziehen im Sommer hinauf in Höhen, die außer dem Wege des Touristen liegen.

Neugestärkt, wie ich war, drängte es mich wieder zu dem Naturwunder hin, welches in ungeahnter Herrlichkeit vor mir lag. An der ungeheuren platten Felswand, die wie eine polirte Schieferfläche emporsteigt, zeigte man uns den „Mariensteig", eine schmale von der Natur gebildete Leiste, auf welcher einst, der Sage nach, ein Liebespaar den wunderlichsten aller Wege zu einander gefunden, bis ein Fehltritt den jungen Mann in den bodenlosen Abgrund riß, in den Maria freiwillig sich nachstürzte. Weit in die Tiefe hinaus in freier Luft hängt ein platter viereckiger Block: „Der Schneiderfels". Auch seiner hat sich die Tradition bemächtigt. Die übermüthige Braut eines Schneiders soll nur unter der Bedingung ihre Einwilligung zur Trauung gegeben haben, daß der Nadelheld, auf dem Stein sitzend und über dem Abgrund schwebend, ihr das Brautkleid fertig mache. Dies geschah, und als das arme Schneiderlein beim letzten Stich in einen Freudenschrei ausbrach, verlor er das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe, in sein steinernes Brautbett! In diesen schauerlichen Abgrund hinab eilt mit rasender Geschwindigkeit, mit Donnergebraus

der Maan-Elf. Die Sonne ruht in den schönsten Regenbogenfarben auf seinem Busen, bis er, unten in Milliarden Schaumflocken zerstäubend, in den schwarzen Hexenkessel gelangt. Ueber das Hochplateau kann ein kühner Fußwanderer, der nicht vor Gefahren zurückschreckt, und über die Eisfelder hin nach dem Hardanger gelangen.

Wie mag es hier aussehen, wenn die erbarmungslose Hand des Winters Alles in tiefem Schnee vergräbt und der Mensch, gleichsam in ein weißes Leichentuch gehüllt, mit seinem Hausgenossen, dem Rennthier, in heißer Sehnsucht dem ersten warmen Sonnenstrahl entgegenharrt und inzwischen harte Kämpfe besteht mit dem gewaltigen Nordlandsbären und den übrigen Raubthieren, welche der wüthende Hunger in die Nähe der Menschenwohnungen, in die umfriedeten Hürden treibt. Und doch ist das Gefühl der Heimathsliebe so mächtig, daß man uns in tiefster Ureinsamkeit ein einzelnes Haus zeigte, dessen Besitzer nach Hunderttausenden von Speziesthalern gewogen wird. Die mächtige „Hütte" dieses Bauernfürsten liegt in einem Thalparadiese und ist reich geschmückt mit Allem, was die Eitelkeit des norwegischen Krösus verlangen kann. Die Decke der Wohnzimmer zieren weißlackirte Balken mit reicher Vergoldung; die plumpen Füße des Herrn Ole Bolkesjor beschmutzen den reich eingelegten Fußboden. In feinem, in Christiania gefertigtem Schnitzwerk prangen die breiten Betten, welche in Goldbuchstaben die Aufschrift tragen: „Ein' feste Burg ist unser Gott", und: „Gott allein die Ehre". Der breite Lehnstuhl ist mit Tapetenstoff über-

zogen und mit vergoldeten Muscheln verziert; der wuchtige Tisch ist aus edlem Holze, die hübsch gemalten Schränke sind mit Broncezierrathen umgeben, der große Spiegel glänzt aus breitem Metallrahmen. Auf den Geschirrstellen blitzt uns englisches feines Geschirr von Glas und Porzellan, sauberes Holzschnitzwerk entgegen. Und doch konnte uns dieser fabelhaft reiche Mann nichts vorsetzen, als eisenhartes Knäkkebrod und Butter nebst Schnaps. Seine Gastfreundschaft, so mager sie sich erwies, mußte von uns mit schwerem Gelde aufgewogen werden.

In dem hochromantischen Hitterdal besuchten wir die absonderlichste christliche Kirche. In wunderlichster Form schieben sich die Thürme, Thürmchen, Säulen und Winkel dieses 1167 erbauten hölzernen Gotteshauses in einander. Auf dem Altare liegt eine der ältesten norwegischen Bibeln aufgeschlagen, welche die Zahl des Druckjahres auf 1633 angiebt. Die „Brautstühle", ein gewaltiger Lehnsessel, die Kanzel und anderes Geräthe machen eher den Eindruck, als ob sie zu einem indischen Heidentempel gehörten, denn zu einer europäischen Kirche. Der Künstler hat sich in seiner Arbeit zu der fratzenhaftesten Fantasie verwirrt.

In der Nähe liegt der zweifällige mächtige Tinnfoß an einer überaus pittoresk gelegenen Mühle. Dieser Katarakt ist durch ein breites Steinfeld getheilt und stürzt mit imposanter Gewalt in die Tiefe, während ein dritter, kleinerer Fall die Gewerke treibt. Auf dem Hitterdalsee, der, mit dem Sauer-Elf verbunden, in einer großen Schleuse bei Skien endigt, verleidete uns ein heftiger Sturm die

Betrachtung der wunderschönen, stets wechselnden Landschaftsbilder, welche die berühmtesten Parthien der Schweiz an Reiz und Erhabenheit übertreffen.

Unter einer prächtigen Birke liegt ein Engländer begraben, der hier starb und die letztwillige Verfügung traf, daß der Baum, unter welchem seine irdischen Reste ruhen sollten, von seinen Erben angekauft werden müßte. Da diese Bestimmung ruchbar geworden, ließ sich der Besitzer dieser Birke für selbe und die zehn Fuß breite Erde rings herum den Preis eines schönen Landgutes bezahlen. Unter anderen Merkwürdigkeiten zeigte man uns an glatter Felswand den Eingang einer tiefen Höhle, in welcher die letzten Katholiken, nach der allgemeinen Einführung des Protestantismus, ihren Gottesdienst im Geheimen abhielten.

Zwei schwere Leidenstage noch mußten wir in Skien auf die Beförderung nach Christiania warten. Dort fanden wir wieder deutsch schlagende Herzen und deutsche Sympathien, Dinge, die wir während der norwegischen Fahrten schmerzlich vermißt hatten. Die wunderbar schöne Lage von Christiania und die herrliche Umgebung der nordischen Hauptstadt sind schon so oft geschildert worden, daß ich die Beschreibung des Sehenswerthen füglich einem Reisehandbuch überlassen kann. Ich erwähne nur die mir neue Erscheinung, nämlich die Einrichtung, daß sich in jedem Waggon treffliches, in Eis gekühltes Trinkwasser in eleganten Glasbehältern für die Reisenden vorfindet, welche Einrichtung unseren deutschen Eisenbahnverwaltungen, als eine wahre

Wohlthat während der heißen Jahreszeit, nicht dringend genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Den Strand fanden wir übersäet mit einer eigenthümlichen Gattung von Quallen, jener Sorte, deren Berührung mit der Haut des Menschen einen ätzenden, brennenden Schmerz hervorruft. Mit diesen gallertartigen Thieren wurden in einer zu diesem Zwecke eingerichteten Heilanstalt die kranken Glieder gichtischer Patienten heftig frottirt und dadurch, wie man mir in Christiania mittheilte, die besten Resultate erzielt.

Unser nächstes Ziel, der Besuch der wunderbaren Trollhätta-Fälle, des schönen Götaborg und des merkwürdigsten Wasserwerkes der Welt, des Dalands-Kanals, liegt außer dem Bereiche dieser flüchtigen Skizze. Unser Weg führt wieder nach Schweden, mit dem heiteren, frischen Menschenschlage; doppelt willkommen nach unseren Leidenstagen in Norwegen, welches uns ungastlicher und unkultivirter, ja fast fremder entgegentritt, als selbst das Innere von Afrika gethan.

Wintertage im Süden.

Auf unterwühltem Boden.

Wenn mich mein Wanderleben über Berg und Thal führt, an sonnigen Ebenen und schneebedeckten Höhen, an steilen Abgründen und wüsten Felseinöden vorbei, auf die verdorrte Puſzta hinaus oder in den tiefen Schoos der Erde hinab, dem hohen Norden zu, unter den Schatten gewaltiger Buchenwälder oder wie eben jetzt auf dem Wege nach fremden Ufern, wo die Palme ihr gefiedertes Haupt erhebt, so kommt es mir vor, als unternähme ich alle diese Wagnisse, diese abenteuerlichen Fahrten nicht für mich, sondern stets nur als wohlbestallter Tourist im Dienste des Publikums.

Welch' ungeheure Strecken kann man jetzt im Fluge passiren, wie bequem werden uns die Reisen gemacht, wenn man nicht zufälligerweise auf der Eisenbahn zwischen Fünfkirchen und Triest zu verkehren hat, wo die abgeschundenen harten Kissen in den zugigen Waggons keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Daseins gehören.

Pest fand ich überfüllt von Delegirten und solchen,

welche diese hören und über das Gehörte berichten mußten. Ich hatte die ungarische Reichshauptstadt lange Zeit nicht gesehen und konnte dem liebenswürdigen Andrängen meines Freundes, des genialen M. Jokai, nicht länger widerstehen, ein paar frohe Tage bei ihm zu verleben. An der Hand dieses trefflichen Führers durchstreifte ich die in unglaublichem Aufschwung begriffene Stadt, besuchte Kunstschätze, Museen, die deutsche Delegation und das ungarische Abgeordnetenhaus, wo eben ein redelustiger Deputirter drei lange endlose Stunden den Saal gründlich zu leeren sich bemühte, während in der Delegirten-Versammlung die geistreichen Debatten der Herren Dr. Herbst, Dr. Giskra, die von derbem Soldatenhumor durchwürzten Repliken des Kriegsministers und die fein zugespitzten Entgegnungen des Premiers Andrassy, trotz ihrer Dauer, unwiderstehlich fesselten.

Den andern Morgen verließ ich „Hotel Frohner“, in Schauspieler- und Schriftstellerkreisen als die trefflichste Künstlerherberge bekannt, und flog den herrlichen Ufern des Plattensees entlang dem Baranyaer Komitat zu. Mit demselben Rechte, als dasselbe „Mutter des Weins“ heißt, könnte man den südlichen Boden auch „Vater der Kohle“ oder „Heimath der Räuber“ nennen. In den langgestreckten Ebenen des Szegediner Bezirkes theilte sich bis vor zwei Jahren, wo der energische Graf Gedeon Raday sich die Ausrottung der „armen Bursche“ zur Lebensaufgabe machte, die ganze Bevölkerung in drei Theile: in Räuber, in Gehilfen derselben und in Auszuraubende. Seit Rosza

Sandor's Begnadigung nahm die Frechheit der Banditen in wahrhaft entsetzlicher Weise überhand.

Nicht nur der einzelne Reisende wurde angefallen, sondern auch die Post beraubt, die Schienen der Eisenbahnen ausgehoben, die Züge angehalten und Alles, was Werthvolles vorhanden war, davongeschleppt. Gehöfte, noch so gut bemannt, wurden mit Sturm genommen, und der Verwahrungsort der Gelder durch Martern aller Art von den Bewohnern erpreßt. Ein sehr beliebtes Torturmittel der Räuber war die Anwendung dünner starker Stricke, auf welche, wenn der Gemarterte damit fest umschnürt war, Wasser gegossen wurde. Durch die Zusammenziehung des Hanfes steigerte sich der Schmerz der also Gequälten bis zur Unerträglichkeit und zwang dieselben zum Eingeständniß. Da die Betyaren überall sichere, verrathlose Unterkunft bei den Bauern und Wirthsleuten fanden, auf der weitgedehnten baumlosen Ebene jeden Ueberfall, jedes Nahen bewaffneter Personen von endloser Ferne aus beobachten konnten, da ihnen alle Verstecke und Schlupfwinkel genau bekannt waren, so gehörte das Ergreifen derselben zu den schwierigsten Aufgaben der Panduren. Es ist begreiflich, daß sich auf diese Weise der freche Hohn der Spitzbuben fortwährend steigerte und zur wahren Landplage wurde, ja, daß einzelne der Banditen mit einem wahren Helden-Nimbus umgeben wurden, z. B. Bergam, der während meiner Anwesenheit in Fünfkirchen vor zehn Jahren erschossen wurde; Sobri Jozsi, den die Volksstimme für einen verkappten Edelmann hält, der, als er nicht mehr

Lust zu seinem gefährlichen Geschäfte hatte, sich ungefährdet in die Salons zurückzog, wo er noch eine Rolle spielen soll; Rosza Sandor, der nach langjähriger Dienstzeit als Räuber dieselbe mit einer Anstellung im Staatsdienste vertauschte, bis er, auch da auf faulem Pferd ertappt, der strafenden Gerechtigkeit anheimfiel. Ich könnte die Liste der „berühmten ungarischen Räuberhauptleute" noch um ein Beträchtliches vermehren.

Im Mai des Jahres 1868 erreichten diese abnormen Zustände endlich eine solche Höhe, daß sich der Minister des Innern genöthigt fand, den Obersten Graf Forgach zum Regierungs-Kommissär zur Aufhebung und Vertilgung des Räuberunwesens in Ungarn zu ernennen und vom Landtag einen Unterstützungsbeitrag von 100,000 Gulden für diesen Zweck zu verlangen, der auch nach langen und heftigen Debatten bewilligt wurde. Graf Forgach glaubte als Soldat seiner Mission Genüge zu thun, wenn er so viel Räuber als möglich einfangen und aufhenken ließ. Alle diese verschärften Maßregeln konnten aber nicht verhindern, daß am 8. Oktober die Diligence nach Kecskemet angefallen, der Conducteur, die Passagiere und Postillone ermordet wurden, daß wenige Tage darauf die Post ausgeraubt, ein Reisender und ein zur Sicherheit der Fahrenden mitgegebener Soldat erschossen wurde, ja daß sogar mitten in der belebtesten Straße von Szegedin der Versuch gewagt wurde, den Postwagen gewaltsam auszuplündern, daß zweimal in kurzer Zeit die Eisenbahnzüge festgehalten wurden, um sie zu leeren. Ein neuer Räuberheld, Babaj

Gyurka, machte das ganze ebene Land unsicher, Schreck und Entsetzen gingen vor ihm her. Das Ministerium wagte es nicht mehr, trotzdem die Eisenbahnen unter Militär-Begleitung fuhren, Geldsendungen mit denselben gehen zu lassen.

Da endlich erschien der Erlöser dem hartbedrängten Lande in der Person des neuen Regierungs-Kommissärs Grafen von Raday. Nicht wie seine Vorgänger zufrieden, einzelne Gauner abzufangen und der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, während in nächster Nähe wieder neue Banden die öffentliche Sicherheit auf's äußerste gefährdeten, forschte er mit scharfem Blick nach dem Grunde des Uebels; rastlos und mit genialer Kühnheit ruhte der tüchtige Beamte nicht früher, bis er alle Fäden des weitverzweigten Komplottes gegen das Leben und Eigenthum seiner Mitbürger in seinen starken Händen vereinigt hatte.

Die Resultate waren ebenso staunenswerth als segensreich. Ueber fünfhundert Verbrecher, allen Ständen, allen Vermögensklassen angehörig, fielen in das Netz der Gerechtigkeit. Reichen Schurken, welche Jahrzehnte hindurch das Haupt stolz erhoben trugen, wurde die Heuchlerlarve vom Gesicht gerissen; Beamte, selbst in hohen Stellungen, erwiesen sich als Genossen der Banditen; Mordthaten, die seit fünfzehn Jahren unter dem Schleier der Nacht verübt wurden, traten jetzt an's Tageslicht, und die Thäter büßten ihr Verbrechen. Erst einmal das Dunkel gelichtet, welches über den Missethätern schwebte, traf ein heller Lichtstrahl die ganze Meute; in der Todesangst

verrieth Einer den Andern, Jeder suchte sein elendes Leben durch feigen Verrath an dem Andern zu erkaufen.

Ich habe nicht erfahren können, ob dieser Monstreprozeß in Szegedin bereits sein Ende erreicht hat, oder ob in der nächsten Zeit noch einige der Verbrecher ihrem Schicksal entgegensehen; aber von wenig Männern wird in Ungarn mit solcher Hochachtung gesprochen, wie vom Grafen Raday, dem Vertilger des dortigen Räuberunwesens. „Angebetet wird er vom Volk", versicherte mir ein geistreicher Advokat, dem ich zum größten Theile diese Mittheilungen verdanke.

Sehr ergötzlich war mir auch die Schilderung eines Originals, des Stuhlrichters Barthos in Buskőd, durch die wunderliche Manier, mit welcher er sich den Szegény legények furchtbar machte. Von herkulischer Körperkraft, ging er stets unbewaffnet unter das Gesindel, holte sich die Führer heraus, band ihnen die Hände, während die Kameraden des „armen Burschen" mit tiefgezogenen Hüten stumme Zuschauer abgaben. „Kennt Ihr mich, Ihr Hunde?" herrschte er ihnen zu, als er einst, im Walde verirrt, unter eine solche Bande gerieth, und kein Finger bewegte sich, ihm ein Haar zu krümmen. Als die Schweinehirten vom nahen Somogyer Komitat das Vieh aus seinem Bezirk stahlen, gab er den originellen Befehl, daß jedem fremden Schweinehirten, der sich in Buskőd oder der Umgegend sehen ließe, ob mit oder ohne Vieh, ob er dort zu thun habe oder nicht, „vorderhand" fünfundzwanzig aufgezählt würden. Wurden Schweine gestohlen, so ließ er den Verdächtigen, wobei

er sich fast niemals irrte, aufgreifen und im Arrest mit Brod und Zwiebeln füttern. Natürlich bekamen die Kerle ungeheuren Durst; er stellte im Verhör eine Flasche frisches, klares Wasser vor sie hin, die er ihnen als Preis für ein unverhohlenes Geständniß, welches beinahe stets erfolgte, übergeben ließ. Vor zwei Jahren starb dieser Schrecken der Betyaren ruhig in seinem Bette. Ganz aufhören wird, trotz Raday, die Unsicherheit im südlichen Theile von Ungarn wohl noch lange nicht, und erst in diesen Tagen hat die Fünfkirchener Zeitung wieder einen Fall berichtet, wo inmitten einer nahen Ortschaft Räuber die Mauern eines Hauses untergruben, auf diese Weise in's Innere drangen und den Eigenthümer plünderten.

Fünfkirchen zeichnet sich durch einen prächtigen Dom und das schlechteste Straßenpflaster aus, welches sich wohl in irgend einem Theile von Europa findet. Während der Magistrat mit väterlicher Fürsorge die enormen Steuern einheimst, welche ihm das Bestehen und Gedeihen der nahen Kohlenwerks-Kolonie wie einen glücklichen Zufall mühelos in den Säckel wirft, läßt er die Straße dahin, wenn eine regellose, ungebahnte Zusammenhäufung von tiefen Gruben, zackigen Steinen und moorigen Erderhöhungen den Namen „Straße" verdient, in einer Weise zur lebensgefährlichen Passage anwachsen, welche die Bewohner der Kolonie bei Regenwetter von ihrer Mutterstadt gänzlich absperrt und die Zuführung von Lebensmitteln zu einer Heldenthat macht. Ich glaube, daß zu der Zeit, als die Türken in Fünfkirchen hausten — die Stadt war bekanntlich die-

jenige, welche am längsten im Joche der Muselmanen seufzte — der letzte Versuch zur Instandsetzung der Wege gemacht worden ist. Vielleicht wäre die türkische Befehls-Manier dem Fünfkirchener Magistrat gegenüber nicht übel am Platze. Die städtische Bibliothek bewahrt noch ein Dokument, welches über die rücksichtsvolle Art und Weise Zeugniß ablegt, mit welcher der damalige Pascha mit den Spitzen der Behörden in Ungarn amtlich verkehrte. Dieser liebenswürdige Brief lautet in wortgetreuer Uebersetzung also:

„Wir Kütschöf Mehmed Pascha, Oberbefehlshaber der „diesseits der Donau befindlichen Truppen des mäch-„tigen, unüberwindlichen türkischen Kaisers, Geheimer „Rath und Kommandant von Neuhäusel:

„Sobald Du, falsches, ungläubiges Schwein und „Richter dieses mit meinem Namenszuge versehene „Schreiben erblickst, befehle ich Dir, wenn Dir Dein „Leben und Kopf lieb ist, keine Stunde, keinen Tag „zu warten, sondern alsogleich in größter Eile den „hinkenden Georg (santo Giergsöt hozotan hozàt) „ohne Säumniß hierher zu bringen. Du elendes „falsches Schwein, es sind Dir auch schon einige Briefe „von mir wegen des hinkenden Schweines zugeschickt „worden, warum zögert ihr so lange und beugt euch „nicht, ihr ungläubigen Hunde? Aber ihr werdet es „sehen, daß ich Truppen über euch kommen lasse und „euch wie die Schweine zusammenbinden und im tiefen „Kerker verfaulen lasse wegen eures Ungehorsams,

„wenn ihr ihn nicht auf diesen meinen Brief alsogleich
„und mit der größten Schnelligkeit herbeibringt.
„Anno 1661. (Unterschrift.) Neuhäusel.“

Der südliche Theil von Ungarn ist seit einigen Jahren von Mißernte an Getreide und Wein schwer heimgesucht. Sonst fast im eigenen Fett erstickend, muß es jetzt sein Korn aus Rußland, seinen Speck aus Amerika beziehen. Der diesjährige Weinertrag kommt dem in guten Jahren kaum zu zehn Prozent nach, und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, ist in jüngster Zeit auch die Rinderpest im Baranyer Komitat ausgebrochen. In der Zigeunerstadt Cziklos bekamen wir in dem sonst recht guten Gasthofe nur Paprikahühner; weder Brod, Butter, Milch, noch sonst irgend ein Nahrungsmittel war aufzutreiben. „Alles Vieh ist uns gefallen“, versicherte der Wirth mit trauriger Miene.

Helle Töne der Fiedel, des Cymbals und der übrigen National-Instrumente klangen uns vor der Stadt entgegen; ein luftiges Zelt barg festlich gekleidete Gäste; im Freien drehten sich die lustigen Paare der walachischen und serbischen Eingeladenen, da die Zigeuner, die einzigen Bewohner von Cziklos, heute gerade eine Doppelhochzeit feierten. Die beiden Bräute, braune dralle Dirnen, traten uns entgegen und baten die Fremdlinge, im Zelte Platz zu nehmen; die jungen Ehegatten kredenzten neuen Wein, den ich eher für alles Andere als für Traubensaft gehalten haben würde, mit solch’ anhaltender Säure verletzte er unsere Eingeweide. Für den Geschmack oder die Bescheidenheit der einen Braut

sprach der Umstand, daß ihr Gatte, als zweiter Tannhäuser, aus dem Hörselberge ohne Nase zurückgekehrt war, was weder ihn, noch sie sehr zu geniren schien. In einer feurigen Rede, die nur durch das mangelnde Sinnesorgan einen etwas unverständlichen Beigeschmack erhielt, dankte derselbe für die erwiesene Ehre. Die Brautjungfern, worunter eine wunderschöne braune Maid mit blitzenden Augen und blendend weißem Gebiß, präsentirten süßes Backwerk und reichten den „Herren" den Mund zum Kuß, eine Ceremonie, die sich später auch bei den Brautpaaren wiederholte, was ich für meinen Theil bei dem stärkeren Geschlechte bescheiden ablehnte. Die Fiedel gellte einen Tusch dazwischen, die Tänzer warfen ihre Mützen jauchzend in die Höhe, die Dirnen drehten sich wie toll im Wirbel herum, und Jung und Alt begleitete uns unter dem Klange der Zigeunerweisen noch eine lange Strecke weit zurück. So hätten wir denn auch das unverhoffte Vergnügen einer Zigeunerhochzeit ausgekostet. Wer sich übrigens Cziklos, nach dem Rufe seiner Bewohner, als ein schmutziges Nest vorstellt, befindet sich in einem vollständigen Irrthum. Ich habe selten sauberere und spiegelblankere Bauernwohnungen gesehen, als diese.

Der Vollständigkeit wegen trage ich noch nach, daß die Zigeunerpaare nach katholischem Ritus getraut wurden und unsere Gulden, in österreichischer Währung, ohne Agio-Abzug, alle für voll annahmen.

Der folgende Tag sollte uns in den Bereich „der schwarzen Diamanten" führen, wie Freund Jokai die Kohle

nennt, ohne welche die Menschheit auf dem heutigen Standpunkt sich nicht mehr erhalten könnte.

Leider hatte es ein paar Stunden geregnet, und die kurze Wegstrecke von Fünfkirchen in die Kolonie war durch den oben geschilderten Zustand zum offenbaren Selbstmordwerkzeug geworden; wir beschlossen daher, das Wagniß nur im Sonnenschein zu unternehmen. Mit diesem stellte sich am folgenden Morgen der liebenswürdige Oberarzt der Kolonie und der gesuchteste medicinische Beistand von Fünfkirchen, Dr. Mendel, ein, um mich als freundlicher Cicerone abzuholen. Der Mann hat ein gut Stück Welt gesehen, außer seiner Wissenschaft noch vieles Andere studirt, ist in den Azoren so gut zu Hause, als an der türkischen Grenze, dabei voll reger Humanität und begeistert für das Gedeihen der großartigen Werke.

Diese, Eigenthum der k. k. privilegirten Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft und von derselben im Jahre 1852 aus bescheidenen Anfängen gegründet, nahmen im Laufe der Zeit unglaubliche Dimensionen an, so zwar, daß das ungeheure Kohlenwerk jetzt einen Flächenraum von 2,922,752 Quadratklaftern umfaßt und der Inhalt des Terrains bei einer Teufe von 150 Klaftern auf 1500 Millionen Centner geschätzt wird. Bis jetzt beträgt der tiefste Punkt der Ausbeutung 80 Klafter senkrecht unter die Erde. Während der Arbeiter im Schweiße seines Angesichtes der dunklen Unterwelt das kostbare Material entreißt, entstehen oben im heiteren Licht der Sonne prächtige, zweckmäßige Bauten, schattenspendende, blumenreiche Anlagen

und freundliche Heimstätten der Angestellten, deren Zahl sich auf 3000 beläuft, so nett und sauber, als nur ein Arbeiter-Daheim sich denken läßt. Eine sehr hübsche Kirche, mit einem humanen Priester an der Spitze, ein reich dotirtes Spital, ein gemeinschaftlicher Konsumverein, eine Dampfmühle, eine Badeanstalt, eine Lesehalle, ein Kasino, eine Gasanstalt und eine vortrefflich eingerichtete und ebenso geleitete Schule — das lobenswerthe Steckenpferd des genialen Leiters des ganzen Etablissements, Herrn Ritters von Cassian aus Hessen, zieren die Kolonie. Ich habe selbst in großen Städten wenig Lehranstalten gesehen, so trefflich mit allen Mitteln ausgestattet, so segensreich nach allen Richtungen hin wirkend, als die Schule der Kohlenkolonie bei Fünfkirchen.

Ein reich verzierter Platz mit einem schönen Pavillon versammelt an Festtagen Alles, was da lebt und schafft und sich beim heiteren Klange der Bergwerkskapelle amüsiren will. Wissenschaftlich gebildete Beamte verkehren in humanster Weise mit jedem ihrer Untergebenen, stehen ihnen hilfsbereit in jeder Noth zur Seite und machen deren Existenz zu einer, wenn auch nicht gefahrlosen, doch zu einer solchen, der sie ohne Sorge für die Zukunft in's Antlitz blicken können. Ich nenne unter diesen dankbar den gastfreundlichen Direktions-Adjunkt Ritter von Heilitschka, eine ebenso frische liebenswürdige Persönlichkeit außer seinem Geschäftskreise, als unermüdlich thätig und tüchtig inner demselben, und den wohlunterrichteten Bergmeister Littke, der mich als freundlicher Cicerone auf unseren Wanderungen

in den tiefen Schoos der Erde begleitete. Keiner von dem zahlreichen technischen Personal und den übrigen Angestellten, der nicht in tüchtigster Weise seinen Posten ausfüllte und in ganzer Liebe an dem großartigen Werke hinge, von dem er, als größeres oder kleineres Triebrad des Ganzen, einen wichtigen Theil bildet.

Es lebt ein gar heiteres, glückliches Völkchen da oben in den Bergen, wo im glühenden Sonnenbrand die Traube reift, während unten die bösen Wetter lauern, um gleich entfesselten Dämonen die Eindringlinge in ihr dunkles Reich zu vernichten. „Schlagende Wetter" bilden das Tagesgespräch in allen Kohlenwerken.

Trotzdem, daß die Wissenschaft sichere Mittel zur Verhinderung solcher Unglücksfälle an die Hand giebt, arbeiten doch sorgloser Leichtsinn und Unvorsichtigkeit den finsteren Dämonen stets in die Hände. Sollte man es für möglich halten, daß ein alter erfahrener Bergmann, als ihm ein Neuling mittheilte, er kenne kein schlagendes Wetter und wünsche einmal ein solches zu sehen, ganz ruhig ein Streichhölzchen an seiner Jacke entzündete, und dieses in den verderbenschwangeren Raum warf? Halb verbrannt und halb zerschmettert entging der Eine nur durch ein halbes Wunder dem sicheren Tode, dem sein leichtfertiger Kamerad zur Beute fiel. Noch heute liegt ein Arbeiter, am ganzen Körper schwer verbrannt, lebensgefährlich darnieder, während sein Kamerad, der mit ihm in der Teufe arbeitete und gegen alle Regel die Sicherheitslampe öffnend, selbe mit einem Phosphorhölzchen entzünden wollte, durch die furcht-

bare Gewalt des schlagenden Wetters als eine verkohlte Masse sich vorfand, an der nichts Menschenähnliches mehr zu entdecken war. Seit der wahrscheinlich Gerettete in Rekonvalescenz sich befindet, entwickelt er eine so unaufhörliche, gierige Eßlust — die Natur verlangt die massenhaften Ernährungsstoffe wahrscheinlich zur Ersetzung der durch den Brand abgehenden Säfte — daß der arme Teufel nie satt werden kann. „So gut werde ich es nie mehr haben", meinte der Verwundete. Dies tägliche Weilen im Angesichte der Gefahr lehrt die Leute unbekümmert um dieselbe hantiren, und trotz der strengen Vorschriften und Sicherheitsmaßregeln werden alle Warnungen stets mißachtet. Vor Kurzem erst hat ein Arbeiter im Pulververschluß, der nur beim Tageslicht betreten werden soll, zwei Centner zur Explosion gebracht, weil er dem Befehle zuwider handelte; glücklicherweise kam in der naheliegenden Maschinenwerkstätte kein Mensch um's Leben, obgleich der Veranlasser des Unglücks noch schwer darniederliegt. In die Presse der Briquettesfabrik, wo aus Pech und Kohlenstaub jährlich für Maschinenzwecke gegen 500,000 Centner Kohlenziegel erzeugt werden, setzte jüngst ein Gedankenloser seinen Fuß, der ihm sammt den Sehnen weggerissen wurde. Die Stelle eines Arztes in der Kolonie ist in Wahrheit keine Sinecure! Die Bruderlade, welche zur Verpflegung und Versorgung kranker oder invalid gewordener Arbeiter gegründet wurde, besitzt bereits ein Kapital von 93,301 Gulden; die Konsum-Anstalt, welche zu den gewöhnlichen, billigst berechneten Preisen ihre Lebensmittel verkauft, vertheilte am Jahres-

schlusse eine Dividende von sieben Prozent an ihre Mitglieder; am Schulbesuche betheiligten sich 420 Kinder; die Bibliothek zählt 1200 Bände. Alle gemeinnützigen Anstalten bezahlt allein, ohne jeglichen Zuschuß die Kasse der k. k. privilegirten Dampfschifffahrt-Gesellschaft. Es sind dies Zahlen und Thatsachen, die für sich selbst sprechen und keines Menschen Lob nöthig haben. Mögen sie reiche Nachahmer finden!

Es war eine mühevolle, aber lohnende Arbeit, als ich an der Hand meines freundlichen Begleiters in dem dunklen Reich, Bergmeisters Lüttke, die zahllosen Räumlichkeiten der Anstalt durchwanderte und endlich mit ihm achtzig Klafter tief in die schwarze, gähnende Tiefe fuhr. Der Luftschiffer in dunkler Nacht mag ungefähr dasselbe Gefühl theilen, wie es mich beschlich, als ich auf schmalem Brett in die unterirdische Welt hinunterglitt, wo der Wanderer gebückt in den endlosen Gängen „kraucht", wo zwischen Sandstein und Schiefer die reine schwarze Kohle mächtig zu Tage oder vielmehr zu Nacht tritt, wo dies Mineral, welches das Weltall bewegt, durch Menschenfleiß und Menschengeist an's Licht befördert und zur reichen Segensquelle für das Erschaffene wird. Mit wahrer Hochachtung schied ich von den Männern, deren Geist- und Körperkraft hier wahrhaft Großes schuf! Glückauf! Glückauf der Kolonie bei Fünfkirchen!

Eine angenehme Eisenbahnfahrt.

„Kennen Sie die wunderschöne Dame, die dort neben dem Manne mit dem schwarzen Vollbart und den dunklen, geistreichen Augen sitzt?" So fragte ich meinen Begleiter im Café Biffi in Mailand.

„Freilich kenne ich die zierliche Frau! Wüßten Sie aber, wer der Herr an ihrer Seite ist, so würden Sie sich viel mehr für ihn interessiren, als für seine Gemahlin, so reizend sie auch immer ist."

„Ist er ein Künstler?"

„Jetzt wohl der bedeutendste in Italien, vielleicht das größte lebende Baugenie der Welt. Er ist Giuseppe Mengoni."

„Der Erbauer der „Galleria Vittorio Emmanuele!" rief ich lebhaft aus.

„Nicht nur der Galerie, auch der Krystall-Markthalle in Florenz, die eben der Vollendung entgegengeht und der merkwürdigste Hallenbau Europas wird, sowie der monumentalen Sparkasse in Bologna, eines der prächtigsten und

großartigsten Paläste Italiens, des Politeama-Theaters in Rom, welches auf Kosten der Regierung demnächst in Angriff genommen und mit dem alten Colosseum rivalisiren wird, der Schöpfer zahlloser Prachtbauten in ganz Italien. Dabei ist der Mann noch nicht siebenunddreißig Jahre alt."

In diesem Augenblicke blickte Mengoni auf, erkannte, grüßte meinen Begleiter und trat an unsern Tisch. Zur guten Stunde! Ich danke derselben die Bekanntschaft eines der bedeutendsten Männer unserer Zeit.

Der schönste Bau der Neuzeit, die großartige „Galerie Victor Emanuel", naht seiner Vollendung, obgleich der Theil, an welchem noch gearbeitet wird, in einem dichten Bretterfutteral steckt, und die alten Baracken, die auf dem Domplatze jedes Auge beleidigen, nur als Maske für die Palastreihe dienen, welche dahinter rastlos in die Höhe gezaubert wird. Mengoni liebt es, seine Landsleute mit Wundern zu überraschen. In einer schönen Nacht werden die Hüllen stürzen, die alten, baufälligen Häuser eingerissen werden, und beim Erwachen werden die erstaunten Mailänder ihre geliebte „Galleria" und die neue „Piazza del Duomo" fertig sehen. Kein Platz in Europa wird sich dann mit diesem messen können. Freilich hat die Stadt dieser wunderbaren Verschönerung enorme Opfer gebracht. Achtzehn Millionen Werth betragen die Bauplätze, welche der Magistrat seinen Mitbürgern geschenkt hat. Natürlich steigern sich die Grundwerthe im Mittelpunkte der Stadt dadurch ganz außerordentlich. Der Quadratmeter, der sonst

höchstens 500 bis 600 Francs kostete, wird jetzt mit 1250 Francs bezahlt.

Einen Theil des neuen Palastviertels baut die Wiener oder vielmehr Weltfirma Philipp Haas; die Säulenhallen und sonstigen Verzierungen an diesem großartigen Etablissement werden auf Kosten der Stadt errichtet. Das mächtige Hauptportal wird in Europa an Großartigkeit der Anlage und Schönheit der Ausführung keinen Nebenbuhler haben. Mengoni arbeitet Alles bis in's kleinste Detail aus; seine Entwürfe vereinigen in der gewaltigen Anlage die Kühnheit eines Michel Angelo mit der zierlichen Sauberkeit eines Benvenuto Cellini in den zahllosen Einzelheiten. In diesem Augenblicke ist der große Künstler damit beschäftigt, der Weltausstellung von Wien ein namhaftes Geschenk zu machen, dessen Kosten für ihn selbst die Summe von 25,000 Francs betragen. Er arbeitet nämlich an einem sehr instruktiven großen Modelle der Victor-Emanuel-Galerie in Mailand und der Markthallen in Florenz. In letztere wird man mit Lastwagen in die Kellerräume fahren können, um die Waaren unterzubringen, während die Modedame ihre elegante Equipage in die zweite Etage kuschirten lassen kann, um dort ihren Bedarf einzukaufen nnd sofort mit nach Hause zu nehmen. Schattendächer und Glaskuppeln schützen die Verkäufer in ihren sauberen Bogen vor jeder Unbill des Wetters, und das Ganze vereinigt Zweckmäßigkeit und Eleganz in originellster Weise. Man muß die Arbeitssäle mit dem Schülerpersonale Mengoni's sehen, muß einen Blick in die Mappe voll bereits ausge-

führter und zukunftsreicher Entwürfe, von der Hand des Meisters, werfen dürfen, um mit Erstaunen zu erkennen, was solch' Genie „von Gottes Gnaden" in der Hälfte eines Menschenalters zu schaffen im Stande ist. Nicht nur der Mailänder, sondern jeder Italiener ist stolz auf diesen Sohn Bolognas, und die Medaillen, welche man ihm zu Ehren schlug, sind eine seltene, aber wohlverdiente Auszeichnung.

Zwei neue Theater werden in Mailand das Publikum anzuziehen suchen: das eine, nach seinem Erbauer, dem Grafen Verme, Teatro del Verme genannt, ist ein einfaches, geschmackloses Gebäude, in welchem Opern ziemlich gut gegeben werden und in diesem Augenblicke eine junge gluthäugige spanische Tänzerin, Rositta Mauri, die alten und jungen Mailänder Enthusiasten in Feuer und Flammen setzt. Ich will die deutschen Intendanten bei dem gegenwärtigen Mangel an guten Tänzerinnen auf diese talentirte, schöne Prima Ballerina aufmerksam gemacht haben. Das zweite, Teatro della Commedia, ist ein sehr elegantes, zweckmäßiges, reichverziertes, mittelgroßes Schauspielhaus, welches erst nach meiner Abreise eröffnet wurde. Mein Reiseziel war Nizza. In Genua wurde ich vielfach gewarnt, mich der neuen Eisenbahn anzuvertrauen, welche endlich fertig geworden, längs der Riviera di Ponenta nach Nizza führt. Die wunderlichsten Gerüchte schwirrten darüber herum, von der bodenlosen Nachlässigkeit, mit welcher der Bau überhaupt ausgeführt wäre, von den Zerstörungen, welche die in ganz Italien wüthenden Ueberschwemmungen

an demselben angerichtet, von der Rücksichtslosigkeit der Verwaltung gegen das Publikum. Ich habe in Beziehung auf den Glauben an derlei Gerüchte etwas von einer Thomas-Natur und denke wie Börne, der einem Mädchen, welches ihm ihr Leid aussprach, daß ihre Feinde ihr nachsagten, „sie habe sich Zwillinge erspart", die tröstliche Versicherung gab, er glaube von allem Schlimmen, das man ihm mittheile, stets nur die Hälfte.

Trotz einer sehr unruhigen Reise in Gesellschaft einer jungen Offiziersfrau, die dem Gatten den jüngsten, sehr lebhaften Weltbürger aus ihrem Ehesegen entgegenbrachte, der auch als mein Thürnachbar im Hotel kreischend und winselnd mich in Genua um die Nachtruhe gebracht hatte, brach ich doch mit dem Morgengrauen auf, um den Schnellzug nach Nizza nicht zu versäumen. Keine Droschke zu finden! Also zu Fuß durch die vom Regen unterwühlten, morastigen Straßen, über das aus den Fugen gehobene, zum Fußbrechen geeignete Steinpflaster hinweg. Auf dem Bahnhofe erfuhr ich, daß der Schnellzug nach Nizza seit Tagesfrist aufgehoben sei, daß aber um halb ein Uhr Mittags ein directer Train dahin abgelassen werde. Also zurück in's Hotel! Der junge Soldatensprößling war früher erwacht als die Morgensonne und begrüßte den Tag mit durchdringendem Gekreisch.

Um nicht die prächtigen Landschaftsbilder von San Remo bis Nizza in der Dunkelheit passiren zu müssen, nahm ich mein Billet nur bis zur erstgenannten Station, an welcher wir um halb sechs Uhr Nachmittags laut

Coursbuch eintreffen sollten. Ich suchte mir das Coupé für Nichtraucher und in diesem die linke, dem Meeresstrande zu gelegene Seite, und ließ mich mit dem Gefühle eines Gourmands nieder, dem eine Platte frischer Austern servirt wird. Der strömende Regen verhüllte leider die gehoffte Aussicht, indem er rings um sie seinen dichten, nassen Mantel schlug. Nur ab und zu sah ich wilde Bergwasser sich wie gewaltige Ströme zwischen die Felsschluchten zwängen, die Bahn zum Theile überschwemmend; durch den zusammengeballten feuchten Nebel sah ich romantisch gelegene Ortschaften, Reste alter Sarazenenbauten, terrassirte Gärten, gekrönt von hellen Landhäusern, und wieder wilde, düstere Einöden. Alles flog wie eine Traumscene an mir vorbei. Auf dem weiten Meere trieben die Schiffe, ein Spiel der empörten Wellen. Mit „meines Geistes Augen" sah ich die, welche sich dem treulosen Element vertraut hatten, elend, krank und jammernd sich in der Cabine krümmend, ich sah —

„Aussteigen! Wagenwechsel!" brüllte der Conducteur, die Thür aufreißend.

Aussteigen, in dem grundlosen Morast? Leichter gesagt, als gethan.

„Station Albisola!" hieß es wieder. „Rasch aussteigen, der andere Zug wartet!"

Eine Menge Jungen balgten sich um das Handgepäck der Reisenden, indem sich jeder klüglich nur mit Einem Stückchen belud. Unter den Regenschirmdächern bewegte sich der Zug der Passagiere durch einen Hohlweg wie eine bunt

gefärbte Schlange vorwärts. Zur Seite starrten uns die Joche der gewaltigen Bogenbrücke von Albisola, die über eine breite Bucht führte, entgegen. Der mittlere Theil der Brücke war bis auf den Grund eingestürzt, ein Theil der Trümmer ragte aus dem Meere empor. Der Einsturz geschah, als der Zug kaum eine Viertelstunde den elenden Bau passirt hatte, dessen Lotterigkeit und schlechtes Material an dem Durchschnitt der stehengebliebenen Reste recht augenfällig zu bemerken ist. Es sah unheimlich aus auf der Station Albisola und nichts weniger als Vertrauen erweckend für die weitere Fahrt. Zwei Stunden waren wir gefahren und drei Stunden hatten wir vor dem Hinderniß versäumt. Mit einer ganzen Provinz italienischen Bodens an dem Schuhwerke bestiegen wir den neuen, jenseits der Bucht wartenden Train. Es dauerte noch eine Stunde, ehe das Gepäck wieder untergebracht war und der Zug sich Schritt für Schritt mit beängstigender Langsamkeit in Bewegung setzte.

Die Zeit, in welcher wir San Remo erreichen sollten, war bereits um, als wir in Savona ankamen, mithin ein Drittheil der bestimmten Fahrt zurückgelegt hatten. Die Dunkelheit war inzwischen eingebrochen, als man uns während des herabströmenden Regens zwang, auszusteigen und abermals in die graue Dämmerung, auf ungebahnten, grundlosen Wegen oder vielmehr Umwegen, längs der umbrandeten Meeresküste eine Fußwanderung anzutreten, mit der verglichen die früher bei Albisola eine angenehme Landpartie zu nennen war. Zum Unglücke fand sich, da

der Stationsort in weiter Entfernung liegt, keine spekulationslustige Jugend zur Schleppung des Handgepäckes vor, und jeder Passagier hatte für das Fortkommen des Gepäckes wie für das eigene Selbst zu sorgen. Ich belud mich mit Plaid, Handtasche, Schirmfutteral und Hutschachtel und trat die böse Wanderung an. Auch bei Savona war die Brücke eingestürzt; sie war ein Werk desselben Baukünstlers, der die übrigen Monumentalwerke der neuen Bahn ausgeführt hatte, und wir mußten die ganze Strecke, ungefähr eine Stunde lang, umgehen. Aber welche Stunde! Ich habe manche Meile auf schlecht gebauten Bahnen befahren, ich habe sogar die Tour von Eger nach Karlsbad, auch theils zu Fuß, theils per Eisenbahn zurückgelegt, aber was ist das Alles gegen die Schauderhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit jener Bahn, welcher wir soeben im leichtfertigsten Wagniß unser Dasein anvertraut hatten. Kein Wegweiser, keine Laterne, nicht der geringste Schimmer leitete und erhellte den nachtschwarzen Pfad. Fluchend, schreiend und stürzend wanderten die armen Menschen den entsetzlichen Weg. Ein armes Weib kreischte nach ihrem Kinde, welches weinend in den Morastgründen niedergestürzt war. Man tobte, rief nach dem Conducteur. Vergebens, Niemand kümmerte sich um die Schutzlosen. Dazwischen prasselte der Regen erbarmungslos nieder, der Sturm heulte in langgezogenen Tönen, und die brausenden Meereswogen schlugen klatschend an das nahe Ufer.

Wie ein gespenstiges Ungethüm stand endlich die lange Wagenreihe vor uns in der dunklen Nacht. Zum Tode

erschöpft, suchte ich, durchnäßt bis auf die Haut, von Kälte bis auf's Mark durchschauert, ein Coupé für Nichtraucher auf und setzte mich zwischen meine fluchenden und triefenden Leidensgefährten. Noch über eine Stunde mußten wir warten, ehe das Gepäck, welches auf offenen Handkarren gefahren wurde, nachkam. In unserem Waggon brannte nicht nur kein Licht, sondern die Oeffnung der herausgenommenen Laterne ließ dem Regen freien Eingang in den Wagen. Nachdem man sich um Beleuchtung fast heiser geschrieen, ohne daß Jemand auf die Bitten und Drohungen die geringste Rücksicht genommen hätte, verließen die meisten Mitbewohner meines Coupés das Lokal und suchten in einem erhellten Waggon ein Unterkommen. Ich blieb sitzen, suchte meine Reiselaterne hervor, mit welcher ich stets versehen bin, und befestigte sie, nachdem ich selbe erhellt, an der Wand. So hoffte ich mich wenigstens in meinem nassen Jammer ausstrecken zu können.

Eine halbe Stunde waren wir, Schritt für Schritt, weitergetrödelt, als der Zug plötzlich wieder, mitten auf einem öden Felde vor einem unbeleuchteten Tunnel anhielt. Ohne Auskunft zu erhalten, ohne daß irgend ein Mensch über den Grund des Anhaltens Rede gestanden hätte, fuhren wir nach einer bangen Stunde Wartens in den Tunnel. Wieder hielt der Zug, ab und zu einen Anlauf zu einem stoßweisen Ruck vor- oder rückwärts nehmend, was in mir stets das angenehme Gefühl erregte, als ob mir unentgeltlich ein Zahn ausgezogen würde. Dann gab die Maschine durch den Versuch, ein schwaches Pfeifen

auszustoßen, ein mattes Lebenszeichen von sich, und wieder fuhren wir in die Nacht hinaus.

Während der Fahrt öffnete sich geräuschlos die Thüre meines Waggons, und bärtige, schlamminkrustirte Männergestalten schoben sich herein, denen man es ansah, daß sie nur dritter Klasse fuhren, wenn keine vierte im Zuge war, Bursche, neben welchen die bekannten Bassermann'schen Gebilde als hoffähige Salonfiguren gelten konnten. Sie ließen sich triefend neben mir nieder und rauchten mir, im Coupé für Nichtraucher, ihre Stinkadores ganz ungenirt in's Gesicht, mit der lebhaften Zeichensprache der Italiener ihren lauten Dialog begleitend. Auf meine barsche Frage, was sie hier zu suchen hätten, entfernten sie sich wieder lautlos, wie Gespenster beim Hahnenschrei, und suchten, an dem Trittbrett des Wagens zurückgleitend, ihre Ställe auf. Und wieder fing die Maschine an, ruckweise vor- und stoßweise zurückzuwandeln, stehen zu bleiben und wieder wie besessen zu laufen. Ich war mürbe geworden. Wenn auch nicht zum Helden geboren, besitze ich doch jenen Touristenmuth, ohne den sich große Reisen überhaupt nicht unternehmen lassen, jenen Muth, der uns daran gewöhnt, einer an uns herantretenden Gefahr ruhig und besonnen in's Antlitz zu sehen. Aber in dieser denkwürdigen italienischen Eisenbahnnacht überkam mich ein Gefühl der erbärmlichsten Feigheit. Ich zitterte für mein Leben, ich grübelte über alle möglichen Rettungsversuche nach, wenn der Zug, wie wahrscheinlich, aus den Schienen kommen, wenn er im Bauche eines der zahllosen Tunnels mit einem andern zusammen-

stoßen, wenn wir mit dem halbzertrümmerten Fahrzeug durch den grundlosen Morast geschleift oder über einen steilen Abhang in's Meer gestürzt würden, wenn —

„Station San Remo —"

Ich bin nie, zum Tode verurtheilt, auf dem Richtplatz begnadigt worden, aber ich kann mich jetzt recht lebhaft in die erfreuliche Situation denken. Ungefähr so beglückend muß das „Pardon" durch die Nerven rieseln, wie mir das „San Remo" entgegentönte.

Wie ich in's Hotel kam, weiß ich nicht mehr. Mit unbeschreiblicher Wonne streckte ich im Bette die müden Glieder aus, während der Regen an's Fenster klatschte und der Pfiff der ohne mich abfahrenden Lokomotive ertönte. Aber noch sollten meine Leiden nicht zu Ende sein. Ich war entschlummert, ein süßer Traum umfing mich, eben sollte der ganze Verwaltungsrath der Eisenbahn gehenkt werden, der Direktor zuletzt, da rüttelte mich ein mit einer Laterne bewaffneter Mann aus dem wohlverdienten Schlafe. Meinen Gepäckzettel in der Hand, erklärte er mir, ich müsse aufstehen und mir meinen Koffer auf dem Bahnhofe selbst aussuchen, da durch den Regen alle Gepäcksnummern abgeweicht und verschwunden wären. Das allein fehlte mir noch! Fluchend fuhr ich in die nassen Stiefel, fröstelnd in die feuchten Kleider und ging durch moorgründige Wege in die Eisenbahnhalle. Wie sah mein Koffer aus! Der drei Stunden langen Fahrt im offenen Karren beim heftigsten Regengusse hatte seine sonst in drei Welttheilen bewährte Constitution nicht widerstehen können: alle Weich-

theile lagen aufgelöst, sein Inneres lag bloßgelegt vor mir da. Die Tasche, deren Aeußeres die kunstfertigen Hände meines Töchterchens mit der zierlichsten Stickerei umgeben hatten, erschien wie ein Objekt der Ausgrabungen von Pompeji. Eine versteinerte Schlammkruste ließ keine Ahnung von der reizenden Zeichnung aufkommen, die unter dem Diluvium verborgen lag.

Da es bereits anfing, früh am Tage zu werden, so machte ich mir die Zerstreuung, meine „patschnassen" und verschieden gefärbten Wäsche= und Kleidungsstücke aus dem Koffer zu zerren, wobei ich nicht nöthig hatte, das Schloß zu öffnen, und dieselben zum Trocknen auf allen Möbelstücken meiner Stube auszubreiten. Es sah im Zimmer aus wie auf einem Schlachtfelde den Tag nach der Bataille. Auch die Spuren der Schlachtfeld=Hyänen fehlten nicht, denn Diebshände, denen freilich die fürsorgliche Verwaltung der Bahn das Handwerk leicht gemacht, hatten eine schöne werthvolle Denkmünze, welche die Stadt Mailand auf den Schöpfer des neuen Domplatzes schlagen ließ, und noch ein werthvolles Andenken, einen Briefbeschwerer aus Bergkrystall, aus dem offenen Bauche des Koffers gezerrt und als Beutestück fortgeschleppt. Sanfte Morgenlüfte und eine rosenrothe Färbung des Firmamentes zeigten mir das Ende der Schreckensnacht an, als ich dem hilfreichen Hausknecht meinen Entschluß anzeigte, den folgenden Tag „einen langen Schlaf zu thun", und ihm meinen klaffenden Effektenbehälter mit der Weisung übergab, einen Künstler zu suchen, der

ihn nothdürftig in den Stand setze, um wenigstens Nizza damit zu erreichen.

San Remo ist berühmt wegen seiner Palmen und seiner Langeweile. Beide hatte ich Gelegenheit, am folgenden Tage gründlich kennen zu lernen. Die Lage des vor scharfen Winden geschützten Ortes ist sehr hübsch, aber die Zeit schleicht in Gesellschaft kranker Gentlemen und deren Misses und Ladies trostlos und endlos durch die sauberen Straßen.

Diese Palmen imponiren mir nicht, der ich unter den Tropen zu intime Freundschaft geschlossen habe mit den wirklichen, die, tausendfach mit süßer Frucht beladen, zahlreiche gefiederte Sänger unter ihrer wiegenden Krone beherbergen. Hier kommen mir die Palmen mit den schmalen trockenen Blättern, frucht- und blüthenlos, wie gemaltes Feuer vor. Wer den Orient kennt, kann sich nicht daran erwärmen. Dagegen zeigt das saftige Grün der Citronen- und Orangenpflanzungen, wechselnd mit der hellen Farbe der Feigen- und der Mandelbäume, der Kastanie, mit dem dunklen Graugrün der Olivenwälder, zwischen denen helle Landhäuser kokett hervorlugen, ein gar freundliches Bild. An den Schaufenstern liegt Alles zur Ansicht da, was der verwöhnteste Großstädter an unentbehrlichen Entbehrlichkeiten nöthig glaubt; Raritäten-Krämer verlocken die englische Sammelwuth durch Ausstellung aller möglichen und undenklichen Sonderbarkeiten: Schmetterlings-Sammlungen und alte Stühle, verblichene Teppiche und gebrauchte Meßgewänder, Incunabeln und verrostete Harnische — Alles

findet Old England hier, um daheim seine Wohnung zu überladen.

Den folgenden Tag fuhr ich mit dem, natürlich abermals um einige Stunden verspäteten Train nach Nizza. Vergessen waren alle Qualen und Leiden der vergangenen Tage beim Anblicke der wunderbar schönen Landschaftsbilder, die sich vor unseren Augen in fortwährendem entzückenden Wechsel abrollten. Stets hart am Ufer des blauen Meeres, welches diesmal im hellen Strahl der Sonne wie ein Spiegel sich vor uns ausbreitete, geht die prächtige Fahrt vorüber an zahllosen größeren oder kleineren, aber stets herrlich gelegenen Ortschaften, bald ansteigend an schroffen Höhen, bald umbuscht von tiefen Thalsenkungen, hier die Reste eines alten Raubnestes aus der Sarazenenzeit, dort ein leuchtendes Schloß, verziert mit Statuen, Terrassen, Säulenhallen, ein einfaches Landhaus, umkränzt von einem Rebengürtel. Vorbei saust der Zug an wilden Abhängen, zwischen engen Schluchten, neben herabstürzenden schäumenden Gebirgswassern, an blühenden Ortschaften, welche vorspringende Landzungen oder tief einschneidende Buchten umsäumen.

Mentone, das prächtigste Naturspiel in Europa, Monaco, das zukunftreichste Raubnestchen, beherrscht von einem Westentaschen-Fürsten und seinem Spielpächter, hoch oben wie ein Geierhorst auf einem steilen Felsen gelegen, endlich Nizza, die prächtige Stadt, der einzige der klimatischen Kurorte, wo sich auch der Gesunde amüsiren kann.

Wer nicht an die Unfehlbarkeit der Bibel glaubt, der

muß denken, Nizza sei der Ort gewesen, an welchem der Satan einst Christus in Versuchung führen wollte, indem er ihm Alles anbot, was er um sich sähe, so er niederfiele und ihn anbete. Es gehört eben eine Christusnatur dazu, um das auszuschlagen; Napoleon hat später der Versuchung nicht widerstehen können. Freilich hatten im Jahre Dreißig nach Christi Geburt die Grundstücke noch nicht den jetzigen Werth. Natur und Kunst haben Alles aufgeboten, um Nizza zum Lieblingsaufenthalte der besser situirten Minderheit jener Staatsbürger zu machen, welche dem nordischen Winter ein Schnippchen schlagen wollen. Dazu sorgt der nur zu oft aus den eisigen Schluchten des Rhonegebirges hervorbrechende, von Brustleidenden so sehr gefürchtete Mistralwind, daß Schwerkranken der Aufenthalt hier unmöglich und dem hiesigen Kurort nicht die Physiognomie eines Krankenhauses für Todeskandidaten aufgedrückt ist. Selbst die Erinnerung an Neapel erbleicht bei dem Anblicke von Nizza, welches sich ebenfalls um die blaue Meeresbucht, umgeben von einem Bergeskranz, ausbreitet. Zum Glück fehlt hier der Schmutz, welcher in Neapel alle Häuser inkrustirt; die hellen freundlichen Prachtbauten von Nizza haben nichts mit dieser National-Eigenschaft gemein.

Ich wohne im „Hotel et Pension Suisse", welches ich allen Landsleuten auf's dringendste empfehlen kann. Deutsches Besitzthum, deutsche Reellität, vortrefflich deutsche Bedienung, mäßige Preise und sehr gute deutsche Gesellschaft machen den Aufenthalt in diesem Muster-Institute zur höchsten Annehmlichkeit. Hinter dem Hause, aber zu demselben

gehörig, erhebt sich terrassenförmig ein prächtig angelegter Garten, der auf eine Anhöhe führt, von welcher man einen wunderbaren Umblick hat. Auf einer Seite der belebte Hafen, auf der andern das weite Meer, welches sich bei ruhigem Wetter wie ein einziger Spiegel bis zu dem Leuchtthurme der Vorberge von Antibes ausbreitet. Das Ufer entlang führt der schönste Spaziergang, die Promenade des Anglais, auf welcher sich bewegt, reitet, fährt, wer sehen will, um gesehen zu werden. Hier im Jardin public drängen sich geputzte Menschen aus aller Herren Ländern; in Lauten jeder Zone schwirrt die belebte Konversation durcheinander während der Pausen der Musik, welche das vortrefflich besetzte Orchester dreimal die Woche zum Besten giebt. Die Schaufenster wetteifern mit dem Luxus von Wien oder Paris, und zwei Theater, eine mittelmäßige italienische Oper und ein auf gleicher Stufe stehendes französisches Schauspiel, suchen die Liebhaber anzuziehen.

In diesem Momente schwebt ein pikanter Injurien-Prozeß zwischen den Vätern der Stadt und dem französischen Theater-Direktor. Letzterer sah sich nämlich in seinen Ansprüchen gekränkt, als die Stadt dem italienischen Opern-Unternehmer unter der Bedingung, daß er ein Ballet entrire — welches aber trotz langer Wehen noch nicht zur Welt gekommen ist — eine Subvention von 25,000 Francs bewilligte. Er schrieb, in allerdings ungehöriger Weise, an die Vertreter der Munizipalität und machte ihnen Vorwürfe, daß sie seinem Kollegen einen fetten Kuchen zukommen ließen und ihm nicht einmal Brosamen gönnten.

Nicht das Publikum von Nizza, sondern der Magistrat brauche ein Ballet. Ueber den letzten Satz sittlich entrüstet, ist nun die Stadtverwaltung, der man übrigens in Bezug auf ihre Bemühungen um das Gemeindewohl nur das Beste nachsagen kann, gegen den Histrionen-Chef klagbar geworden. — In dem runden Thurme, welcher den Garten des „Hotel Suisse" krönt, hat Meyerbeer, dessen Wittwe gleichfalls hier Winterquartier aufgeschlagen hat, seine „Afrikanerin" komponirt.

Seit einigen Tagen hat sich die Physiognomie von Nizza sehr zum Nachtheile der Vergnüglinge geändert. Ein das Mark durchkältender Nordwind dringt unaufhaltsam in alle Räume, die grünen Berge ringsum sind begraben unter einer leuchtenden Schneedecke, das Meer ist aufgewühlt bis auf den tiefsten Grund und schleudert grollend seine schaumbedeckten hohen Wogen an das Ufer. Dabei erhellen Blitze in kurzen Zwischenräumen den bleigrauen Horizont, der Donner rollt fast ununterbrochen und die Wasserberge zu meinen Füßen rufen das innigste Mitleid mit den Armen hervor, welche in diesem Augenblicke auf dem sturmgepeitschten Meere im schwankenden Fahrzeuge herumgeschleudert werden. Wir haben vier Centigrad, eine für diese Jahreszeit fast unerhörte Temperatur; bricht die Sonne zeitweise hervor, so erscheint sie leblos und frostig, den armen Leidenden zum bitteren Hohn — in Wahrheit ein grüner Winter, der uns hier heimgesucht. Bei Cannes hat der Sturm in den letzten Tagen ein Schiff zerschellt an's Land geschleudert, und auf dem Fischmarkte stellt man eine Beute

seltener Art zur Schau aus, die am hiesigen Vorgebirge erlegt wurde, einen Haifisch im Gewichte von zwölf Centnern.

Trotz des Fremdenandranges ist Nizza noch nicht so übertheuert, wie andere Kurorte, namentlich die deutschen Spielbäder es sind. Südfrüchte bringt man in wunderbarer Schönheit zu Markte, Fische liefert das Meer im Ueberfluß. Mit Geflügel, Trüffeln und Aehnlichem versorgt Paris, mit exotischen Früchten Algier die Leckermäuler um bescheidene Preise. Und die Wohnungen — — doch ich will die Wiener nicht zur Auswanderung verlocken.

Die letzte europäische Spielbank.

Vor Kurzem war in einem Schaufenster in Nizza eine sehr gut gezeichnete Caricatur ausgestellt.

Der Spielpächter Blanc von Monaco spielt Billard und dirigirt, zum Sprechen ähnlich getroffen, einen schwarzen und einen rothen Ball. Unter dem Bilde stehen die Worte: „Que ça soit rouge ou noir, qui sorte, c'est toujours blanc, qui gagne."

Wenn man ihn so leisen Trittes durch die Straßen von Nizza eilen sieht, angethan mit einem langen, dunklen Oberrock, die Augen gedeckt durch eine dunkle Brille, das lange graue Haar durch einen niedrigen, breitkrämpigen Hut, so würde man Monsieur Blanc für den Inhaber eines Erziehungs-Institutes à la Malfatti oder einer andern pietistischen Anstalt halten, denn nichts an ihm kennzeichnet den Millionen reichen Inhaber der letzten europäischen Spielbank.

Freilich ist bis jetzt der erwartete Zuzug aus Deutschland, auf welchen man in Monaco nach dem Schlusse der dortigen Spielhöllen so sicher rechnete, ausgeblieben. Die

prächtigen Häuser, welche Zukunftsspekulanten aus der Erde zaubern, stehen noch leer, und die armen Aktionäre der Bank werden sich wohl auch dieses Jahr mit dem bescheidenen Gewinn von dreißig, höchstens vierzig Procent begnügen müssen; allein laßt nur erst die zerstörte Bahn von Genua nach Nizza wieder hergestellt sein, und ihr werdet sehen, wie sie herbeigeströmt kommen, die Abenteurer und ihre Genossinnen, nachdem in Wiesbaden und Homburg der Reinigungsprozeß vor sich gegangen, da außer der Bank von Monaco nur noch das wenig einladende Spielhöllchen zu Saxon in der Schweiz besteht. — Ob diese Bahn aber, das elendeste aller Bauwerke, je wieder mit Sicherheit zu befahren sein wird, ist freilich eine andere Frage. Auch jetzt, wo Regengüsse und Ueberschwemmungen nicht mehr als willkommene Entschuldigungen dienen können, stürzen noch immer Felsen herab, die Strecke, welche im Betrieb ist, wird täglich kleiner und beschränkt sich vorderhand auf den Verkehr nur zwischen Nizza und Mentone, ja die zertrümmerten Bau-Objekte der Eisenbahn haben selbst einen Theil der früher so herrlichen Fahrstraße für Wagen zerstört, und Monaco ist in diesem Augenblick nur über Paris und Marseille oder durch die Schweiz zu Lande und von Genua aus per Dampfboot zu erreichen — allerdings eine Reise mit Hindernissen, während früher die Tour längs der Riviera di Ponente zu den bezauberndsten Fahrten in der Welt gehörte.

Seit Monsieur Blanc in höchst romantischer Weise seinen Bruder, den Miteigenthümer der Geschäfte in Homburg

und Monaco, verloren, hat er das Spielhaus mit keinem Fuße mehr betreten. Er wohnt abwechselnd in Nizza sehr bescheiden im dritten Stockwerke eines Hauses am Platze Massena und in seiner prächtigen Villa in Monaco; oft weilt er auch im Auslande und überläßt die Leitung der Geschäfte den bewährten Händen seines Schwiegervaters, Monsieur Wagatha, der, ehemals ein untergeordneter armer Postbeamter in Homburg, jetzt mehr Tausende an Gehalt bezieht, als er einst Hunderte einnahm. Uebrigens herrscht große Ordnung in den Arrangements, und eine gewisse Noblesse ist dem Gebahren der Administration nicht abzusprechen.

Madame Blanc gilt als die Wohlthäterin der Armen in der ganzen Umgebung und giebt bei jeder Gelegenheit mit vollen Händen, während Monsieur Blanc im Geruch hartnäckigen Geizes steht.

Die Gebrüder Blanc wurden im Jahre 1816 in Avignon als Zwillinge geboren. Sie sahen sich dermaßen zum Verwechseln ähnlich, daß, als einer der beiden Herren mit der Justiz in einen unangenehmen Konflikt gerieth, die Geschworenen denselben freisprechen mußten, weil der Staatsanwalt nicht nachweisen konnte, welcher von Beiden der Schuldige sei. Da die armen Eltern den beiden Brüdern nichts mitgeben konnten, als eine mittelmäßige Erziehung, so suchten sie bescheidene Anstellungen als Schreiber bei einem Notar.

Zwanzig Jahre alt, von der Leidenschaft beherrscht, schnell reich zu werden, hielten es die jungen Leute nicht

lange in dieser bescheidenen Stellung aus. Nachdem sie kurze Zeit, der Eine in Bordeaux, der Andere in Paris vergeblich einzeln ihr Glück versucht, finden wir sie zusammen wieder in der Hauptstadt, als leidenschaftliche und vom Glück getragene Börsenspieler. Da man zu jener Zeit nicht für Privatdepeschen zugänglich war, so gewannen sie einen Beamten und beuteten dessen Mittheilungen mit dem brillantesten pecuniären Vortheil aus, freilich nicht ohne mit den Justizbehörden in abermaligen schlimmen Konflikt zu gerathen, als die Sache ruchbar wurde. Die Gebrüder Blanc überstanden ihre achtzehn Monate Gefängniß, zu welchen sie verurtheilt wurden, und waren so ehrlich wie zuvor.

Mit dem Gewinn, den ihnen die Bestechung des Telegraphenbeamten einbrachte, legten sie den Grund zu dem Spielhause in Homburg, und kauften später, als sie mit instinktivem Bangen das mögliche Ende dieser Wirthschaft in Deutschland voraussahen, der Privilegiums-Besitzerin in Monaco, im Einverständniß mit dem Landesherrn, die dortige Bank für eine ungeheure Summe ab. Sie verlegten das damalige winzige Spielhaus aus der kleinen, reizend gelegenen, aber wie ein Adlerhorst auf hohem Fels liegenden Hauptstadt auf einen nahen Vorsprung des Landes, hart am Meere. Hier schufen sie einen wahren Tempelpalast für die Göttin des Zufalls und umgaben ihn mit allen Reizen, welche die Kunst im Vereine mit der bezauberndsten Natur hervorzubringen im Stande ist. Man glaubt unter den Tropen zu wandeln in diesen wunder-

baren Anlagen voll der gewaltigsten seltenen Baumgattungen, der farbenprächtigsten Blumen, welche die Luft mit balsamischen Düften erfüllen. Ein vortreffliches Hotel und — nie ohne dieses — eine sehr hübsche Kirche haben die Gebrüder Blanc erbaut. Die Jesuiten, nach Blanc die eigentlichen Beherrscher des Landes oder vielmehr des frommen Landesherrn, leben hier wie die Vögel im Hanfsamen. Der Herrscher selbst ist eigentlich der erste und höchst bezahlte Beamte der Bank. Alles dreht sich in Monaco und Umgebung um diese Bank; Blanc soll, wie man mir mittheilt, sogar die Beleuchtung der Stadt, ja die Uniformirung der Armee bezahlen. Die Armee von Monaco ersetzt das, was ihr allerdings sehr stark an Quantität abgeht, durch Qualität. Ich habe selten schönere Menschen gesehen, als die Soldaten dieses stattlichen Kriegsheeres, welches, nach Glasbrenner, „wenn es raucht, täglich zwölf Cigarren braucht". Der Sohn des Fürsten von Monaco soll übrigens während des letzten Krieges, den er als französischer Soldat mitgemacht, sich sehr tapfer gehalten und als wohlverdiente Auszeichnung den Orden der Ehrenlègion erhalten haben.

Nicht lange war es dem Einen der Gebrüder Blanc vergönnt, sich der neuen Schöpfung in Monaco zu erfreuen. Als er sich eines Tages auf seinem Bureau befand, wurde ihm ein Herr gemeldet, der ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Vorgelassen, entpuppte sich der Fremde als ein verzweiflungsvoller Spieler, der sein ganzes, aus 20,000 Francs bestehendes Vermögen an

die Bank verloren und sich und seine arme Familie unglücklich gemacht hatte. Alle diese gerupften Dummköpfe denken immer erst zu spät „an ihre Familie". Dieser zog nun einen Revolver aus der Tasche und erklärte: er sei aller Hoffnung bar, es liege ihm nicht das Geringste an seinem Leben, und wenn Blanc ihm nicht sein Geld zurückstelle, oder auch nur einen Laut von sich gebe, so würde er erst ihm, dann sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Zitternd ging der Spielpächter an den Kassenschrank, nahm die Goldrollen heraus und legte sie dem desperaten Spieler hin. Ehe dieser aber noch das Zimmer verlassen hatte, legte sich eine schwere Ohnmacht um die Sinne des zu Tode geängstigten Mannes, während sein Peiniger, scheinbar ruhig, das Spielhaus verließ und trotz aller Nachforschungen nie mehr gesehen wurde. Als man später auf das Bureau kam, lag Blanc noch immer bewußtlos auf dem Boden. Nach Hause gebracht, verfiel er in wilde Phantasieen, und in acht Tagen hatte ein Nervenfieber in Folge des ausgestandenen Schrecks dem Leben des rüstigen Mannes ein rasches Ende gemacht. Sein Bruder hat seit der Zeit nie wieder das Spielhaus betreten.

Die Gesellschaft, welche wir im Spielhause finden, ist zusammengewürfelt aus aller Herren Ländern und sieht bunt genug aus. Seit die berüchtigte Cora Pearl, welche sich nur „durchgehend" hier aufhielt, das Lokal verlassen hat, dürfen „ces dames" sich wieder „ohne allen Anstand" dem grünen Tische nähern, dessen beste Kunden sie sind. Da finden wir die diamantenbeladene, weißgetünchte Todten=

kopfmaske der Herzogin von Père Lachaise auf dem klapper-dürren Cadaver dieser Demi-Monde-Fürstin, welche als leidiges Beispiel der geschmacklosesten Verirrung des männlichen Geschlechtes herumstorcht; da ist Mademoiselle Blanche, deren reicher Schmuck vom Leihhause zur Besitzerin und von dieser wieder zurückwandert, je nach den Launen des Trente et Quarante, an dem diese Weibsleute das Gold in Massen ausschütten. Nie fehlt der Colonel, diese echt Offenbach'sche Figur, an der Spielbank. Militärischen Ansehens, eine gewaltige, zweifelhafte Bandrose im Knopfloche, den mächtigen Schnurrbart schlaff herabhängend, läßt er die Augen gierig über die bescheiden besetzten Nummern des Rouletts rollen. Der russische echte General, der moskowitische Prinz, die vornehme russische Dame verlieren mit großem Gleichmuth ungeheure Summen und bestreuen die Fächer mit Napoleond'or. Hinter denselben lauert, wie die Hyäne auf den Schlachtfeldern, der Voleur, welcher mit „affenartiger Geschwindigkeit" vergessene Gewinne einheimst, wohl auch, schüchternen Anfängern gegenüber, kleine Summen erstreitet. Nicht immer gelingt ihm dies. Ich sah eine wohlbekannte Gestalt in Begleitung eines Freundes in den Saal treten. Es ist der nicht ganz unbekannte Seelenmaler Anton Ascher. Er setzt auf die letzten zwölf Nummern ein Goldstück und gewinnt. „Soll ich es noch einmal stehen lassen?" fragt er, indeß ein paar lange Finger bereits die drei Zwanzig-Francs-Stücke von der Bank zu krallen suchen. Ascher hält die mausende Hand fest:

„Sie irren sich, mein Herr, das ist mein Geld!"

„Nein, das Goldstück habe ich gesetzt!"

In dem Augenblicke erhoben sich eine Menge Stimmen: „Ja, ja, er hat heute schon dreimal denselben Versuch gemacht!"

Ascher zog den bleichgewordenen alten Gauner mit einer raschen Wendung an sich und rief (natürlich im reinsten Französisch) aus: „Aha, Sie sind ein Voleur! Lassen Sie sich gefälligst 'mal anschauen!"

Der brave Liebhaber fremder Einsätze hatte sich entfernt, als eine alte, lottrig gekleidete Dame sich meinem Kollegen entrüstet in den Weg stellte: „Halt! Sie haben meinen Gatten beleidigt!" Mit Hintansetzung aller ihm angeborenen Galanterie aber schiebt der deutsche Künstler die Vertheidigerin ihres Gatten, dem der Verdienst geschmälert worden, bei Seite und flüsterte ihr die schmeichelhafte Phrase zu: „Scher' Dich zum Henker, Du alte Hexe!"

Derlei kleine Zwischenfälle kommen täglich vor, obgleich die in jedem Saale anwesenden, in Civil gekleideten Polizeikommissäre mit der größten Artigkeit stets bemüht sind, sofort das „Ausgleichsverfahren" eintreten zu lassen.

Man berechnet den reinen Gewinn der Bank, trotz der ungeheuren Ausgaben, auf jährlich vier Millionen Francs. Die Aktien der anonymen Gesellschaft sind größtentheils in den Händen des Spielpächters.

Monaco ist nicht nur ein Ort, wo man viel Geld in kurzer Zeit gewinnen, noch wahrscheinlicher aber verlieren kann, auch titelsüchtige, nach hohen Ehren geizende Empor-

strebling finden hier ihre volle Rechnung. Der Rang eines Barons war bis jetzt das höchste Ziel bürgerlichen Ehrgeizes in gebildeten Ländern, und um dieses zu erreichen, mußte man schwerwiegende klingende Verdienste aufzuweisen haben. Was ist das gegen die Offerten des Chevalier d'Osiechi, Rue Caroline Nr. 5 in Monaco? Derselbe bietet öffentlich in französischen Journalen ein Gut für 800,000 Francs aus, welches nebst 2248 Hectaren kultivirten Bodens, Wäldern, Weinbergen, Schwefelquellen, 30 Kolonien, einem Schlosse und vielen Vorwerken auch die Berechtigung für den Käufer in sich schließt, den Titel „Prinz" zu führen.

Wer für 900,000 Francs sich zum Marquis machen lassen will, erhält ein prächtiges Schloß mit 300 Zimmern in der Nähe einer Hauptstadt — welcher, wird nicht gesagt — nebst Park, reichen Weinpflanzungen, Getreidefeldern, Jagd, ja selbst einer Kirche dazu; für einen lumpigen Grafentitel nebst Palast und 413 Hectaren eigenen Bodens zahlt man nur 300,000 Francs.

Da die Meisten von uns bereits ihr Geld verspielt haben — obgleich wir Alle grundsätzlich nie spielen — so begeben wir uns auf den Heimweg. Der Zug von Nizza ist überfüllt von Personen mit langen Gesichtern, unter denen sporadisch ein fröhliches Antlitz auftaucht. In unserem Waggon sitzt ein frommer Bruder, ihm gegenüber ein schwarzbärtiger Riese, der an der Bank wohl gründlich ausgebeutelt worden, denn er flucht nach allen Dimensionen. Bei jedem Fluch zuckt der arme Priester mit einem

frommen Aufschlag der Augen schmerzlich zusammen. Wir halten in Villefranche. „Sacré nom de Dieu! Mille tonnerres," ruft der Spieler aus dem Waggonfenster, „où sommes-nous maintenant?"

Milde entgegnete ihm der fromme Bruder: „A en juger par vos jurements, nous sommes, je crois à l'enfer!"

„Cela ne me fait rien," antwortet lachend der tolle Flucher, „j'ai un billet de retour."

Wir sind in Nizza angekommen. Eben eingetroffene Depeschen aus Chislehurst verkünden dem Publikum die Nachricht von dem Tode des Mannes von Sedan. Es ist kaum denkbar, mit welchem Gleichmuth diese Neuigkeit aufgenommen wird, welche einige Jahre früher die Welt in ihren Grundfesten erschüttert hätte.

Das Namensfest eines Spielbank-Monarchen.

Es war einmal ein armer, blutarmer Fürst in einem kleinen, winzig kleinen Ländchen. Aber schön gelegen war der Fleck Erde, welchen der Fürst sein nannte. Hoch oben auf starrem Felsblock, umspielt von den blauen Wogen des mittelländischen Meeres, wie ein Adlernest lag das halbverfallene Schloß seiner Väter, ein üppiger Kranz von farbigen Blumen, von tropischen Gewächsen umgab die Burg. Aber der arme Fürst konnte sich nicht erfreuen an der blühenden Schönheit rings um ihn, sein Auge konnte nicht die wunderbaren Landschaftsbilder erschauen, die sich vor ihm ausbreiteten, denn er war blind, der arme Fürst. Sein Ohr nur vernahm das eintönige metallische Rauschen des Meeres, dessen Wogen ununterbrochen an die Ufer seines Ländchens schlugen. Seine Gesellschaft bestand aus finsteren Rathgebern in schwarzen Kutten, so man die „Jünger Jesu" nennt. Und wenn ihm, dem Beherrscher eines Landes, eine kleine Summe fehlte, so mußten seine Boten Kredit suchen bei den Kaufherren im fernen Marseille oder in Toulon. Da kam der Versucher in Gestalt

eines mächtigen Kaisers und klingelte mit Gold verlockend vor dem Ohr des blinden Fürsten und flüsterte: „Ich will Dich zum reichen Manne machen, verkaufe mir Dein kleines Land." Und von anderer Seite kam ein zweiter Versucher und raunte dem armen Herrscher in's Ohr: „Behalte einen kleinen Theil Deines Landes, damit Du dort unumschränkt gebieten kannst, und auf dem kahlen unwirthbaren Fels, der Deinem Schlosse gegenüber liegt, will ich eine prachtvolle Falle aufstellen für vorüberziehende Vögel mit goldenem Gefieder, die sich darin fangen werden. Die goldenen Federn aber, die wir den Gimpeln ausreißen, will ich theilen mit Dir, und wir werden Beide reich, reich, millionenreich!"

Und der arme Fürst verkaufte dem fremden Kaiser das Land rechts und links vom Fels, so viel sich nur immer abreißen ließ, und steckte die Millionen in die leere Tasche und gab dann für vieles Gold dem Vogelsteller die Erlaubniß, seine Netze auszuspannen für alle Zugvögel, die durch den schönen Landstrich fliegen wollten. Und auf dem kahlen Felsen, an dem sonst das schnaubende Dampfroß achtlos vorübereilte, erhoben sich prächtige Anlagen; es wuchsen Bäume empor, an welchen goldene Blätter glitzerten, zwischen denen hellfarbige saftige Früchte hingen, die der Vogelsteller vergiftet hatte, mit hoher Erlaubniß, zwischen Blatt und Frucht aber hingen verborgene Schlingen, an welchen sich das flatternde Gevögel verfing und zu Tode zappelte. Und prächtige Paläste wuchsen empor, glänzende Behälter für die Vögel, welche noch nicht kirre genug

waren, um sich in die Schlingen locken zu lassen, die aber doch nach und nach in die glänzenden Bauer sich wagten, wo auf grünen Flächen goldene Körner lockend ausgestreut wurden, bis der schlaue Vogelsteller mit einem tüchtigen Zug sie alle im Netz hatte und ihnen lachend die goldenen Federn ausrupfte, die er mit dem Herrn des Bodens theilte, welcher nicht mehr nöthig hatte, kleine Kredite zu suchen bei den Kaufleuten in Marseille und Toulon. Der Miether aber und sein Hauswirth erbeuteten so viel des gelben Mammons, daß sie nicht wußten, wo hinaus damit. Sie zogen immer mehr der schwarzen frommen Beter in das Land, erbauten für dieselben Kirchen, Kapellen, Wohnhäuser und Schulen, in denen ihre Lehren gepredigt wurden, und meinten sich abzufinden in dieser Weise mit dem lieben Gott, und hofften den Satan um den Antheil zu beschwindeln, den er an ihrem Sein zu fordern das volle Recht hatte. Dies ist die Geschichte von Monaco, wie sie mir ein weiser Mann an den Ufern des mittelländischen Meeres erzählt hat.

An einem heiteren, sonnenbestrahlten Morgen machten wir uns auf, um das einzige aller Fürstenthümer, gegen welches selbst das souveraine Lichtenstein sich wie ein Termitenbau zu einem Ameisenbau verhält, in der Nähe zu besehen. Seit acht Tagen hatten riesige Plakate die Kurgäste in Nizza in Kenntniß gesetzt, daß am 4. November das Namensfest des Landesherrn in festlicher Weise begangen werde. Feuerwerke zu Meer und Land, großes Monstreconcert, Illumination, und um das Nützliche mit

dem zu vereinigen, was für den Spielbankpächter das Angenehme war, sollte das Spiel, welches sonst um eilf Uhr geschlossen wird, zur Erhöhung der Feierlichkeit bis nach Mitternacht geöffnet sein. —

Wie wunderbar schön lag der Golf des Mittelmeeres vor uns wie eine offene glitzernde Perlenmuschel, auf welche die Sonne einen rothglühenden Schimmer warf, von dem auch die hellen schneebedeckten Gipfel der Seealpen von rosenfarbenem Lichte angehaucht erschienen. Der reiche Kranz der zierlichen Bauten und Paläste, die das Ufer umgürten, leuchtet uns hell entgegen, während von den mit dem dunklen Laub der Oliven bedeckten, grün umbuschten Anhöhen, welche diesen glücklichen Landstrich einhüllen, die zierlichen Villen und Landhäuser kokett hervorlugen.

Man muß monatelang am Strande des Meeres gelebt haben, um die Großartigkeit desselben begreifen zn lernen. Nicht nur, wenn es im tiefen Blau wie ein glatter Sptegel sich unabsehbar ausbreitet, sondern auch im wilden Sturme, wenn das prächtige Blau in fahles Grün und dieses in ein schmutziges dichtes Gelb sich verwandelt, wenn später ein unangenehmes fahles Bleigrau den Horizont überzieht und uns denselben kaum von den ungeheuren Wasserbergen unterscheiden läßt, die sich in geschlossenen Reihen heranwälzen, um mit donnerndem Gebrüll an den Felsen zu zerschellen, den weißen Gischt thurmhoch emporschleudernd. Das sanfte melodische Rauschen, mit welchem die Wellen bei ruhiger See an's Ufer schlagen, verwandelt sich in ein hohles grollendes Getön von unbeschreiblicher Klangfarbe.

Jetzt scheint der Himmel, Blitz auf Blitz, im hellen Feuer zu stehen; der Donner vereinigt seine Batterie mit der der Wogenberge; der Regen prasselt in dichten Massen nieder und hüllt Alles in seinen nassen Mantel ein. Wehe dem Fahrzeuge, welches wir wie ein Gespensterschiff sturmgepeitscht durch den Nebel schwanken sehen, taumelnd wie ein Trunkenbold! Es kann das nahe Ufer nicht erreichen; mit eisernen Krallen hält es der Ocean fest, um es vielleicht in der nächsten Stunde zerschellt an die Klippen zu schleudern. Vor wenigen Tagen ritt ein armer Junge den Strand entlang, um sich und sein Pferd vor dem Wüthen der Elemente zu bergen; da kam ein furchtbarer Wogenberg, riß den unglücklichen Burschen vom Roß und hinaus in's offene Meer. Ein Schrei! Das wild aufbäumende Thier sprang in langen Sätzen dem festen Boden zu, der Reiter war verschwunden! Wo werden die Wogen seinen Leichnam an's Ufer werfen?

Stundenlang kann ich dem wilden, aber unbeschreiblich majestätischen Schauspiele des empörten Meeres vom sicheren Port aus zusehen, ohne der großartigen Wunder müde zu werden, die, stets wechselnd, immer neue Gestalten annehmen.

Heute aber begünstigt das prächtige Wetter die Fahrt, welche wir zur Feier des Namensfestes des Westentaschen- und Spielbankmonarchen nach Monaco angetreten haben.

Unterwegs entspinnt sich eine lebhafte Debatte über die Berechtigung der deutschen Regierungen, die Spielbanken zu schließen und ihre mündigen Gimpel vor freiwilligem

Rupfen zu bewahren, so lange noch Börsen und Lotterien existiren. Einige von uns standen direkt auf der Seite des Verbotes, Andere meinten, die Spielhöllen hätten insofern ein öffentliches Interesse, als durch die ungeheuren pecuniären Verpflichtungen, welche den Pächtern auferlegt würden, ein Theil den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, der Verschönerung der Plätze und Anlagen und anderen gemeinnützigen Anstalten zu gute kämen.

Inzwischen donnerten uns die Kanonen von den Wällen von Monaco ihren Festgruß entgegen.

Es ist, glaube ich, der einzige Dienst, welchen die mächtigen metallenen Röhren im Laufe des Jahres zu leisten haben. Das Namensfest des Landesherrn! Das brüllt so krachend in die Welt hinaus, als ob es ein großes, dieselbe erschütterndes und die gesammte Menschheit berührendes Ereigniß zu verkünden hätte. Und doch weilt der Vater stets fern von seinen Kindern, er verzehrt die reichen Einkünfte der „letzten Spielbank" in Europa fern auf einer Besitzung, die er im Süden von Frankreich sich erworben. Er soll nicht viel Freude erlebt haben in seinem prächtigen Daheim auf Monaco. Der „Erbprinz", vermählt mit einer Herzogin von Hamilton, lebt in fortwährendem, vor aller Welt ausgefochtenem Kriege mit den Seinen. Es ist ein ewiges Ringen gegen brutale Gewalt, die sich in ihren schlimmsten Ausartungen geltend macht. Die allgemeine Stimmung ist gegen den Prinzen, dem man das Schlimmste ganz offenkundig nachsagt. Man zwingt die Mutter, die Unbilden zu vergessen, welche der armen Frau angethan

werden, die ab und zu an den häuslichen Herd zurückkehren muß, um das einzige, heißgeliebte Kind zu sehen, welches dieser ehelichen Tragödie voll verborgener Wunden, voll trockener Herzensthränen entsprossen ist.

Sonst regieren in dem Ländchen noch in vollem fürstlichen Schutz, ihr Wirken nach allen Richtungen hin entfaltend, unverfolgt und stolz die Jesuiten! Der Spielpächter und die Jesuiten! Ein Kloster, groß und stattlich, ist der letzteren Eigenthum, einen mächtigen Palast bewohnt der erstere. Eine Zweiganstalt für fromme Schwestern desselben Ordens, das Alles gedeiht wuchernd auf dem kleinen Fleck des Landes, den wir eben umschreiten.

Welch' eine Pracht und Herrlichkeit liegt vor uns ausgebreitet! Vor uns das weite Meer, belebt von zahllosen Fahrzeugen, wie ein diamantblitzender Spiegel ausgegossen. Die Wege ringsum führen durch die reichste, bunteste, südliche Vegetation. Zwischen schlanken Palmen glühen in den dunkelgrünen Beeten von Geranium Tausende von hellrothen Blüthen; wie ein reichgestickter Teppich breiten sich die zahllosen Blumen an den Abhängen aus; riesige Aloen und Cacteen strecken die wunderlich bewaffneten Blätter und Zweige in die Luft; die Kletterrose rankt sich zwischen dem hellen Laub der Citronen- und Orangenbäume empor. Rechts schweift der Blick nach Italien; Frankreich breitet seine wunderbarsten Landschaften vor uns aus, ja selbst Korsika, mit seinen zerrissenen schneebedeckten Höhen, das kleine historische Elba, sowie der sagenreiche Inselfleck Monte Christo soll bei hellem Wetter sichtbar sein, ein Anblick, den

mein Auge trotz der krystallklaren Luft vergebens suchte. Dort liegt die Gesundheitsstation Mentone und das romantisch gelegene Roccabruna, welche der Fürst von Monaco mit Allem, was drum und dran hing, für vier Millionen an Frankreich verkauft hat, während er sich den kahlen Spielfelsblock Monte Carlo und das winzige Hauptstädtchen als fette Melkkuh im Stall behielt.

In einer Schlucht, wildromantisch, ein zauberhaft schönes Bild, liegt inmitten der tiefsten Bergeseinsamkeit ein prächtiges Kirchlein; die frühere Besitzerin der Spielbank, ich glaube Frau Riccord heißt sie, hat das Gotteshaus von dem Abfall der Millionen erbaut, welche ihr das Geschäft mit Louis Blanc eingebracht. Ueberall wachsen neue stattliche Wohnhäuser empor; man spekulirt auf starken Zuzug von Abenteurern aus aller Herren Ländern, wenn die Kugeln in den deutschen Spielbädern ihren letzten Rundlauf gemacht. Dann wird Blanc der Alleinherrscher der grünen Tische Europas werden, freilich nicht, ohne daß sein fürstlicher Hauswirth bei der Pachtverlängerung sich die günstigen Chancen wird mit schwerem Gelde aufwiegen lassen.

Vor der Hand wird Alles sorgfältig überwacht und ausgeschlossen, was den Interessen des Eigenthümers entgegensteht. Das sehr gemäßigte Journal de Nice ist in Monaco komischerweise verboten, im Einzelverkauf wird nur das ultramontane Blatt le petit Marseillais und der spielbankfreundliche Figaro zugelassen. Dagegen erscheint in Nizza eine Broschüre unter dem Titel „Les misères de

Monaco". Auf dem Titelbilde hängt ein Opfer der Spielhölle zappelnd an einem Baume. Unten sind die Worte zu lesen: „Ce que l'on y gagne" (was man da gewinnt). So hat das beste Streben seine Feinde und Gegner. Trotz aller Vorsicht sind diese nicht stets zu unterdrücken. Die Bank besoldet ihre Spione, ihre Spioninnen. Eine der letzteren, eine Obristwittwe, im Genre Offenbach's, saß an an der Table d'hôte, als einer der Direktionsbeamten der Bank harmlos erzählte, daß der Korrespondent eines französischen Journals dem Institute fünfzehntausend Francs koste. Am andern Tage erhielt er von seinem Chef die bestimmte Versicherung sofortiger Entlassung, wenn er „Geschäftsgeheimnisse" nicht besser zu wahren wisse.

Monaco und Umgegend wimmeln natürlich nicht nur von den Demi-Mondes, sondern auch von Abenteurern jeder Art. Ein Freund erzählte mir in Bezug auf letztere folgende drastische Anekdote:

Vor einigen Tagen gab ein Magnetiseur mit einer clairvoyanten Begleiterin Vorstellungen, die sehr besucht waren. Die Antworten der Somnambule erregten durch die wunderliche, stets zwei Auffassungen zulassende Form derselben viel Aufsehen.

„Warten Sie," versicherte ein eleganter Herr einem neben ihm stehenden Bekannten, „jetzt fange ich die Betrügerin."

„Will Jemand noch an die Dame während des magnetischen Schlafes eine Frage durch mich stellen lassen?" frug der „Doktor".

„Wie befindet sich in diesem Augenblicke mein Vater?“ entgegnete der Fallensteller.

Die inspirirte Jungfrau antwortete ohne Säumen: „Ihr Vater fährt in diesem Augenblicke in einer eleganten Equipage spazieren.“

„Sehen Sie,“ rief dieser seinem Nachbar zu, „da habe ich den Schwindel entlarvt. Mein Vater ist seit zehn Jahren todt.“

Mit imponirender Frechheit entgegnete der Magnetiseur: „Mein Herr, ich verbitte mir solche beleidigende Ausdrücke! Ihr Vater lebt und fährt spazieren. Um den Mann, der seit zehn Jahren todt ist, haben Sie nicht gefragt. Ihr Vater,“ wiederholte er mit großem Nachdruck, „Ihr Vater lebt!“

Den weiteren Verlauf dieses Experimentes wußte mir mein Gewährsmann nicht mehr mitzutheilen — ich glaube, es endigte mit einer Ohrfeige, die der beleidigte Sohn austheilte.

Inzwischen sind wir auf dem prachtvollen Wege inmitten der herrlichen Anlagen zum Festplatze gelangt.

Ueber dem Spielhause prangt in mächtigen Buchstaben, aus Gaskörpern gebildet, der Name des Landesvaters, „Charles“, zahllose Lampions umgürten die Fontainen, die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen. Die ganze Armee des Landes — die Angaben über die Stärke der bewaffneten Macht von Monaco schwanken zwischen achtzehn und sechsundzwanzig Mann — promenirt in den theatralisch-phantastischen reichen Uniformen, die es schwer machen, den

Stabsoffizier vom Gemeinen zu unterscheiden. **Unter vier** Dekorationen tragen nur Rekruten. Unsere braven Landleute und die übrigen Bewohner des Landes, Beamte und Jesuiten trieben sich zwischen den Trophäen, Wappen und Fahnen herum, auch die Fremden von Nizza, Mentone, San Remo ꝛc. hatten sich zahlreich eingefunden, um dem prächtigen Feuerwerke und dem trefflichen Monstreconcerte beizuwohnen. Die Spielbank, für die Feier des Tages um zwei Festtische vermehrt, that ihr Bestes und nahm es von den Anwesenden. Auf zwei Loretten ein Abenteurer, oder umgekehrt — das ist ungefähr die Physiognomie der Anwesenden. Den Rest bilden Neugierige.

Mit Einbruch der Dunkelheit drängt sich Alles auf den tageshell erleuchteten Hauptplatz, hinter welchem auf dunkler Anhöhe das brillante Feuerwerk abgebrannt wird, zu welchem aus Toulon ein berühmter Pyrotechniker verschrieben wurde, während die besten Solisten von Paris in dem Concerte mitwirken; Tausende von Feuergarben schießen krachend durch die Luft; zahllose bunte Flammenräder drehen sich prasselnd im Kreise. Wie würde er sich freuen, der ferne Landesvater, könnte er dies glänzende Schauspiel sehen!

Auf dem Meere treiben Fässer mit angezündeten Petroleummassen; leider verdirbt der neugierige Mond, der sein wunderbares Licht elektrisch leuchtend über die ganze ungeheure Fläche ausgießt, den winzigen Effekt des Menschenwitzes.

Und drinnen im Saal rollt wieder die Kugel; der ein=

tönige Ruf des Croupiers tönt an diesem Festabend zur Erhöhung der Feier zwei Stunden länger als sonst durch die glänzenden Räume. Louis Blanc ist ein Praktiker, er versteht es, das Nützliche mit dem Angenehmen gar hübsch zu verbinden und einen Theil der Kosten auf diese Weise wieder herauszuschlagen.

Im Ganzen genommen ist es aber doch ein schönes Fest, welches der Miether seinem Freund und Landesherrn zu Ehren hier gab. Ich fürchte, in Berlin und Wien werden die Hausbesitzer bald ähnliche Opfer von ihren Miethsklaven, wenn auch nicht zum Tauffeste, so vielleicht zur Gründungsfeier, fordern.

Ich aber hätte, als mir vor vielen Jahren in Kissingen zum ersten Male der Name des souverainen Landesherrn von Monaco an's Ohr schlug, mit dem ich damals in einem Hotel wohnte, nie gedacht, daß ich dereinst Gelegenheit haben würde, in seinen Staaten dieser Familienfeier zwischen „Fürst und Volk" beizuwohnen.

Es war eine wunderliche Geschichte:

Eine Geldkasse, von Eisen, „vollgestrichen mit Goldstücken", war dem blinden Herrn gestohlen worden. Verdachtsgründe konnte er nicht nachweisen, und so schien das Geld verloren. Der Dieb war sein eigener Kammerdiener, welcher die Kassette in der Nähe der Stadt im sumpfigen Röhricht verborgen hatte, um selbe gelegentlich als gute Beute in Sicherheit zu bringen. Da kam das katholische Kirchenfest, der Frohnleichnamstag, heran, an welchem

weißgewaschene Mädchen in festlichem Zuge die langen Kolbenrohre in den Händen tragen. Beim Abschneiden der Rohre aber fand man, im Sumpfe tief versteckt, die verborgene Geldkasse, und in selber die Uhr des Kammerdieners. Der Gauner wurde überführt, die Goldstücke ihrem Herrn zurückgegeben! Frömmigkeit bringt Glück allerwegen!

Plaudereien vom Strande des Mittelmeeres.

Mitte Jänner! So weit mein Auge reicht, helles frisches Grün; durch das offene Fenster, unter welchem der blaue Spiegel des mittelländischen Meeres sich ausbreitet, strömt die duftgeschwängerte balsamische Luft in das Zimmer, in welchem ein zwitscherndes, verirrtes Vögelchen herumflattert; Fischerkähne durchziehen die glänzende Fläche, frohe Menschen, südlich lebhaft, werfen, heitere Lieder singend, die Netze aus, um die Bewohner der Tiefe aus ihrem feuchten Asyl zu locken. Tausende und abertausende von reifen Früchten „schimmern golden durch das dunkle Laub" der zahllosen Orangenbäume, die Palme streckt ihr gefiedertes Haupt stolz in die blaue Luft, die geputzte Menschenmenge wogt am Strand, leicht gekleidet und den Klängen der Musik lauschend, in allen Sprachen plaudernd, auf und nieder; Kinder haschen bunte Schmetterlinge, die sich auf den blühenden Rosen schaukeln; Alles in uns und um uns jauchzet uns zu: das ist der Süden, der herrliche, heitere, sonnige Süden! Mitte Jänner! Bei uns

daheim liegt die Natur unter der weißen Schneedecke vergraben, die frosterstarrten armen Menschenkinder schließen ängstlich Thüren und Fenster und suchen Schutz am glühenden Ofen, der seine ungesunden Dämpfe ausqualmt.

Wer die Kurorte am mittelländischen Meere, das prächtige Mentone, das hochgelegene, auf dem gewaltigen Felsblock horstende kleine Raubstädtchen Monaco, das palmenumgürtete englisch-langweilige St. Remo, Nizza, die Perle des Mittelmeeres, und Cannes nicht gesehen hat, der kann sich keine Idee machen von dem Zauber, der über all' diese wunderbaren Landschaften ausgegossen ist. In der Nähe von Cannes liegt Grasse, eine kleine häßliche Stadt, eng und schmutzig, aber parfümirt wie eine alternde Kokette. Ringsherum dehnen sich prairieartig ungeheure Anpflanzungen von Rosen, Jasmin und Veilchen aus, welche das duftende Material für die zahllosen Odeurfabriken liefern, welche die ganze Welt mit ihrer wohlriechenden Waare versehen. Auf der Insel St. Marguerite bei Cannes wurden auf der kleinen Festung bis vor Kurzem die verbrecherischen Auswürflinge der Araber von Algier gefangen gehalten; dort saß auch das Räthsel von Frankreich, der Mann mit der eisernen Maske, zwölf Jahre lang in Banden; man zeigt jetzt noch das ärmliche Gelaß, welches der Unglückliche mit seinen Seufzern und Flüchen erfüllt hat.

Für keine der annektirten Städte hat der Mann von Sedan so viel gethan, als für Nizza, ohne sich dadurch die Sympathieen der Bewohner erworben zu haben, welche mindestens zu drei Viertheilen noch an Italien hängen.

Freilich kommt uns Deutschen von dieser nationalen Anhänglichkeit wenig zu gute. Der giftige Baum des Deutschenhasses steht auch hier in voller Blüthe. Es ist eine bekannte Sache, daß man unlängst dem Bruder des Berliner Bankiers Bleichröder die Aufnahme in den hiesigen Club verweigert hat; am Schaufenster einer Kunsthandlung hängen viele, meist gut gezeichnete Bilder, welche offenes Zeugniß für die stille Wuth ablegen, die noch immer gegen uns kocht; diese Schildereien sind stets umlagert von Schaulustigen.

Ich sah in dem Schaufenster einer hiesigen Kunsthandlung ein Bild, welches die Unterschrift trägt: „Wie Frankreich den Frieden unterzeichnete." Das Bild stellt in einem düsteren, von qualmenden Fackeln beleuchteten Gemache eine abgehärmte weibliche Gestalt mit edlen Zügen (la France) in abgerissenen Kleidern dar — zu ihren Füßen getödtete und blutende Kinder. Mit roher Gewalt drücken ihr Bismarck und Roon, zum Sprechen ähnlich getroffen, mit der Faust drohend die Feder in die Hand, mit welcher sie widerwillig ein Dokument unterzeichnet. Zwei sich heftig sträubende Kinder (Elsaß und Lothringen) werden gebunden von Ulanen fortgeschleppt.

Von mächtiger Wirkung ist eine Photographie, die einen vom Mond bestrahlten großen, mit Leichen bedeckten Hügel darstellt. Die bleichen Todtengesichter bekannter, im Kriege gefallener Persönlichkeiten liegen aufwärts gekehrt und unheimlich grell beleuchtet. Ueber dem Hügel schwebt, ein Flammenschwert gen Himmel streckend, ein Racheengel auf-

wärts. Das Bild trägt in seiner Unterschrift die Namen der Leichenportraits und den Spruch Virgil's: „Möchten aus diesen Gebeinen uns die Rächer erstehen!"

Derlei Ausstellungen wechseln zum Mißvergnügen unserer anwesenden Landsleute fast jeden Tag, ohne daß es der Präfekt, welcher selbst an Deutschenfresserei das Möglichste leistet, für nöthig hält, sie zu verbieten.

Da liegt es vor mir, das wunderbar schöne Land. Unter meinen Füßen brandet tobend das Meer, welches heute in wilder Wuth grollend gegen die Felsen anstürmt. Die Bucht umschließt ein Kranz von reichen Palästen, hinter welchen sich, gekrönt von umbuschten Landhäusern, die schneebedeckten Seealpen emporthürmen. In der hellen, freundlichen Stadt erheben sich Plätze mit schattigen Anlagen, reichem Blumenflor, denen die hohen Palmen und die Orangenhaine den Stempel des Südens aufdrücken. Von den Höhen rings um Nizza kann man am hellen Tage die zerrissenen Berge von Korsika, weithin unter der Schneedecke erglänzend, bemerken, während dem entzückten Blicke sowohl gegen die italienische Seite, als gegen das südliche Frankreich zu eine unabsehbare Reihe der köstlichsten Panoramen sich öffnet. Vor einigen Tagen spielten in einer Schenke in der Nähe der Stadt ein paar junge Bursche das bekannte italienische Fingerspiel: Mora. Plötzlich zog der Eine einen Dolch aus der Tasche und stieß ihn seinem Kameraden mit Vehemenz in die Stirne, so daß der Unglückliche sofort todt zusammenstürzte. Vor dem Richter erklärte der Mörder, sein Opfer habe ihn vor zwei

Jahren beschimpft; er sei ein Korse und habe blos Vendetta geübt.

Ein Ausflug nach dem nahen Monaco ist wohl die lohnendste Parthie, wenn man nicht über die dortige Spielbank stolpert, allerdings ein Unfall, der Vielen passirt. Ein wahres Paradies hat Blanc, der eigentliche Beherrscher von Monaco, auf den kahlen Felsen gezaubert, auf welchem das Spielhaus steht.

Als unlängst mehrere in Monaco weilende Protestanten den Wunsch aussprachen, eine Predigt durch den lutherischen Pastor von Nizza zu hören, verbot dies der Fürst, direkt mit dem stolzen Zusatz, „daß in seinem Lande allein noch ein Zufluchtsort für die wahre Religion sei". Allerdings für die Religion der Jesuiten; aber auch alle Abenteurer und ihre Zuhälterinnen finden hier eine unbehelligte Freistätte, und das frivole Wort Kaiser Josef II., der über ganz Wien zu gewissen Zwecken ein Zelt gespannt wissen wollte, fände auch in Monaco seine volle Anwendung. Ich habe noch nie auf einem so winzigen Fleck Erde eine so vollkommene Demoralisation nach allen Richtungen hin gesehen. Wie in den kleinen Duodezresidenzen sich Alles um den Hof dreht, so in Monaco um die Spielbank. Verschwände diese eines Tages, ich glaube der Fels von Monte-Carlo, auf dem sie steht, würde seine Blumen abschütteln, die Bäume in's Meer werfen, die Paläste würden einstürzen, die Einwohner, aus Beamten, Soldaten und Priestern der Bank bestehend, würden sich in Sack und Asche hüllen, die Eisenbahn müßte ihre Fahrten einstellen,

und es ist noch eine Frage, ob die Sonne zu scheinen noch der Mühe für werth hielte!

Vorderhand lebt Blanc noch, wenngleich alt und kinderlos. Der Fürst von Monaco aber erfreut sich eines rüstigen Nachfolgees, der, nach dem Tode des jetzigen Herrn, gewiß das Geschäft mit ungeschwächter Kraft fortsetzen wird!

Carneval im Süden.

Seit heute Morgen haben wir Gelegenheit, das Meer in seiner wildesten Großartigkeit zu bewundern. Während man zu Lande fast Windstille beobachtet, brüllt, grollt und donnert die See in fast nie erlebter Wuth. Die grünen Wogenberge wälzen sich thurmhoch an den Strand und zerschellen an den Klippen in ungeheuren Massen von weißem Gischt, der die sonst so sicheren Wege an der prächtigen Promenade des Anglais und in den übrigen Straßen in der Nähe des Strandes mit schaumigen Fluthen übergießt. Das unabsehbare Meer sieht aus wie eine giftig grüne Landschaft, in welcher Berge und Thäler wechseln, plötzlich heben sich im hellen Sonnenlichte blendend weiße, riesenhohe gewaltige Wasserfälle, die sich, im Gegensatz von ähnlichen Naturerscheinungen auf dem Lande, von unten nach oben emporschnellen, dann herabstürzend und von den Felsblöcken zurückprallend, in Milliarden Schaumperlen zerschellen. Dort wo der Strand in platter Ebene verläuft, wälzen sich die metallisch klingenden Wogenberge weit hinein

in die Straßen und rollen, mit Donnergebrüll sich jagend, hintereinander her. Zahllose Schaaren kreischender Möven suchen, über dem Gischt schwebend, die armen in die Höhe geschleuderten kleinen Mollusken und anderes wehrloses Seegethier wegzufangen. Tausende von Fremden und Einheimischen stehen stundenlang am Ufer und bewundern das seltene majestätische Naturbild, hinter welchem jede Schilderung weit zurückbleibt.

Ganz unberechenbar sind die Launen der tollen Spukgeister, welche dies gigantische Märchen in Scene setzen. Da stehen hundert Neugierige an einer scheinbar ganz geschützten trockenen Stelle; plötzlich hebt sich, aus der Tiefe emporsteigend, eine ungeheure Wasserwand, anzusehen wie eine in zarten Spitzen auslaufende Stalaktitgrotte. In tausend Diamantfarben glitzert das zarte Gewebe, in welches die Erscheinung ausläuft. Jetzt wirft sie sich, auseinanderplatzend, vorne über und überschüttet mit salzigem Naß die auseinanderstiebende kreischende Menge. Wie ein reißender breiter Strom von kochender Milch ist die Küste des Meeres anzusehen, dunkel und schmutzig-grau wälzt das kleine Flüßchen von Nizza seine Wogen durch, während ferne auf den grünen Bergen der offenen See die Fahrzeuge, welche die Faust des Sturmes erfaßt hat, taumelnd hin- und hergepeitscht werden von der Wuth der Elemente.

Das Gebirgsdorf S a o r g e s, an der Mittelhöhe der maritimen Alpen liegend, ist vor wenig Tagen durch einen B e r g s t u r z gänzlich verschüttet worden. Die reißenden Wasser haben die fest scheinende Rückwand des Berges,

an welchem die Ortschaft lehnte, unterwaschen und letztere unter den Trümmern der herabfallenden Massen begraben. Zum Glücke ereignete sich das Unglück am Tage, so daß die armen Einwohner, die freilich zu Hunderten obdachlos umherirren, wenigstens im Stande waren, das nackte Leben zu retten. Die eingeleiteten öffentlichen Sammlungen ergeben ein sehr reiches Resultat, welches Theatervorstellungen und Concerte zu diesem Zweck gegeben, noch namhaft vermehren.

Nizza ist überfüllt von Fremden, wie kaum je ein Jahr zuvor.

Während in meinen lieben Vaterländern allüberall der Winter seinen frostigen Eismantel ausbreitet, hält hier bereits der Frühling, der blüthenreiche, duftige, grüne Frühling, unter Carnevalsgeschmetter und Vogelgesang seinen frohen Einzug! Durch's weitgeöffnete Fenster schweift der Blick über das spiegelglatte Meer hinaus auf die dunklen Höhen, zwischen welchen wahr und wirklich Millionen der goldenen Göthe'schen Früchte glühen! *) Auf den Camelienbäumen strotzen so zahlreiche Blüthen, daß die in Massen einwandernden, nach dieser Blume vom jüngeren Dumas bezeichneten Damen sich bequem ihre Embleme täglich erneuern können.

Kreischendes Maskengesindel treibt sich am hellen lichten Tage in unglaublichen Kostümen auf der Straße herum,

---

*) Von dem Reichthum der hiesigen Orangenernte mag die Thatsache Zeugniß ablegen, daß im Garten einer Villa (Villa Bermond) ein und eine halbe Million Früchte eingeheimst worden sind.

und bunte Schmetterlinge gaukeln in meinem Zimmer, welches die Veilchen des Hotelgartens mit ihrem entzückenden Duft erfüllen.

Ich gehöre nicht zu der Gattung von Naturfreunden, welche Schlittenparthien, Eislaufen und ähnliche Amusements dem Lustwandeln unter warmem Sonnenhimmel vorziehen; ich liebe den blendenden Schnee, wenn ich ihn wie hier in respekteinflößender Entfernung auf den piemontesischen Bergen, hoch über den maritimen grünen Alpen blinken sehe.

Die Saison sowohl in Nizza, als in dem nahen „Westentaschen-Spielbank-Fürstenthum" Monaco hat ihre höchste Höhe erreicht. Die Spieltische, welche man, um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, in den letzten Tagen noch um zwei vermehrt hat, sind von einer Menschenmauer umgeben, die es dem Anfänger schwer macht, sein Geld zu verlieren. Homburg und die anderen verflossenen deutschen Spielbäder haben ihren Auswurf an Abenteurern und Gaunern hingeschickt; auch die Pariser Polizei hat es für nöthig gehalten, ein paar Dutzend scharfe Augen zur Bewachung dieser Langfinger auf den Kampfplatz zu senden. Es ist unglaublich, wie weit die Frechheit mancher dieser Glücksritter geht. Zu James Rothschild, der in Nizza stets die Wintersaison verlebt, kam bei Beginn derselben ein anständig aussehender Mann, der dem Millionenbesitzer in voller Verzweiflung erklärte, er stehe auf dem Punkte, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn er — Rothschild — ihm nicht die Summe von 6000 Francs vor-

schießen wolle. In drei Wochen wolle er dieselbe dankbar zurückzahlen, darauf verpfände er sein Ehrenwort. Rothschild entgegnete ihm, obgleich es gegen seine Grundsätze sei, an unbekannte Personen Geld zu verleihen, wolle er doch in Berücksichtigung des geschilderten Nothstandes die 6000 Francs gegen einen Wechsel, nach drei Monaten zahlbar, vorstrecken. Dies geschah. Nach Ablauf der gestellten Frist aber fiel es unserem Manne, der in einem der ersten Hotels auf ganz anständigem Fuße lebte, natürlich nicht ein, sich seiner Schuld zu entledigen, und als ihn Baron Rothschild in einigen artigen Zeilen an seine Verpflichtung mahnte, sandte ihm der Abenteurer durch einen Cartellträger eine Herausforderung zu. Der Geforderte entgegnete dem Freund des angeblich Beschimpften, daß er auf diese bequeme Art, seine Gläubiger los zu werden, um so weniger eingehen werde, als er seinen Gegner für einen ehrlosen Schuft halte und nur bedaure, ihn nicht beim ersten Zusammentreffen, statt mit seinem Gelde, mit Ohrfeigen regalirt zu haben. Am andern Tage waren Duellant und Secundant verschwunden und Rothschild um eine Erfahrung reicher.

Von der Fürstin Trubetzkoi, welche in einigen Tagen im Theater die Titelrolle in der Oper „Lucretia Borgia“ singen wird, behaupten die anwesenden Russen, daß ihr Gatte mit dieser zweiten Frau sich schwerlich in Petersburg sehen lassen dürfte, ohne eine kleine Untersuchung wegen Bigamie zu riskiren; hier gehen derlei gesellschaftliche Scherze ohne allen Anstand durch, die Polizei ist an diesem Weltort

nichts weniger als skrupulös, sie drückt gerne ein, wohl auch beide Augen zu, wo etwas nach „oben" zu sehen wäre, was nicht ganz in Ordnung ist.

Es hält schwer, einem Deutschen die Carnevalstollheit des Südländers so recht anschaulich zu schildern. Es fehlen uns alle Bedingungen zu dieser Art von Lustbarkeit. Während dort eine starre Eisdecke oder knirschende Schneeflächen weder innen noch außen warmen Frohsinn aufkommen lassen, tritt hier heller, freundlicher Sonnenschein mit der duftgeschwängerten, blüthendurchwürzten lauen Luft in den Bund mit heiteren, harmlos fröhlichen Menschen. In diesem Jahre hoffte man die Erbschaft des römischen Carnevals in Nizza anzutreten, eine Hoffnung, die nicht grundlos auf den Umstand gebaut war, daß dort die Lustigkeit mit jedem Jahr ein gut Theil mehr verschwindet. Ein Comité, aus den namhaftesten einheimischen und fremden Persönlichkeiten bestehend, hatte sich gebildet und ein namhaftes Kapital zur Scenirung der Carnevals-Festlichkeiten aufgewendet. Die Stadt prangte im festlichen Schmucke von zahllosen Fahnen, Flaggen, Carnevalsemblemen, reich verzierten Tribünen, Tausenden von bunten Beleuchtungskörpern, Alles mit dem dekorativen Geschick geordnet, welches die Franzosen von jeher auszeichnet.

Namhafte Preise für die besten Masken zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde (600 Frcs.) waren von den Festordnern bestimmt; der Platz vor der Präfektur war mit Blüthen, Blumen und Guirlanden vollständig bedeckt und

mit Einbruch der Dunkelheit mit zahllosen Gasflammen erleuchtet.

Um zwei Uhr begann der Zug durch die festlich geschmückten Straßen; ich glaube, von den 70,000 Einwohnern und 40,000 Fremden, die Nizza zählt, waren nur die Schwerkranken und die Portiers daheim geblieben, denn selbst Wickelkinder sah ich mit den neugierigen Müttern im wogenden Gedränge. Alles ist maskirt, selbst die Pferde, die Kutscher, die Kinder; Alles jauchzt in heller Lust. Die Tribünen, die Fenster, die Dächer, die Straßen, Kopf an Kopf besetzt mit frohen Menschen! Wer nicht die Mittel hat, sich eine kostspieligere Verkleidung anzuschaffen, der läßt kurzweg sein Hemd über die Hosen baumeln, schwärzt das Antlitz und die Maske ist fertig, oder er zieht seinen Rock verkehrt an, malt sich ein Paar knallrothe Backen und „stürzt sich in den Strudel n'ein".

Wehe dem, der ohne Lokalkenntniß, ohne Drahtmaske, in dunklen Kleidern sich in's Gedränge wagt. Wie schweres Hagelwetter prasselt von allen Seiten das Confetti-Bombardement auf den Unglücklichen nieder, in wenig Minuten sieht es aus, als ob er acht Tage lang in einer Mehlkiste geschlafen hätte. Nichts wird übel genommen, schöne, zart behandschuhte Händchen langen mit wahrer Leidenschaft in die vor ihnen stehenden Kistchen mit den weißen Gypskügelchen, in die Körbe mit Blumen und Bonbons und lassen Alles auf die Vorüberfahrenden niederregnen. Eine Maske klettert am Balkongitter empor, hält sich mit einer Hand fest und greift mit der andern in einen angehängten

Quersack, aus dem er sein Wurfgeschütz zwischen die niedlichen schwarzäugigen Bewohnerinnen des Hauses schleudert.

Ich hatte die freundliche Einladung des russischen Gesandtschafts-Attachés von Majewsky aus Paris angenommen, die Rundfahrt mit ihm und seiner geistreichen Gemahlin zu machen. Wir holten uns vorher Stärkung an einem opulenten Frühstück im London House, dem elegantesten Restaurationslokal von Nizza. Im Garten — Februar — saß eine elegante Gesellschaft, feine Herren, noble und nobel scheinende Damen. Wirkliche Fürstinnen und Koketten, beide im Benehmen, in der Toilette zum Verwechseln ähnlich. Während sich die Fürstinnen genau wie Koketten betrugen, kann man nicht behaupten, daß die letzteren viel Fürstliches an sich hatten. Die Prinzesse S. mit einem Spanier, der vor wenig Tagen in Monaco nicht im Stande war, ein Diner mit 80 Frcs. zu bezahlen, ja nicht einmal die Versicherung, er sei ein Vetter der Kaiserin Eugenie von Frankreich, erhöhte seinen Kredit. Die Spielbank zieht eben alle Abenteurer an, wie Licht das Mückengesindel. Während wir tafelten und unsere bunte Umgebung mit steigendem Interesse beobachteten, bedeckte der fürsorgliche Kutscher die Equipage mit weißen Tüchern, die Räder waren mit Guirlanden von Veilchen verkleidet.

In diesem glücklichen Lande kann man sich den billigen Luxus der maßlosesten Blumenverschwendung erlauben. Alles ist mit zarten Frühlingskindern bedeckt. Die Stangen der Fahnen und Flaggen, die Tribünen, die Balkone. Riesige

Blumensträuße von Camelien, Rosen und Veilchen werden Bekannten und Unbekannten zugeschleudert, weiche Bonbonnièren schönen Damen in den Wagen geworfen, dazwischen prasselt das knatternde Geschütz der Confetti, aus Schaufeln mit hohlen Griffen mit Vehemenz geworfen, zwischen und auf die Fußgänger, die Fahrenden. Kleine Kinder, ja selbst Hunde sehen wir mit vorgebundenen Masken. Versehen wir uns mit einer solchen, aus starkem Draht gewoben an einem Stiel befestigt, und schützen wir Gesicht und Augen vor den unaufhörlich geschleuderten Kügelchen. In wenigen Minuten ist der Boden unseres Wagens handhoch damit bedeckt. Bei allem Gewühle kein Drängen, kein Stoßen. Eine heitere Quadrille bildet sich inmitten des Gewoges, man räumt derselben so viel Platz ein, als die Tanzenden benöthigen. Der Festjubel hat den Höhepunkt erreicht, die Wogen der Heiterkeit gehen riesenhoch, immer ohne unangenehme Auswüchse an die Ufer zu werfen. Ein reizender Wagen, einen Blumenkorb vorstellend, ihn zieht ein weißes Ochsengespann mit vergoldeten Hörnern, das Geschirr mit Veilchenguirlanden bedeckt, fordert unsere Aufmerksamkeit heraus. Junge Mädchen, in die Farbe der duftigen Veilchen gekleidet, Alles bis auf die zarten Handschuhe, die Blumen im lockigen Haar von derselben Couleur, sie werfen elegante Bouquets dieser Frühlingsboten unter die jauchzende Menge, der Vorrath scheint endlos. Hinter ihnen wogt ein riesiges Schiff auf bemalten Wellen, die bis zur Erde reichen. „Stella" heißt es, der Name prangt in goldenen Lettern am Bug. Hoch oben in den

Masten, an den Rudern, auf den blau bedeckten reichen Sitzen schaukeln sich zierlich gekleidete Schiffer und lassen heitere Gesänge durch die milde Luft erschallen. Vier dunkle Ochsen, geleitet von dämonischen Gestalten, bewegen einen mächtigen Kessel, der sich krachend auseinander theilt. Die Hölle wird sichtbar, von rother Gluth umstrahlt; aber im reichen Schmuck der Unterwelt sehen wir eine Gruppe infernalischer Geister, mitten unter diesen auf mächtigem Thron in hehrer, düsterer Majestät Fürst Satanas I. Die unheimlichen Teufelsfratzen rauchen gewaltige Tabackspfeifen in Form kleiner Vulkane, welche mächtige Feuersäulen auswerfen. Seine infernalische Hoheit hat zur Erheiterung die eigene Hofkapelle auf die Oberwelt befohlen, welche wunderliche Teufelsmusik zum Besten giebt.

Von einer diamantblitzenden, sich drehenden Sonne bestrahlt, steht, umgeben von einem bunten Völkergemische, eine hohe Jungfrau: die Stadt Nizza vorstellend, ein farbenreiches, schön geordnetes Gruppenbild.

Ein endloser Reiterzug, dem ein Trompetercorps voranzieht, stellt Krieger von den Zeiten der Kreuzzüge bis auf die Gegenwart vor; hier reitet Don Quixote auf einem bunt bemalten Schimmel, der in befremdenden Farben prangt, sein getreuer Sancho tummelt einen Esel. Malerisch und reich zieht ein Stiergefecht vorüber an uns mit seinen phantastischen Figuren; spanische Contrebandiers, eine olympische Gruppe, kurz, wer kann sie alle zählen oder nennen, die bunte, tolle Reihe, die an uns vorbeigaukelt? Ueberall sind Musikchöre aufgestellt, Sängerinnen

lassen von den Tribünen heitere Weisen erschallen, und am Hauptthore, das an's Meer führt, wird unter endlosem Jubel der Anwesenden die riesige Figur von „Le mannequin figuratif du Carnaval“ in die Höhe gezogen, wo er sein Geschick erwartet, welches ihn Aschermittwochs dem Flammentode preisgiebt.

Der Vollständigkeit wegen füge ich noch hinzu, daß ein Wagen mit hübschen, aber zweideutigen oder vielmehr unzweideutigen Damen, welcher die Ueberschrift trug: „Appartements à louer“, durch die Polizei von der Rundfahrt ausgeschlossen wurde.

Mit Einbruch der Nacht hat das Comité sein Versprechen „taghellem Beleuchtung“ durch Gas, mit elektrischem Licht, bengalischen Flammen und bunten Ballons redlich gelöst, zahllose Menschenmassen durchzogen die glänzenden Straßen; ich habe keinen Betrunkenen bemerkt unter denselben, keine Rohheit, und doch ist der Wein so billig, die Luft so balsamisch, das Meer so blau, ruhig und heiter! Das ist der Carneval im Süden!

Das Taubenschießen.

Ein Spielbanksport in Monaco.

Meine Absicht, demnächst die Anker zu lichten, um das in der Touristenwelt noch so wenig bekannte Korsika zu durchstreifen, ist vor der Hand nicht in's Werk zu setzen, denn noch deckt Schnee die wild zerklüfteten Höhen der Insel und zwingt mich, die Ausführung meines Vorsatzes zu verschieben; dann aber wird mir eben mitgetheilt, daß man das Taubenschießen, dies grausamste aller Amusements, auch in Deutschland, zuerst künftige Saison in Baden-Baden, einzuführen, ja es sogar während der Wiener Weltausstellung in Vorschlag zu bringen gedenke. Nun halte ich es für die Pflicht der Presse und eines jeden ehrlichen Schriftstellers, gegen dies tückisch-herzlose Vergnügen im Interesse der Menschlichkeit feierlichst Protest einzulegen. Die einfache Schilderung des „grand concours international“ wird den Leser in den Stand setzen, zu beurtheilen, ob meine Ansicht gerechtfertigt ist oder nicht.

Die Festgenüsse der Sportswoche in Nizza, Monaco

und Cannes beginnen mit einem „großen" Wettrennen in Var, ungefähr eine Stunde von Nizza. Die mittelmäßigste österreichische Provinzialstadt setzt derlei Spektakelstücke wirksamer in Scene; es ist eben dieselbe „rothe Couleur in Grün", nur ärmlicher als bei uns. Wie im lieben Vaterlande werden edle, prächtige Thiere von spindeldürren Jockeys gezwungen, über Hecken und Wassergräben zu springen; wie bei uns trennt sich ab und zu einer der Reiter von seinem Pferde, bricht sich ein Bein, ein paar Rippen, wohl auch das Genick, was dem Herrn desselben in der Regel immer noch lieber ist, als wenn dies Unglück seinem Roß passirt wäre. Nach endloser Pause wiederholt sich dies aufregende Schauspiel in gleicher Monotonie, manchmal mit einigen erheiternden Zwischenfällen, wie zum Beispiel gestern ein reiterloses kluges Thier im größten Eifer alle Hindernisse übersprang und mit dem Sieger fast zu gleicher Zeit an's Ziel gelangte. Wetten hin und her, Geschrei auf der hier ungemein ärmlichen und im Sonnenbrand liegenden Tribüne, ein Flor schön geputzter Damen edler und unedler Abkunft, und in den Equipagen die frech bemalten Weiber der Halbwelt. Freilich Eines haben wir nicht bei uns: das prachtvolle Panorama, welches sich vor dem entzückten Blicke ausbreitet. Diese im prächtigen Grün prangenden Alpenhöhen oder die wilden, kahlen Felsberge, auf welchen im Februar die Gluth der Mittagssonne brütet, im Hintergrunde blendend im funkelnden Schneegewande die Kuppen der piemontesischen Höhen, allüberall, wohin das Auge fällt, lachende Pflanzungen, leuchtende Villen, vor

uns das tiefblaue Meer — das ist eine Beigabe, welche unsere Rennbahn-Unternehmer dem Publikum nicht bieten können. Zahllose Fußwanderer ziehen die Promenade des Anglais entlang bis zu dem sumpfigen Fiebernest Var, wo die „Course" stattfinden. Bekanntlich hat man diesen schönsten Spaziergang der Welt längs der Meeresküste dem praktischen Wohlthätigkeitssinne der Engländer zu danken, zu deren Ehren er den Namen trägt. Als in einem bitteren Nothjahre der Mangel die Armen in Nizza und der Umgebung zu vernichten drohte, da traten die reichen Familien, welche Frost und Nebel von Albions Gestaden an's Mittelmeer getrieben, zusammen und ließen gegen guten Taglohn Jedem, der Lust zur Arbeit hatte, diese in der Weise zukommen, daß die dadurch entstandenen prächtigen Kais, die schönen Anlagen, Alles hart am Meere, noch heute den Nachkommen der klugen Engländer zu gute kommen, welche, statt lieberlichen Bettlern Almosen entgegen zu schleudern, fleißigen Arbeitern reichlichen Unterhalt gewährten und sich dadurch selbst ein unvergängliches Denkmal setzten. Hier erhebt sich angesichts der so reich dekorirten Meeresufer eine unabsehbare Reihe prächtiger Paläste, vornehmer Villen, und so ist die Promenade des Anglais heute der Stolz und die Zierde von Nizza. Viele dieser zierlichen Bauten haben eine wunderliche Geschichte, ein historisches Interesse. In vornehmer Einfachheit liegt hier die Villa Stirbey, in welcher der alljährliche Gast, König Ludwig von Baiern, tief betrauert von der ganzen Bevölkerung, starb. Alle Welt kannte den jovialen, schwer-

hörigen alten Herrn, der, bis an's Ende ein Verehrer des schönen Geschlechtes, allen hübschen Damen, mit dem unvermeidlichen Monocle im Auge, fast die Fußspitzen abtrat. In allen Kreisen war er ein gerngesehener Gast, und wo man ihn nicht gebeten hatte, kam er ungeladen, bis es eines schönen Tages hieß, „der alte Ludwig sei gestorben". Viele Thränen flossen hinter seinem Sarge; bei allen Wunderlichkeiten hatte er für Nothleidende eine offene Hand, ein warmes Herz.

Hier dieses kleine kokette Häuschen steht unbewohnt. Die letzte Eigenthümerin hat sich seines Besitzes nur vierundzwanzig Stunden erfreut; die Spielbank in Monaco gab und nahm es ihr. Eine Dame der Halbwelt hatte sich einige tausend Francs erspart, mit diesen versuchte sie ihr Glück am grünen Tische. Das Glück warf ihr lächelnd 60,000 Francs in den Schoos. Schleunigst fuhr sie nach Nizza, um die zierliche Villa zu kaufen und dadurch ihre Zukunft zu sichern. Der Kontrakt wurde in aller Form abgeschlossen, einige tausend Francs anbezahlt; am nächsten Tage wollte die überglückliche Besitzerin von ihrem Hotel in Monaco die gewonnene Summe holen und in ihr neues Eigenthum übersiedeln. Doch nicht nur mit den Mächten des Geschickes, sondern auch mit den Dämonen der Spielhölle ist kein dauernder Bund zu schließen; die nächste Morgenröthe sah den schönen Traum zerronnen, die runden Goldstücke waren wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückgerollt — der Milchtopf des armen Bauernmädchens aus dem Fabelreiche in das der Wirklichkeit getreten. Die kurze

Freude des Besitzes zahlte die arme Hazardspielerin mit der langen Nacht des Wahnsinnes; unfähig, den jähen Wechsel von Glück und Unglück zu ertragen, wurde sie verrückt. Ohne den tragischen Schluß der Geschichte ging es der Fürstin Suwaroff ebenso. Sie hatte an der Bank eine halbe Million gewonnen und verlor Alles wieder in dem Moment, als sie im Begriffe stand, abzureisen und der Postwagen vor der Thüre des Spielhauses sie bereits erwartete. In diesem mächtigen Gebäude, unter diesen stolzen Säulen starb eine Welt voll Hoffnungen: hier hauchte der Thronfolger von Rußland seinen jungen Geist aus. Es ist die Villa Bremond. Dieses endlose Besitzthum, mit Schlössern, Häuschen, wunderbaren Glasbauten für tropische Gewächse, überbrückten Abgründen und zahllosen burlesken Baulaunen geschmückt, von der Eisenbahn der ganzen Länge nach durchschnitten, hat der Spielpächter Blanc von dem Besitzer Gastaud für 900,000 Francs angekauft. Es steht leer; der Kaufschilling wanderte über die grüne Straße des Trente et Quarante wieder nach Monaco zurück. Das kleine Haus, in welchem der Großfürst starb, hat die Kaiserin angekauft, niederreißen und an Stelle desselben eine prachtvolle russische Kapelle bauen lassen. Das große Palais daneben bewohnen die Mitglieder der russischen Kaiserfamilie stets bei ihrer Anwesenheit in Nizza.

Die Villa Peillon, ein stolzes Schloß, von einem mächtigen Park umgeben, bewohnt diesen Winter mein alter Kamerad Anton Ascher als Gast des Baron Todesco. Aber er ist kein froher Gast, der sonst so heitere, witzige Ascher,

er ist krank, er leidet an Heimweh nach seinen Wienern und sieht mit Sehnsucht dem Frühjahr entgegen, welches ihn seiner zweiten Heimath wieder zuführen soll. Auch die Villa Peillon, vielleicht die schönste in Nizza, hat ein Stück Romantik dem ahnungslosen Besitzer zugeworfen. Herrn Peillon, einst ein bildhübscher Friseurgehilfe, war die Aufgabe geworden, die blonden Goldlocken einer Lady in Stand zu halten. Ohne daß der junge Haarkräusler eine Ahnung hatte, entbrannte das Herz des jungen Brittenkindes in heißer Liebe zu ihm. Die Abreise der Familie nahte heran; da ward das junge Mädchen krank, tieferntlich krank, dahinsiechend an einem geheimnißvollen Uebel, welches sie in der jungfräulichen Brust verschloß. Dem scharfen Blick des Arztes und seinem väterlichen Zureden gelang es, ihr das Geheimniß zu entreißen. Entsetzt schleppten die Eltern das Kind in die Heimath, von der Zeit und der Entfernung Heilung der Leidenden hoffend. Doch vergebens. Immer stärker wuchs die Sehnsucht nach dem in der Ferne weilenden heißgeliebten Jüngling, und als die Aerzte erklärten, es gebe für die junge Erbin nur Ein Heilmittel, die Vereinigung mit dem Geliebten, da wanderten die Eltern mit der blonden Jungfrau zurück über's Meer und legten das Kind in die Arme des jungen Haarkünstlers, „dem nie von solchem Glück geträumt". Die glänzenden Räume der Villa Peillon nahmen das junge Ehepaar auf, dort verlebte es selige Tage. Später scheint sich freilich die heiße Gluth etwas gedämpft zu haben, denn wie man mir erzählt, lebt Madame in Paris und der Gatte, dessen

Haare die Zeit gebleicht hat, wohnt ohne seine bessere Hälfte als reicher Miethsherr, von allem Luxus umgeben in Nizza.

Am Tage des „Taubenschießens", welches riesengroße Plakate schon seit einem Monat an allen Straßenecken von Nizza anzeigten, hat der nach Monaco führende Extrazug ein ganz anderes, viel vornehmeres Aussehen, als der gewöhnliche Train. Der hohe Eintrittspreis von zwanzig Francs hält die minder gut situirte Mehrheit der Neugierigen zurück, dagegen besetzt die Jeunesse dorée von Frankreich, Alt-England und Amerika die Plätze. Sie bedient sich einer eigenthümlichen, dem Uneingeweihten fast unverständlichen Sprache, wimmelnd von Sportausdrücken, denen sie „unter sich" das Bürgerrecht für alle Zungen ertheilt hat.

Der Schauplatz ist ebenso gut gewählt, als elegant dekorirt. Ein halbrunder Vorsprung, hart am Meere gelegen, ist mit einer zierlichen eisernen Einfassung umgeben. Innerhalb dieser Einfassung muß die erlegte Taube fallen; was sich außerhalb des Kreises rettet oder in's Meer stürzt, gilt nicht als getroffen. Der Zuschauerraum besteht aus zwei eleganten, mit Holzschnitzerei verzierten Räumen, zwischen welchen sich der Schießstand und zwischen Glaswänden der erhöhte Sitz für den Preisrichter befindet. Hoch über den Fahnen der übrigen europäischen Staaten flattert jene mit dem Wappen von Monaco, welches — nie ohne dieses — von zwei gemalten Mönchen getragen wird. Oesterreich mit seinem Adler war durch Fürst B. Esterhazy vertreten,

und zum ersten Mal in Frankreich sah ich das deutsche Reichsbanner mit dem schwarzen Adler und dem eisernen Kreuz aufgepflanzt. Der größte Theil der zweiundvierzig Theilnehmer an diesem Sport besteht aus alt-englischem Blaublut, welches auch in dem prächtigen Damenflor der Zuschauer vorwiegend vertreten war. Freilich kann man hier nie verhindern, daß sich einige Damen „sehr zweifelhaften Odeurs" einschleichen, welche direkt aus der Fabrik des jüngeren Dumas importirt zu sein scheinen. Unter diesen befindet sich auch eine Pariser Berühmtheit: Marie Saß, die Nebenbuhlerin der berüchtigten Cora Pearl. Weder die Eine noch die Andere dieser Weibsleute kann auf den Namen einer Schönheit Anspruch machen, und doch zählen die durch sie ruinirten Dummköpfe nach Dutzenden. Ihre Toilette und ihr Schmuck überstrahlen den Putz der reichsten und vornehmsten Damen, welche ohne Widerrede diese anrüchige Nachbarschaft dulden.

Wie in einem Bienenschwarm wogt es ab und zu, in den Galerien, im eleganten Buffet und im Wartesaal, welcher mit Jagdbildern, von tüchtigen Künstlerhänden gemalt, geschmückt ist. Der Standplatz der Schützen gleicht ungefähr einer Kegelbahn; im Halbkreis um denselben, der Sonne und dem Meeresspiegel zugewendet, in einer Entfernung von fünfzig Schritten stehen fünf nummerirte viereckige Kasten, welche sich vom Platze des Preisrichters aus durch einen Schnurzug öffnen lassen. In jedem dieser Behältnisse befindet sich eine Taube. Der Schütze steht im Anschlag und weiß nicht, aus welchem der fünf Kasten das

arme Wettopfer geflogen kommt. Durch einen Luftdruck aus einer Guttapercha-Blase wird eine kleine Kugel in einer Art Roulette, deren Fächer von eins bis fünf bezeichnet sind, im Kreise getrieben. Der Kasten, welcher die korrespondirende Nummer trägt, an welcher die Kugel in der kleinen Maschine stehen bleibt, öffnet sich auf den Ruf des Schützen, der das Recht hat, die beiden Schüsse aus seinem Doppelrohr nach dem freigelassenen Täubchen abzufeuern. Man benützt hierzu eigene, von den schottischen Küsten hierher gebrachte, kaum faustgroße, blaugraue Wildtauben, da die heimischen, nach der Versicherung von Sachkennern, wenn sie aus dem Kasten losgelassen werden, entweder verblüfft stehen bleiben, oder, aufgejagt, nur einige Schritte weiter sich wieder niederlassen, was bei der sehr scheuen Art, die man zum Sport verwendet und wovon Blanc erst vor wenigen Tagen zweitausend Stück hat kommen lassen, nur sehr selten der Fall ist. Bleibt das Thier, wenn der Kasten auseinander fällt, dennoch auf dem Platze, so wird es durch eine ihm entgegengerollte Kugel aufgescheucht. So lange die Taube sich nicht in die Luft erhoben hat, darf kein Schuß abgegeben werden. Unter sieben Schüssen, die jeder der Theilhaber frei hat, müssen fünf treffen. Die Sache ist schwieriger, als es scheint, weil der grelle Sonnenschein auf dem Meere und der Umstand, daß der Schütze nicht weiß, aus welchem der fünf vor ihm im Halbkreise aufgestellten Kasten die Taube fliegen wird, ein rasches und sicheres Zielen nöthig macht. Man muß stets die Kasten im Auge haben und sofort schießen, wenn der-

selbe sich öffnet; denn erhebt sich der Vogel erst einmal in die Luft, so ist er auch mit Blitzesschnelle über den bestimmten engen Raum hinaus verschwunden. Obgleich die meisten Schützen sich englischer Hinterlader bedienen, benützen doch Manche, und zwar die besten Treffer, Vorderlader, weil der Schuß aus diesen, nach ihrer Behauptung, sicherer sein soll. Im Ganzen wurde ungemein gut geschossen; kaum hatte eines der armen Thierchen sich vom Boden erhoben, als es, von dem heimtückischen Blei ereilt, wieder zur Erde stürzte. Da viele der Jäger auf jeden Schuß, also sieben Stück treffen, so müssen sie schließlich wieder unter sich so lange schießen, bis Einer fehlt, der dann auszutreten hat. Man kann sich einen Begriff von dem Massacre machen, welches unter den harmlosen Thierchen angestellt wird. Die Gefallenen, ob todt oder nur flügellahm oder leicht verwundet, werden in einen großen Kasten geworfen, die letzteren wo möglich wieder kurirt und für das nächste Schießen aufbewahrt. Jede Faser in mir empörte sich bei dieser grausamen Metzelei. Die halbtodten zierlichen Geschöpfe flatterten zwischen den Leichen der Gefallenen und schlugen an die Wände des leichten Holzbehältnisses; die Knechte, welche sie einfingen, warfen sie mit heimtückischer Mitleidslosigkeit zwischen die Todten hinein, so daß man endlich der allgemeinen Entrüstung Worte gab und den Chef des Schießstandes ersuchte, der Marter dieser armen Thiere ein Ende zu machen.

Im Interesse deutscher Humanität und deutscher Gemüthlichkeit möge doch unsere Presse ihr energisches Veto

einlegen gegen die Einführung dieses scheußlichen Sports in unserer Heimath. Ich begreife das Vergnügen nicht, welches der wenige Schritte dahinter lauernde Schütze an den Todeszuckungen eines sanften und harmlosen Geschöpfes finden kann, welches man hundert Meilen weit von den heimathlichen Klippen hierher geschleppt hat, damit sie als Lockvögel für einen Spielbankpächter dienen, der die dreitausend Francs, die er als Preis für diese Schießübung aussetzt, an demselben Tage durch einen raschen Zug zehnfach wieder in sein schlau ausgestelltes Netz bringt.

Der glückliche Sieger des Tages war Herr Hottinger, der Sohn des bekannten Bankiers in Paris. Das Knallen hat nun für heute ein Ende, um in den nächsten Tagen wieder zu beginnen. Fünffach umstellt sind die Spieltische von Hinzudrängenden, die ihr Geld los werden wollen. Die goldene Jugend wird heute noch manche ihrer gleißenden Federn verlieren. Kein Zweifel, Blanc versteht sein Handwerk!

Lourdes, die Stadt der Wunder.

Tief in den Pyrenäen versteckt, zwischen dem prächtigen Pau, der Wiege Heinrich's des Vierten, des klügsten und besten Königs von Frankreich, und Bayonne, dem Thor nach Spanien, liegt die Stadt Lourdes. Auf einem schroffen Felsrücken erbaut, beherrscht sie ein Landschaftsbild von unbeschreiblicher Schönheit, und ist zugleich der Schlüssel zu den nach Spanien führenden Pässen. In der Nähe der prachtvoll gelegenen Stadt finden wir eine Menge von Grotten. Eine derselben war im letzten Jahrzehnt der Schauplatz von Wundern, die „des Glaubens liebstes Kind", die ganze katholische Welt, in Aufregung versetzten und das sonst wenig beachtete Städtchen zum Wallfahrtsort von Hunderttausenden machten.

Ich gebe den Inhalt der Erzählung von den geschehenen Mirakeln nach einer im Maison de Notredame in Lourdes erschienenen, vom Erzbischof von Tarbes approbirten Broschüre wieder, ohne für die Glaubwürdigkeit derselben Bürgschaft zu übernehmen. Hat dies doch der Papst in einer eigenen Bulle gethan, hat doch eine eigene Kirchen-Kommission, zu welcher Aerzte als Sachverständige zugezogen wurden, die Wunder bestätigt; was liegt daran,

ob ein unbedeutender Tourist daran glaubt oder nicht? — Am Montag den 11. Februar 1858 wanderten drei arme Kinder, Reisig suchend, an den Ufern der Gave bei Lourdes. Dort gingen zwei derselben in der Nähe einer kleinen, einzeln stehenden Grotte am Fuß des Felsens Massabielle über den Kanal. Wie sie dies bewerkstelligten, ist ihre Sache, denn dieser sogenannte Kanal ist, wenigstens jetzt, ein reißender Gebirgsstrom. Das dritte der Kinder, ein schwächlich-kränkliches Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, Namens Bernardette Sourbirous, blieb zurück, um die Fußbekleidung abzulegen, ehe sie über das Wasser ging. Mit dem Gesicht gegen den fensterartigen Eingang der Grotte gewendet und eben im Begriff, den zweiten Strumpf abzuziehen, sieht sie ein blendend helles Licht im Innern derselben, und obgleich die Luft völlig ruhig, die Bäume unbeweglich waren, „zwingt sie ein Windstoß", das Haupt zu erheben. Sie bemerkt, daß das Licht im Innern der „spelonque" heller als die Sonne leuchtete, während der Eingang in tiefem Schatten lag. Umflossen von diesem Licht, sieht sie eine „junge Dame, sanft und von himmlischer Schönheit". Ihre Kleidung ist ebenso einfach als graziös, ein weißes Kleid, ein langer weißer Schleier umhüllen sie. Die Hüften sind von einem blauen Gürtel umschlossen, und auf jedem der nackten Füße bemerkt die erstaunte Bernardette eine prachtvolle gelbe, voll aufgeblühte Rose. Die lichtumflossene junge Dame lächelt „délicieusement". Das Kind wirft sich auf die Kniee nieder und will das Zeichen des Kreuzes machen; allein der Arm sinkt ihm wie

gelähmt nieder. Da nimmt die „junge Dame" einen prachtvollen Rosenkranz, aus hellen gelben Perlen bestehend, an dem ein goldenes Crucifix befestigt war, und macht mit diesem ein großes Zeichen des Kreuzes, worauf Bernardette, sofort ihrer Gliedmaßen wieder mächtig, dieselbe Geste nachahmt. Immer süßer lächelnd, verschwindet die Erscheinung, ohne daß die beiden anderen, inzwischen herbeigekommenen Kinder etwas davon gesehen hatten.

Zu Hause theilte sie die gehabte Vision ihrer Mutter mit, welche, fürchtend, dieselbe rühre von einem bösen Dämon her, dem Kinde strenge verbot, die Höhle wieder zu besuchen oder Jemandem davon etwas mitzutheilen. Das gehorsame Mädchen ging natürlich einige Tage später wieder in die Grotte, nahm aber vorsorglich etwas Weihwasser aus der Kirche mit, um die etwaigen bösen Geister zu verjagen. Die junge Dame erscheint wieder in der Nische der Grotte und lächelt „noch süßer", als das heilige Weihwasser ihre nackten Füße besprengt. Während das Kind zu ihren Füßen betet, betrachtet die Erscheinung dasselbe „mit Liebe".

Kühner geworden, nimmt Bernardette bei ihrem nächsten Besuch Stift und Papier mit und bittet die Erscheinung auf den Knieen, ihren Namen und den Grund ihrer Erscheinung niederzuschreiben. Allein die junge Dame gab nichts Schriftliches von sich; es sei nicht nothwendig, meint sie, daß sie schreibe, allein sie möchte sie durch einen halben Monat täglich besuchen: „Faites-moi la grâce de venir me voir pendant quinze jours". Man sieht, die jungen Leute verkehrten mit einander in artigster Form. Inzwischen

war die Sache ruchbar geworden, und zahllose Neugierige begleiteten das arme Bauernkind bis zum Eingang der Grotte, welches inzwischen die Erlaubniß der Mutter zu diesen täglichen Besuchen erhalten hatte. Immer weiter verbreitete sich der Ruf des Wunders. Bald wuchs die Zahl der Personen, welche Bernardette auf ihrem geheimnißvollen Wege umringten, auf Tausende; die Journale bemächtigten sich der Neuigkeit, die Ufer der Gave waren bedeckt mit Zuströmenden aus allen Theilen des Landes, aber Niemand sah die Erscheinung, als das arme kranke Mädchen, welches sich bei ihrem Eintritte in die Grotte mit flammendem Antlitz niederwarf, wobei ihr Gesicht wie von einem Glorienschein umgossen war, während die Menge leise flüsterte: „Elle voit!"

Endlich wurde die fremde junge Dame so vertraut, daß sie Bernardetten drei Geheimnisse anvertraute, welche sie Niemandem geoffenbart hat; dagegen brauchte der ebenfalls ausgesprochene Wunsch, daß über dem Fels eine Kapelle gebaut werden möge, nicht als Geheimniß behandelt zu werden, ja die Erscheinung sprach ausdrücklich die Bitte aus, daß man dies den Priestern mittheile und Prozessionen die Grotte besuchen möchten.

Eines Tages sprach das Phantom: „Trink aus der Quelle dieser Grotte, wasche Dich mit dem Wasser derselben und iß etwas von dem Kraut, welches daneben wächst!" Gehorsam dem Befehle, suchte Bernardette, jedoch umsonst, die Spur einer Quelle, ja nur einer Feuchtigkeit zu entdecken. Auf ein Zeichen der Dame bohrt sie mit dem

Finger ein kleines Loch in den Sand, und eine Quelle sprudelt empor. Sie trinkt, sie wäscht sich, verspeist einige Blätter des daneben wachsenden Krautes und betet, auf abermaligen Befehl die Erde küssend, für die Besserung aller Sünder. „Pénitence! Pénitence! Pénitence!“ ruft sie dreimal innig aus und — gesund und kräftig steht sie vom Boden auf.

Seit der Zeit sprudelt die Quelle, von welcher früher Niemand etwas bemerkt hatte, als heilkräftiges Wunderwasser aus der Erde. Ein armer Arbeiter, Namens Louis Bouriette, welcher ein Auge durch eine Minen-Explosion „unrettbar“ verloren hatte, betete zur heiligen Jungfrau, wusch sich mit dem Wasser, und augenblicklich hatte das erloschene Auge die Sehkraft wieder. Ein sterbender Säugling, der zur Quelle gebracht und in derselben gewaschen wurde, erlangte augenblicklich seine volle Gesundheit wieder.

Die Kunde von den Wundern verbreitete sich im ganzen Lande. Obgleich die „junge Dame“ nie ihren Namen genannt hatte, hieß die Grotte doch bereits im Volksmunde die „Grotte der heiligen Jungfrau“. Man verbreitete indeß „die infamsten Verleumdungen“, und obgleich die gottbegnadete Bernardette nie Geschenke annahm, sondern stets einfach und bescheiden blieb, behaupteten doch „die Feinde des wahren Glaubens“, das Kind und die, an denen sich die Wunderkraft des Wassers zeigte, seien bestochen. Die Polizei verbot den Besuch der Grotte und verschloß dieselbe mit einem Gitter. Vergebens, die Menge besuchte die Wunderhöhle nur um so häufiger, zahlte die verhängten

Strafen und ließ sich nicht täuschen durch die Mißgünstigen, welche das Wasser für eine Mineralquelle erklärten. Aerztliche Untersuchungen, besonders die des berühmten Chemikers Fihol, erklärten die Fontaine von Massabielle für gewöhnliches Wasser. Die Wunder waren konstatirt.

Bernardette besuchte indeß, wie ihr befohlen, vierzehn Tage lang täglich die Grotte; am letzten Tage, dem Festtage von Mariä Verkündigung, war der Zudrang der Menge ganz unbeschreiblich. Nach dem dritten Gebet erschien die Fremde wieder, nur für ihren Schützling sichtbar, die, in Ekstase, unbeweglich, selig lächelnd auf den Knieen lag. Die Kerze, welche sie brennend in der Hand hielt, brannte durch dieselbe durch, ohne daß der Arzt, welcher die Hand später untersuchte, die geringste Verletzung bemerkte. Nun legte die Dame ihr Incognito ab, sprach zu Bernardette: „Ich bin die unbefleckte Empfängniß", und verschwand für immer. Obgleich das Kind das Wort „unbefleckte Empfängniß" nicht verstand und bis dahin nicht gehört hatte, sprach sie den Satz bei ihrem Erwachen aus der Verzückung doch vollkommen richtig.

Nun erst nahm die Geistlichkeit, „die sich bis dahin — natürlich — nicht um die Sache bekümmert hatte", die Angelegenheit in die Hand. Der Erzbischof von Tarbes setzte zur Untersuchung eine Kommission von Geistlichen und Gelehrten zusammen, welche die vorgekommenen Erscheinungen als Wunder erklärte; eine kaiserliche Ordre erlaubte auf Verwendung der frommen Kaiserin die Pilgerfahrten, eine päpstliche Bulle erklärte die Anwesenheit der heiligen Jung-

frau in der Grotte durch ein canonisches Urtheil als festgestellt und erlaubte die Sammlungen von Beiträgen unter den Gliedern der ganzen katholischen Christenheit. Zahllos haben sich seit der Zeit die Wunderheilungen wiederholt; fast keine Woche vergeht, ohne daß, nach der Behauptung meiner Broschüre, eine solche konstatirt wird. Auf drei starke Bände ist das Verzeichniß dieser Wunderfälle angewachsen. Manche erinnern mich an den alten Scherz, daß man durch den Gebrauch des Hoff'schen Malzextraktes im Whistspiele stets alle vier Honneurs bekäme. Das getrunkene Wasser führt Protestanten zur Erkenntniß und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück; es hilft, versendet — man verschickt es jetzt zu Heilzwecken in Flaschen — durch Waschungen in zahllosen Fällen, wo alle Menschenhilfe vergebens ist. In Belgien ist ein an der Rückenmarksschwindsucht verzweifelt Darniederliegender durch einige Waschungen vollständig gesund geworden. Und auch kleinen Bestechungen ist die Schutzheilige von Lourdes nicht abhold, denn als ihr eine als unheilbar erklärte Lahme das feierliche Versprechen ablegte, wenn sie gesund würde, ihr zu Ehren eine prächtige Fahne zu sticken und diese selbst in die Kirche zu tragen, da wurde die Bresthafte in wenigen Tagen frisch und heil, konnte die Fahne sticken und selbst nach Lourdes tragen.

Der bekannte Erfinder der Elektrizitätsketten, Goldberger, welcher als Millionär starb, antwortete auf die Frage eines Freundes, ob die Ketten wirklich helfen: „Mir haben sie geholfen". Dieselbe Antwort können die Bewohner von

Lourdes geben. Tausende und Tausende von frommen Wallern bringen ihr Geld hierher, ein stolzer Marmorbau in gothischem Styl erhebt sich über der Grotte, eine Kirche, die eine und eine halbe Million gekostet hat und zu den schönsten Gotteshäusern Frankreichs gehört.

Wie an den Spielbank-Etablissements deren Verschönerungen aus dem Geschäfte herauswachsen, baut man fortwährend um die Notredame de Lourdes herum prächtige Anlagen. Ein stolzer Kalvarienberg wird eben in Scene gesetzt; eine ganze Stadt von Händlern mit photographischen Ansichten der Kirche, Grotte, Quelle, dem Portrait Bernardettens, mit Rosenkränzen, geweihten Medaillons und anderen „Assortiments für fromme Gläubige" ist rings um die Kirche und auf dem Weg dahin entstanden. Die ganze Stadt „macht in Frömmigkeit", Bettler umlagern in zahlreicher Sippe die Gegend, Kerzenverkäuferinnen laufen in zudringlicher Weise mit ihrer Waare neben dem Wagen her, eine ungeheure, mit Tischen und Bänken versehene Rotunde, in deren Mitte das hehre Bildniß der Dame der Grotte steht, giebt den frommen Pilgern Gelegenheit, sich nach gethaner Arbeit auch an leiblichen Genüssen zu erquicken.

In der Grotte sieht man das ungemein liebliche Standbild der Jungfrau, „wie sie Bernardetten erschienen war", mit der Umschrift: „Je suis l'immaculée conception"; die Quelle ist umrahmt von einer Marmor-Einfassung und in einen Brunnen abgeleitet, der die Aufforderung enthält: „Kommt herbei zu der Quelle und trinket und waschet

euch!“ In der Grotte brennen Hunderte von Kerzen, hängen Kränze, Gebetperlen, Krücken in reicher Anzahl, knieen Betende, die in heißer Inbrunst zu der Heiligen flehen. In einer Seitenabtheilung derselben verkauft man wieder „fromme Dinge“, Broschüren, Rosenkränze, das Wasser der Quelle, das Portrait Bernardettens, die jetzt als fromme Nonne in einem Kloster „im Norden Frankreichs“ lebt. Das „schlichte“ Bauernkind und seine Quelle sind zur Quelle des Wohlstandes für Lourdes, „die heilige Stadt“, geworden.

Am 6. Oktober vorigen Jahres suchten die Legitimisten politisches Kapital aus der Prozession nach Lourdes zu schlagen. Die vornehmsten Leute in Frankreich wanderten in zahllosen Schaaren, zum Zeichen ihrer guten Gesinnung gegen die allmächtige Kirche, mit den Pilgern zur Madonna nach Lourdes. Eine ganze Schatzkammer von prachtvollen gestickten Fahnen, Waffen und anderen Zeichen von Ergebenheit prangt in dem Marmorbau des Gotteshauses, und in maßloser Freigebigkeit füllten sich die Kassen desselben.

Wenige Stunden von Lourdes hat man einen neuen Wallfahrtsort in Scene gesetzt, und zwar auch an den Ufern der Gave, in Batharam. Auch dort erhebt sich eine schöne Kirche und eine Reihe zierlicher Kapellen, auch dort hatte ein Mädchen, das beim Blumensuchen in den reißenden Strom gestürzt war, der unmittelbaren Rettung durch die heilige Jungfrau das Leben zu danken. Ob die Konkurrenz der beiden Etablissements nicht zu nahe liegt, ob nicht das mächtige und reiche Lourdes als Sieger daraus

hervorgehen, ob man nicht auch in Batharam neue Wunder entdecken wird, um die Massen anzuziehen, muß die Zukunft lehren.

Ich sende der „Neuen freien Presse" diese Schilderung von Pau aus, wo seit einigen Tagen der brave Don Carlos sich aufhält, um in stiller, ungefährlicher Zurückgezogenheit den Krieg auf Pump fortführen zu lassen, zu welchem ihm französische und englische Spekulanten die nöthigen Mittel an die Hand gegeben haben. Hier, in ruhiger Beschaulichkeit, so nahe der spanischen Grenze und doch weit genug vom Schuß, läßt er seine Landsleute einander todtschlagen und sieht mit einfältigem Behagen seine Chancen, bald als Vater seines Volkes in die Hauptstadt einziehen zu können, mit jedem Tage in seiner Einbildung wachsen. Sollte er wirklich einmal König werden, nun, es geschähe ihm schon Recht!

Aus der Theater-Hauptstadt.

Plaudereien aus Paris.

Victor Hugo, der größte jetzt lebende Poet und schlechteste Politiker Frankreichs, erklärte unlängst bei Gelegenheit der Wahlen, er bedaure um so mehr die auf ihn gefallene Wahl von Lyon ablehnen zu müssen, als er Lyon für die Hauptstadt von Frankreich und Paris für die von Europa halte. Wenn Victor Hugo als dramatischer Dichter Paris von dem Standpunkte eines solchen betrachtet, so kann er mit Fug und Recht seine Vaterstadt zur Metropole der Welt erklären. Einen Beweis liefert die neuerliche Aufführung von „Marion de Lorme". Ich spreche nicht von der Darstellung des kühnen Dichterwerkes durch die großen Künstler des Théâtre français, im Gegentheil: die Marion würde durch die viel jüngere, ebenbürtige Kollegin der Favart in Wien, durch die Wolter, ebenso hinreißend feurig gegeben werden, Sonnenthal die Parthie des Didier vielleicht mit etwas weniger äußerlicher Wirkung, aber gewiß mit mehr

Noblesse und edler Mäßigung zur Anschauung bringen, und La Roche den schwankenden, wunderlichen Charakter Ludwig's XIII. großartiger darstellen als Bressant in Paris. Aber das Ganze! Das vollendete Zeitbild, welches sich vor den Augen des Zuschauers aufrollt und diesen mit hinreißender Wirkung mitten in die Handlung versetzt, die Sorgfalt, mit welcher auch die kleinste Rolle besetzt wird, vor Allem aber die nie und nirgends übertroffene Mis-en-scène; das, gestehen wir es uns nur ehrlich, das treffen wir nicht in Deutschland. So spielt zum Beispiel Delaury (eigentlich eine Episode) den leichtfertigen, zu allen Rauf- und Liebeshändeln stets aufgelegten Saverny, der für seine Lust zu allem Abenteuerlichen sein junges Haupt zum Block trägt, mit einer Feinheit, einer Eleganz, einem Humor, wie ich sie in gleicher Weise an keinem zweiten Künstler kenne. Die letzte Scene, wo die Lust zum Leben mit der Furcht vor Feigheit im Kampfe liegt, bis der Schlaf ihn übermannt und er als grand seigneur erwacht, der nach einem heiteren Leben dem Tode muthvoll entgegengeht, ist von erschütternder Wirkung, wie der ganze letzte Akt überhaupt. Im Arrangement der Theatereffekte sind und bleiben die Franzosen unsere unübertroffenen Meister. Beim Anblicke dieser gewaltigen Kerkermauern, nicht auf flache Leinwand gemalt, sondern praktikabel aufgestellt, glaubt man, daß kein Entrinnen aus diesem Grabe der Lebendigen möglich, daß kein Seufzer um Erbarmen, kein Geschrei der Verzweiflung zu dem Ohre des schwankenden Königs gelangen kann. Wenn der düstere Richelieu, der Beherrscher seines

schwachen Monarchen, mit dem ganzen finsteren Apparate seiner übermenschlichen Gewalt vorübergetragen wird in der mit Purpurvorhängen gedeckten Sänfte, voran die Träger der Eisenkörbe, in welchen blaue Flammen qualmen, gefolgt von schweigenden, starren Eisenmännern; wenn sich die jammernde Marion verzweiflungsvoll, das Leben ihres Geliebten zu erflehen, vor dem Zuge hinwirft und zwischen den festgeschlossenen Vorhängen das schroffe Wort des unsichtbaren Machthabers wie das Fallbeil des Henkers: „Pas de grâce“ schrill der Jammernden in die Rede fällt, da fühlt der Zuschauer schaudernd mit, daß hier jede Hoffnung zu Ende ist, daß das Entsetzen vor Richelieu herschreitet und ihn zum Richtplatze geleitet.

Dieser Zwang auf das Publikum, sich in die Handlung zu versetzen und Zeit und Ort der Gegenwart zu vergessen, ist der höchste Sieg des Theaters, ein Sieg, der aber nur durch das ernsthafte Zusammenwirken aller dienstbaren Kräfte, der kleinsten wie der größten, zu erringen ist. Man glaubt nicht, wie viel Talent, Wissen, Geduld und eiserner Fleiß eine solche Meisterleistung einer tonangebenden Bühne absorbirt, aber wie mächtig auch eine solche auf eine ganze Bevölkerung einwirkt!

Wenn in der ungemein frischen und heiteren Oper des talentreichen Charles Lecocq: „La fille de Madame Angot“, welche noch viele Monate die Folies Dramatiques füllen wird, die graziösen Tanzmelodieen klingen, in welche sich die finsteren Chöre der Verschworenen verwandeln, um die Späher zu täuschen, so summt das ganze Publikum die

fröhlichen Weisen mit, die bereits Eigenthum der Pariser geworden sind, und beim Nachhausewandern aus der Vorstellung kann man das zweifelhafte Vergnügen haben, die ganze Oper noch einmal zu hören. Die Franzosen leben sich in ihre Theater hinein, und nächst dem Hunger ihrer Kinder war wohl die Entbehrung der Theater während der Belagerung das schmerzlichste Ereigniß, welches die Bewohner der Hauptstadt treffen konnte. Alles gestaltet sich bei diesem Volk der Schauspieler dramatisch. Bei einem Diner, welches die liebenswürdigen Eigenthümer des weltbekannten Maison dorée dieser Tage einem hier anwesenden Wiener zu Ehren gaben, hielt auch die äußere Anordnung des kleinen heiteren Festes, die ganze Ausstattung desselben gleichen Schritt mit den gebotenen kulinarischen Genüssen, und so konnte der Chef des Hauses mit vollem Recht in stolzem Selbstbewußtsein zu mir sagen: „Die drei Kaiser haben bei ihrer Zusammenkunft in Berlin nicht besser gespeist, wie wir hier in Paris".

Zu meinen billigsten und angenehmsten Beschäftigungen hier gehört das Nichtsthun, das Flaniren — eine Arbeit, der ich mich mit gleichem Fleiße von Morgens bis Mitternacht hingebe. Auf diesen Entdeckungsreisen giebt es immer Neues zu schauen; ich bemerke Dinge, die selbst dem eingefleischtesten Franzosen fremd bleiben. Da sehe ich in einer Nebenstraße in riesigen Buchstaben angeschlagen: „Fünf Milliarden in Gold in Wirklichkeit zu sehen!" Das lohnt sich der Mühe. Ich trete in das ärmliche Lokal, in dem ein armer Teufel von Profession die Geduldprobe

gelöst, in Rollen, deren Ende jedesmal mit der Imitation des betreffenden Goldstückes versehen ist, genau den Raum zu bezeichnen, den die bezahlte Kriegskontribution, auf Einem Fleck zusammengestellt, einnehmen würde. Man scheint aber hier wenig Lust zu haben, das Kunstwerk des Verfertigers zu bewundern; ich und er waren die einzigen Personen im Ausstellungsraume. Jede Straße, jedes Viertel, jedes Theater hat in Paris eine andere originelle Physiognomie. — Da wäre ich wieder beim Theater.

Die Direktoren der zweiten Bühnen leben fast alle von Raub, Mord, Schändung und jeglichem anderen Verbrechen. Alles bisher Dagewesene aber überbietet das Drama „Jane", welches seit einigen Tagen in dem neuen imposanten Théâtre de la Renaissance gegeben wird, welches statt des leider niedergebrannten Hauses an der Porte St. Martin in dem unglaublich kurzen Zeitraum von 62 Tagen von Grund auf erbaut wurde. Ich finde das dekorativ effektvolle Gebäude geschmacklos und überladen, von der durch nackte Weiber getragenen Vorderfronte des Hauses an bis zu den im Foyer aufgestellten Büsten von Elsaß und Lothringen, welche beide um die Wette weinen; ob über die schlechten, unpassenden Plätze im Vorhause, die man ihnen angewiesen, oder aus sonst einem Grunde, habe ich nicht herausbekommen. In dem besagten Drama nun wird eine unbescholtene Frau von einem Freunde überfallen und gewaltsam entehrt. Um ihren Mann vor der Gefahr eines Zweikampfes zu retten, um sich den Vater ihrer Kinder zu erhalten, schießt sie selbst

den Räuber ihrer Ehre nieder. Man muß gestehen, daß brutalere Motive für ein Drama gottlob noch selten erfunden wurden. Doch wie wird dieses jammer- und thränenreiche Stück auf einem zweiten Theater gespielt? Geradezu meisterhaft, besonders von Seite der Darstellerin der Titelrolle, Madame Felix, einer ebenbürtigen nahen Verwandten der heimgegangenen Rachel. Selten habe ich ein edleres, hinreißend sympathischeres Spiel an einer Künstlerin bewundert, als an dieser talentreichen Frau. Selbst als ihr an dem Abend, an welchem ich das Stück sah, das Malheur passirte, daß die Pistole versagte und der Verräther von irgend einem in den Coulissen lauernden Meuchelmörder aus dem Hinterhalt erschossen werden mußte; ja, als dieser Surrogatschuß erst fiel, nachdem der Bösewicht, wahrscheinlich aus Schreck, bereits todt und lang ausgestreckt auf dem Boden lag — eine Situation, die bei uns sicher ein schallendes Gelächter hervorrufen würde, also selbst nach diesem peinlichen Zwischenfalle wirkte die Erschütterung der genial gespielten Scene so nachhaltig, daß nicht das leiseste Lächeln im Zuschauerraum sichtbar wurde.

Allabendlich füllt sich das Haus im Gymnase Dramatique mit Neugierigen, welche Victorien Sardou's neuestes Werk „Andrea" sehen wollen. Bekanntlich hat der Autor dasselbe für eine berühmte amerikanische Schauspielerin für deren Heimathsbühne jenseits des Oceans geschrieben und es jetzt erst hier, mit versöhnendem Schluß, statt des hochtragischen im Original, zur Darstellung zugelassen. Die Handlung, zwischen ernsten und heiteren Scenen wechselnd,

eine Eifersuchtsgeschichte, diesmal mit einem schuldigen Gatten, ist schon eine hundertmal dagewesene Geschichte; neu ist nur die Situation, in welcher die Gattin die Hilfe des Polizei-Chefs in Anspruch nimmt, um ihren Mann zu hindern, seine Absicht, mit einer gefeierten Tänzerin durchzubrennen, auszuführen. Dies Bureau des Polizeigewaltigen, mit seinem offenen und verborgenen Apparat von Agenten, Spionen, geheimen Thüren, ist mit bewunderungswerther Kenntniß gesteigerten Effektes arrangirt. Der hohe Beamte selbst, ein Mann von den feinsten Manieren und durchdringendem Verstand, ist eine meisterhafte Charakterzeichnung Sardou's und wurde selbst in den haarscharf auf die Spitze getriebenen Situationen von dem Darsteller derselben vortrefflich gegeben.

Ein neues Drama im Odeon-Theater wird bereits wieder das Lokal verlassen haben, wenn diese Zeilen gedruckt erscheinen. Die erste Aufführung von „Le petit Marquis“ wurde nur durch den heftigen Kampf bemerkenswerth zwischen den persönlichen Bewunderern des Autors und denen, welche für den verlorenen Abend pfeifend Revanche nahmen; ein Kampf, der während der Aufführung derart ausartete, daß ein Zischer von einem leidenschaftlichen Applausspender buchstäblich geohrfeigt wurde. Nach den gewechselten Karten zu urtheilen, wird der Vorfall noch ein ernsteres Nachspiel, ein Drama nach dem Drama, zur Folge haben.

Im Ambigu Comique giebt man eine dramatisirte Kriminalgeschichte von Belot: „Le crime de la rue de la

Paix“, zum Besten, und nach demselben das ältere Rührstück: „Les crochez du père Martin“, in welchem einer der besten französischen Schauspieler, P. Menier, durch seine Kunst alle Thränenschleussen der Zuschauer in Fluß bringt. Wer sich an Spektakelstücken erfreut, der mag die dritte neue Auflage des reich ausgestatteten Feenstückes von Paris: „La poule aux oeufs d'or“, besuchen, in welchem die ehemalige Bänkelsängerin und jetzige höchst talentirte Soubrette Madame Thérèse die Hauptrolle der Prinzessin Fanfreluche in höchst drolliger Weise zur Geltung bringt. Unter den zahllosen Zaubereien und Verwandlungen des bunten schlechten Stückes ist das Schlußtableau im „Reich der Harmonie“ von wahrhaft poetischem Effekt.

Die zahllosen kleinen Pariser Theater — sie kommen und wechseln wie Sand am Meere — kennt nicht einmal der eingeborne Hauptstädter, wenn ihn nicht einmal der Zufall an diese weit entlegenen Kunstgestade verschlägt, ein Geschick, vor welchem mich das rege Interesse an den großen Bühnen und das stets Neue, welches diese immer bringen, bis jetzt gnädig bewahrt hat. Diese kleinen Theater leben von den Bewohnern der Umgebung, haben ihr Publikum, diese ihre Lieblinge, ihr Repertoire, welches nie über das Weichbild ihres Revieres hinauskommt. So z. B. wird seit Monaten im Théâtre St. Laurent, Rue de la Fidélité, eine Bouffonerie in vier Akten gegeben, unter dem Titel: „Le Hareng saur malgré lui“. Wahrscheinlich ein vortreffliches komisches Werk, aber ein Prophet im Vaterland!

Unter diesen Kleinigkeiten macht eine einaktige Posse:

„Le roi Candaule", aus der bewährten heiteren Kompagnie-Fabrik von Meilhac und Halévy unglaubliches Glück. Das kleine Stück im Verein mit der ebenfalls sehr drastischen Pièce: „29 degrés à l'ombre", überfüllen täglich das unbequeme, schlecht gebaute Haus. „Le roi Candaule" spielt im Bogengang eines Theaters, dessen Thüren gegen das Publikum zu aufgehen. „Le roi Candaule" ist, was man sagt, ein starkes Stück, welches eben deshalb bereits, wie uns der riesige Anschlagzettel im Foyer sagt, heute die 159. Vorstellung erlebt. Ganz Paris drängt sich zu dieser Lascivität, besonders sind die Damen darauf versessen, die „heiklichen" Scenen zu sehen, die darin vorkommen. So lassen sich die Herren Bouscavin von der Frau des Monsieur Duparquet bestimmen, sie ohne Wissen ihres Mannes, der dies nie zugeben würde, in „Roi Candaule" zu führen, während der saubere Herr Duparquet dasselbe heimlich der Geliebten seines Freundes verspricht. Durch Zufall kommen beide Paare in einer Loge zusammen, wodurch eine Reihe außerordentlich drastischer Situationen entsteht. Ungemein wirksam ist die Scene, in welcher ein Familienvater nebst ehrwürdiger Gattin der Versuchung nicht widerstehen kann, das berüchtigte Stück mit anzusehen. Diese wollen nun, um ihre beiden Backfischtöchterchen nicht allein allen Gefahren einer großen Stadt ausgesetzt, im Hotel zu lassen, die Kinder in's Theater mitnehmen.

Um aber die Gefahr abzuwenden, wird die Logenschließerin bestochen, jedesmal, wenn eine Zweideutigkeit kommt, an die Thüre zu klopfen, um die unschuldigen

Kinder, die übrigens das ganze Stück auswendig kennen, austreten zu lassen, während der Familienvater stets mit den Worten: „Was hat man gesagt?" eiligst in den Zuschauerraum zurückstürzt. Inzwischen sind die Kinder mit jungen Männern in die Konditorei gegangen, haben sich mit Bonbonnières beladen und trefflich amüsirt. Die ganze Posse wird, namentlich von Seiten der vorzüglichen Komiker Geoffroy und Chénetier, mit hinreißender Verve und doch so einfach und natürlich gespielt, daß das Publikum förmlich in Lachkrämpfen sich wälzt. Auch in Deutschland wird, mit gleichem Fleiß dargestellt und scenirt, das urkomische Stückchen gleiches Glück machen. Zum Schlusse dieser harmlosen Theaterplaudereien möchte ich gegen einen Mißbrauch des Theatervorhanges protestiren, den man auch in Deutschland einzuführen droht. Es sind dies die Ankündigungs-Gardinen in den Zwischenakten.

Industrielle und öffentliche Etablissements benützen diese Vorhänge zu Geschäftsreklamen jeder Art. Nun heißt es der Illusion des Zuschauers doch zuviel zugemuthet, wenn wir sehen, wie ein armer Familienvater am Schlusse eines Aktes zum Dieb wird, um seine Familie vom Hunger zu retten, und gleich darauf mit Riesenlettern „Sauerkraut und frische Wurst" bis nach Mitternacht zu bekommen angekündigt wird, oder wenn eine Mutter in Verzweiflung über die geraubte Ehre ihrer braven Tochter versichert, keine Ruhe mehr auf Erden zu finden, und in zwei Minuten später ein Insektenpulverfabrikant sein kalmirendes

Mittel zum Verkauf anbietet. Zum Henker mit diesen Illusionsmördern von Zwischenakts-Gardinen.

Durch eine allerliebste melodieenreiche komische Oper: „Fanchonette“ hat das Théâtre Lyrique die Unanständigkeit gut gemacht, mit welcher es seit Wochen durch den dreiaktigen Schwank: „La dot mal placée“ sein Repertoire besudelte. Wenn ich erzähle, daß der Inhalt sich um das in einem schönen Diamant bestehende Heirathsgut eines jungen Mädchens dreht, den der geizige Vormund verschluckt und, auf medicinischem Wege gewungen, wieder herausgeben muß, so wird man mir zugestehen, daß der Titel der Posse nur zu gerechtfertigt ist. Ebensowenig kann ich an dem im Théâtre des Menus-Plaisirs täglich gegebenen Spektakelstück: „La mariée de la rue Saint-Denis“ und dem dort neu aufgehenden Theatergestirne, Fräulein Blanche d'Antigny, Geschmack finden. Die alte Fabel des Stückes ist die, daß einem jungen Ehemann durch Zufall sofort nach der Trauung seine Frau abhanden kommt, die er durch zehn Akte (Tableaux) hindurch sucht und endlich vor den Augen der Zuseher mit ihrem bisherigen Begleiter im Bade entdeckt. Die ganze Geschichte ist nur geschrieben, um den mächtigen Reizen der Mademoiselle Blanche Gelegenheit zu geben, sich in den verschiedenartigsten Kostümen zu zeigen. Die Natur hat an dieser schönen Person ein so riesiges Material verschwendet, daß sie mit demselben Stoff nebst einer Gallmeier eine Geistinger hätte schaffen können, und es wäre noch ein Stück für die kleine Stolle übrig geblieben. Ich liebe dieses Theater von und für Cocotten nicht.

Das wichtigste Ereigniß dieser Woche war nebst den Wahlen die erste Aufführung der neuen komischen Oper: „Die Wittwe von Malabar" von Hervé, und der Wiedereinzug der Soubrette Schneider in der Titelparthie in's Théâtre des Variétés. Beide Ereignisse fanden am 26. April statt. Der Eifer, mit dem man sich um die Eintrittskarten riß, kam den zwischen den Anhängern von Rémusat Barodet gelieferten Kämpfen vollständig gleich. Man forderte für eine Loge für diesen Abend nur die Kleinigkeit von tausend Francs. Man hat sogar „vergessen", den Journal-Referenten ihre Billets zu reserviren. Wenn ich erzählte, was ich für meinen Sperrsitz bezahlt habe, so hätte man ein Recht, mir das Vertrauen in meine Solvenz zu entziehen. Vielleicht der interessanteste Theil des Abends war das Publikum. Fast Alles, was Namen nach irgend einer Richtung hin in Paris hat, war vertreten. Es thut mir leid, daß ich trotz der redlichsten Mühe, die sich die darstellenden Künstler gaben — die Schneider und der sehr komische Dupuis sangen und spielten unübertrefflich — trotz der glänzenden Ausstattung nur einen halben Erfolg verzeichnen kann.

Seit Flotow, der deutsche Tondichter, mit seiner graziösen und melodieenreichen Oper „L'Ombre", welche vorgestern zum sechzigsten Male bei überfülltem Hause gegeben wurde, so großes und wohlverdientes Glück in der Opéra Comique gemacht hat, schielen alle die zahlreichen Nachtreter Offenbach's mit ihren Partituren nach der Rue Favart hinüber. Sie wollen mehr scheinen als sie sind. So geht

es auch in der „Wittwe von Malabar" dem Komponisten Hervé. Im ersten Akt langweilig, kommt die Operette durch die Munterkeit des zweiten Finale erst spät zum Durchbruch; im dritten Akte aber, wo der burleske Text nur das possenhafte Element zur Geltung kommen läßt, errang dieselbe einen unbestrittenen Erfolg.

Boulboum (Dupuis), von Paris nach Indien verschlagen, heirathet in Malabar eine Landsmännin (Tata-Lili: Madame Schneider), die ihm das Leben verbittert und mit dem Revolver in der Hand ihn zu Liebkosungen zwingt. Er beschließt, die Nachricht auszustreuen, welche auch Glauben findet, daß er den Tod mit eigener Hand gesucht und sich erhenkt habe. Unter der Verkleidung eines Brahminen schleicht er nach Malabar zurück und kommt eben dazu, wie seine vermeintliche Wittwe den Flammentod sterben soll. Diese aber, resolut wie kaum eine zweite, weigert sich, dem Gesetze Folge zu leisten, stützt sich auf ihr Recht als Französin und setzt einen Weiberaufruhr in Scene, der den Maharadja zwingt, das Gesetz aufzuheben. Er giebt nun den Befehl, die Wittwen künftig öffentlich zu versteigern und die gelösten Summen an den Staatsschatz abzuliefern. Ein Nabob, der schon früher ein Auge auf das schöne Weib geworfen, bietet bis zu hunderttausend Rupien, während der vermeinte Brahmine, dessen Liebe zu seiner Gattin wieder erwacht, stets um eine Rupie höher steigert. Zuletzt wird Madame Boulboum dem Nabob zugeschlagen und dies frohe Ereigniß mit Tänzen gefeiert, welche eher Mabille oder Château Rouge angehören, als

den Ufern des Ganges. Im letzten Akt hat sich der verzweifelnde Gatte bei dem Herrn seiner früheren Frau in der Maske eines Kammerdieners eingeschlichen und sucht durch hundert komische Streiche das Alleinsein des Nabobs mit Tata-Lili zu verhindern, bis endlich die Sache an's Licht kommt und die Eheleute, durch einen Machtspruch des Beherrschers wieder vereinigt, nach ihrer geliebten Heimath abzureisen beschließen.

Man sieht, die Handlung von der Erfindung der Herren Cremieux und Delacour ist wirksam genug; aber bis zum zweiten Finale, wo die Schneider ein reizendes Lied mit der ganzen künstlerischen Verve vortrug, die dieser talentvollsten komischen Schauspielerin Frankreichs eigen ist, wollte kein rechter Zug in die Sache kommen, obgleich die Claque mit vereinter Pferdekraft arbeitete und das ganze Ensemble tadellos genannt werden konnte. Erst spät kam Leben und Lust in's Publikum, und der heitere Schluß ließ die schwache erste Hälfte vergessen. Kasse wird die Oper in Deutschland nirgends machen; welches Theater hätte auch diese Menge komischer Schauspieler, die zugleich Sänger sind! Die Pracht der Dekorationen und Kostüme ist wahrhaft feenhaft, und man fand, daß einige Damen des Serails von der Erlaubniß, dort möglichst wenig Kleider zu tragen, einen mehr als malabarischen Gebrauch zu machen, kühn genug waren. Ob die Direktion bei aller Municifenz der Ausstattung auch die prächtigen Diamanten geliefert hat, mit denen Mademoiselle Schneider fast bedeckt erschien, ist

fraglich. Wie ich aus Erfahrung weiß, soll derlei bei Bühnenleitern selten vorkommen.

Zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten von Paris gehört auch das in neuerer Zeit im Panoramen-Gebäude aufgestellte Riesenbild: „La défense de Paris contre les armées allemandes“. Keine, auch die meisterhafteste Feder wäre im Stande, den Jammer, die Angst, die Leiden der Pariser während der Belagerung so zu schildern, wie dies treffliche, von dem geschicktesten Dekorateur Frankreichs gemalte Rundgemälde. Mit einer wunderbaren Kenntniß des Effektes führt uns der Künstler auf die Plattform der Befestigungen im Fort d'Issy. In ungemein wirksamer Weise stellt er die wirklich aufgebauten Vertheidigungsschanzen, wahrhaftige Kanonen auf die Scene und verbindet selbe so geschickt mit der naturgetreuen Malerei, daß der Zuseher nicht weiß, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Wir sehen in die Ruinen, in Schutthaufen zerschossener Gebäude, die zerstörten Brücken, die Vertheidiger in ihren mannichfachen, vom Augenblicke gebotenen Beschäftigungen.

Jetzt haben die Pariser, das liebenswürdigste, leichtfertigste Volk der Welt, alle ausgestandenen Leiden wieder vergessen, sie wandern hinaus zu Tausenden, um ihr Gedächtniß im Anschauen des Meisterstückes wieder aufzufrischen, sie sind wieder heiter und guter Dinge, bezahlen für einen Theaterabend, trotz der Milliardensteuer, wieder tausend Francs, und die weniger gut situirte Masse des Volkes arbeitet die Woche rastlos, um sich am Sonntag ein paar

wohlverdiente Stunden zu verschaffen. Bei uns in Deutschland scheint es leider umgekehrt; der deutsche Arbeiter thut, seitdem die Strikes in Permanenz sind, die Woche am liebsten nichts, um am Sonntage von dieser Plage ausruhen zu können.

Heimgegangene Kameraden.

Ein Erinnerungsblatt.

Vor Kurzem habe ich eine Zeitungsnachricht aus Petersburg gelesen, nach welcher der dortige Circus von Lehmann abgebrannt ist. Das wüthende Element hat dies aus Holz gebaute Volkstheater, in welchem komische Pantominen und ähnliche Spektakelstücke aufgeführt werden, zum zweiten Male vernichtet, das erste Mal vor einer langen Reihe von Jahren, unter Umständen, welche einen Schrei des Entsetzens durch das ganze weite Reich hervorriefen.

Die ungeheure Holzbude, welche sechstausend Zuschauer fassen konnte, gab während der Maslanitza — der Butterwoche, ähnlich unserer letzten Karnevalszeit — von zwei zu zwei Stunden je eine Vorstellung, zu welcher sich alle Volksklassen drängten. Der Eigenthümer, unter dessen Leitung die sogenannten schwedischen, sehr hübsch ausgestatteten und geschmackvoll scenirten Ballets gegeben wurden, lebte von dem reichen Ertrage der einen Woche, während welcher allein diese Gattung von Schaustellungen erlaubt und von dem Privilegium der kaiserlichen Hof=

theater nicht verdrängt wurde, das ganze Jahr herrlich und in Freuden und wurde, trotzdem der Aufbau des luftigen Hauses und die für die kurze Frist eigens verschriebenen Künstler namhafte Summen kosteten, doch ein reicher Mann. Man kann sich also einen Begriff machen, welch' enorme Einnahmen in diesen wenigen Tagen in dem Lehmann'schen Theater gemacht wurden. War eine Vorstellung beendet, so harrten schon Tausende, Einlaß lechzend auf die folgende; hatte das ungeheure Gebäude nach einer Produktion die Menge durch die geöffneten Thore verlassen, so strömte eine neue Völkerwanderung herbei, um die geleerten Räume zu füllen. Das Parterre allein zählte über tausendachthundert Sitzplätze. Der tolle Zauberspuk „der grünen Teufel" hatte wieder alle Plätze wie in einer Heringstonne voll Zuschauer gepreßt, es war die letzte Abendvorstellung, kurz vor eilf Uhr Nachts. Rings auf dem großen Platz tummelte sich, fest gestaut und jubelnd, zwischen den zahlreichen Buden, Schaukeln, Eisbergen, Steinobst-, Schnaps- und Theeverkäufern eine ungeheure Menschenmenge, über welche die gewaltigen Flammen der brennenden Theerkörbe ihr phantastisches Licht ausgossen. Das brüllende, tausendstimmige Lachen aus der Lehmann'schen Bude übertönte den Lärm der übrigen Bevölkerung. Plötzlich verstummten die heiteren Töne, ängstliche schrille Hilferufe ertönten von innen, und als man, dem Angstschrei Rechnung tragend, in die Hütte eindringen wollte, um Rettung zu bringen, fand man alle Thüren von innen fest verrammelt. Ungeheure erstickende Rauchwolken lagerten

sich um das Gebäude und helle Flammen schlugen von dem Bühnenraum aus in die Höhe.

Durch einen unglücklichen Zufall war eine Dekoration brennend geworden, das Feuer hatte sich, gelockt von dem aufgehäuften Brennmaterial, demselben mit Blitzesschnelle mitgetheilt, und ehe man noch die Tragweite des Unglücksfalles ermessen konnte, hatte das verheerende Element schon solche Fortschritte gemacht, daß an Rettung des luftigen Hauses nicht mehr zu denken war. Der Pierrot, dessen schreckensbleiche Wangen unter der weißen, dicken Schminklage nicht bemerkt wurden, trat vor das Publikum und bat, das Haus schnell zu räumen, da in demselben Feuer ausgekommen sei. Ein brüllendes Gelächter antwortete dem vermeinten Spaß des Clowns. Da trat dieser an die Hintergardine, zog sie in die Höhe und zeigte dem entsetzten Publikum die brennende Wand, welche schon lichterloh den Bühnenraum abschloß. Mit einem Schrei der Verzweiflung stürzte sich Alles nach den Ausgängen, deren Thüren sich aber sämmtlich nur nach innen öffnen ließen. Die tobende, nach vorne rasende Menge drückte Jene, die zuerst die Ausgänge erreicht hatten, so fest an dieselben und die Wände, daß an ein Oeffnen der Thüren nicht zu denken war. Das Geschrei der Armen wurde von dem tobenden Gebrüll der Nachdrängenden übertönt und blieb unverstanden, die Stärkeren schritten hinweg über die Uebrigen, zerquetschten und zertraten dieselben, dichte, immer qualmendere Rauchwolken lagerten sich über die kreischende, verzweiflungsvolle Menschenmasse, die Glücklicheren erstickend,

während die Uebrigen dem heißen Flammentod vergebens zu entrinnen suchten. Draußen arbeiteten tausend Hände vergebens, um die festgefugten Latten auseinanderzureißen. Bis die nöthigen Instrumente herbeigeschafft wurden, erstarb das entsetzliche Geschrei der Eingeschlossenen, der Tod hielt seine glühende Ernte. Kaiser Nikolaus war aus dem nahen Winterpalais herbeigeeilt, er entriß einem arbeitenden Muschik das Beil und arbeitete schweißtriefend am vergeblichen Rettungswerke. Als man eine breite Oeffnung in die hölzerne Wand gerissen hatte, fielen die Leichen der Erstickten den Hilfebringenden entgegen, während die verbrannten Kadaver aus dem Innern die Luft mit ihrem entsetzlichen Geruch erfüllten.

Ueber die männlichen Wangen des Kaisers rollten heiße Thränen; beinahe wäre er von einem stürzenden Balken erschlagen worden, wenn ihn nicht zu rechter Zeit, im letzten Augenblicke ein bärtiger Arbeiter so heftig am Rockkragen zurückgerissen hätte, daß der Czaar zu Boden stürzte. Der Retter des Monarchen war inzwischen verschwunden, und selbst die Aussicht auf eine öffentlich zugesicherte große Belohnung konnte denselben nicht bestimmen, aus dem Dunkel hervorzutreten. Wahrscheinlich fürchtete er dafür, daß er die „geheiligte Person" so rauh angefaßt, Strafe statt Belohnung; möglicherweise war er auch später bei dem fortgesetzten Rettungswerke mit den Vielen, die ein gleiches Schicksal ereilte, verunglückt; kurz, Niemand erfuhr mehr etwas von ihm. Der Volksglaube, wahrscheinlich lebhaft von der Polizei unterstützt, machte später aus dem Bauer

einen Engel, der zur Rettung des Czaars auf die Erde herniedergeschwebt und nach vollbrachtem Werke, wie der Führer des österreichischen Max von der Martinswand, wieder verschwunden war.

Im nächsten Jahre wurde die Lehmann'sche Bude an derselben Stelle wieder aufgebaut, und die Vorstellungen wurden bei ungeschwächtem Besuch wieder aufgenommen.

Es war damals eine gar wunderliche Zeit in Petersburg — um Vieles verschieden von der jetzigen, die man unbedingt eine bessere nennen darf. Trotz des strengen Regimentes, welches Kaiser Nikolaus führte, Bestechung und Willkür an allen Orten und Enden. Wenn er im Winter eine Reise antrat, so eilte ein Bevollmächtigter voraus, der die sonst fast unwegsamen Straßen im Innern des ungeheuren Reiches mit enormen Kosten so glatt machen ließ, daß der Czaar, in dem Wahne, es sei überall im Lande so, auf ebener Bahn wie auf einem Tische dahinfuhr, in heller Freude über die vortrefflichen Maßregeln seiner Verwaltungsbehörden.

Ich bekam einst zehn Pfund Chokolade von Stettin als Geschenk zugesandt und sollte dafür eine verhältnißmäßig enorme Summe Zoll bezahlen. Ich weigerte mich, diese zu entrichten, und erklärte, das Paket lieber zurücksenden zu lassen.

„Wie viel ist Ihnen die Chokolade werth?" frug der Bureauchef mit breitem Ordensband um den Hals durch einen deutschen Freund, der, in Petersburg geboren, mit

allen dortigen Verhältnissen vertraut, mich zum Zollamt begleitet hatte.

„Fünf Rubel höchstens," gab ich zur Antwort.

„Wenig, wir sind unser Sechs," erwiderte der kaiserliche Beamte. „Nun, geben Sie her! Einer meiner Leute wird Ihnen die Chokolade rückwärts in die Tasche stecken. Drehen Sie sich um!"

Dies geschah, man hing mir den Mantel über, und ich fuhr nach Hause, wo ich allerdings statt zehn nur sechs Pfund in meiner Tasche vorfand. „Zu wenig, wir sind unser Sechs", bleibt mir unvergeßlich.

Der stolze und mächtige Kaiser, dessen Blick durchbohrte, wen er im Zorn traf, konnte in Heiterkeit überströmen, wenn er auf den Maskenbällen, die im großen Theater gegeben wurden, intriguirt wurde. Freilich durften nur Damen wagen, den hohen Herrn anzusprechen, gleichgiltig welcher Art dieselben waren, wenn sie nur gut und witzig in französischer Sprache zu parliren verstanden. Niemand durfte ihn mit seinem hohen Titel ansprechen, Kaiser Nikolaus war an solchen Tagen nur Maskenballgast, nichts weiter.

Manchmal verstand er Spaß, oft aber nahm er solchen sehr übel.

Es ist bekannt, daß der Kaiser in der Osternacht beim Austritt aus der Kirche mit den Worten: „Christus ist erstanden!" die Schildwache, welche den Posten vor dem Gotteshause inne hat, umarmt, worauf diese antwortet: „In Wahrheit, Christus ist erstanden!"

Einmal aber erhielt der mächtige Monarch die Entgegnung: „Es ist nicht wahr!“ Als der Czaar entsetzt zurückprallte, setzte der Soldat hinzu: „Majestät, ich bin ein Jude“. Der Mann wurde abgelöst, und die einzige Folge seiner Kühnheit war ein kaiserlicher Befehl, daß in der heiligen Nacht nie mehr ein Jude auf diesen Posten gestellt werden dürfe.

Viel schlimmer kam ein Adjutant des allmächtigen Fürsten Kleinmichel, Herr v. N., fort, der als erklärter Anbeter der schönen Kunstreiterin Laura Bassin, die auch in Deutschland bei der Gesellschaft Bejars und Cuzent einst durch ihre Reize mehr als durch ihre Kunstleistungen Aufsehen erregte, ein täglicher Besucher des Circus war. Als einst die schöne Laura, welche täglich das schwierige Manöver produzirte, wie oft man nach allen Richtungen vom Pferde fallen könne, ohne sich das Genick zu brechen, dies Kunststück eben auf der Probe wieder mit gewohntem Glück in Scene setzte, sprang Herr v. N. wüthend über die Barrière und drang auf Cuzent mit heftigen Vorwürfen ein, daß er seiner Angebeteten „ein zu schlechtes Pferd gegeben“.

„Wenn Sie nicht augenblicklich die Reitbahn verlassen, so peitsche ich Sie hinaus wie einen Stallknecht,“ erwiderte der heißblütige Franzose.

Wüthend und schimpfend entfernte sich, heftige Drohungen ausstoßend, Herr v. N. An demselben Abende führte ihn sein Unstern in eine Soirée bei Fürst Kleinmichel, wo er die Taktlosigkeit hatte, dem Kaiser den Vorfall zu

melden. „Und Sie tragen noch Uniform?" herrschte ihn durchbohrenden Blickes der Czaar an. Vergebens war alle Verwendung seiner hochgestellten Gönner, der russische Offizier mußte den Dienst quittiren und bereiste später, als mein Kollege, mit einer mittelmäßigen italienischen Operngesellschaft die Provinzstädte des hohen Nordens. Zu Cuzent aber sagte der Kaiser nach einigen Tagen bitter scherzend: „Was haben Sie denn mit N. vorgehabt? Ich werde Ihnen einen Ring durch die Nase ziehen lassen und Sie nach Sibirien senden."

Verhängnißvoll war das Geschick, durch welches diese berühmteste aller Kunstreiterfamilien in Petersburg den Gipfel ihres Glücks erreichte und später Alle ihr Ende fanden. Bejars starb an der Cholera, seine bildschöne Wittwe heirathete den französischen Schauspieler Monzause, der ihr Vermögen schleunigst im Spiel vergeudete, der feingebildete Paul Cuzent erlag der Schwindsucht, seine Schwester Pauline folgte ihm bald an derselben Krankheit, ihre Habe wurde zwei Tage lang öffentlich versteigert; in der Ankündigung der vorhandenen Effekten hieß es: „Viele Diamanten, — ein wenig Leibwäsche".

Alle Mitglieder der russischen Kaiserfamilie liebten auf der Bühne die Komik. Dem Komiker des russischen Theaters, der oft die Ehre hatte, in die Hofloge gerufen zu werden, wurden sehr oft die derbsten Scherze nachgesehen. Als der unvergeßliche Beckmann in Karlsbad einst eine Abendunterhaltung bei einer russischen Großfürstin durch seine unvergleichliche Laune belebte und alle Anwesenden,

der jetzige deutsche Kaiser voran, sich vor Lachen ausschütten wollten, nahm ein geistreicher Hofmarschall den genialen Künstler bei Seite und sagte: „Wie machen Sie das, lieber Herr Beckmann, daß sich Alles so amüsirt? Wir haben in Petersburg auch Komiker, sehr gute Komiker, o sehr gut, aber man lacht nicht über sie!"

Beckmann! trefflichster aller Komiker, witzigster, gutmüthigster aller Menschen, welche Erinnerungen weckst Du in mir! — Kaum dürfte je ein Künstler mit weniger äußeren Hilfsmitteln so enorme reuelose Heiterkeit erweckt haben, als der geniale Fritz! Wer ihn in heiterer Gesellschaft den „Sonntagsjäger" mit dem Kehrbesen statt dem Gewehr in der Hand darstellen sah, oder den „Concertgeber" mit der verstopften Klarinette, oder den sich stets versprechenden „Bürgermeister" einer kleinen Stadt beim Empfange einer fürstlichen Person, dem lacht noch jetzt das Herz im Leibe, wenn er an diese außertheatralischen Leistungen des großen Fritz denkt. Dabei die Bescheidenheit selbst, der beste Kollege, der prächtigste Kamerad! — Es gab nur einen Menschen, den er hassen gelernt und der ihm allen Grund, die vollste Veranlassung zur Idiosynkrasie gegeben hatte. Wir wollen den Mann, der noch lebt und an dem das Schicksal das Herzeleid rächte, welches er dem armen Beckmann zugefügt, aus Schonung „Meyer" nennen.

„Wo haben Sie denn Ihren Hund, Herr Meyer?" frug ihn Fritz einst auf der Probe.

„Ich habe ja keinen Hund."

„Nicht? Nun, was will denn Vorstl? Er frug mich soeben: „Hast Du den Hund von Meyer nicht gesehen?"

Das war das Schlimmste, was er je einem Menschen zu Leid sagte. Der kleine Vorstl war Beckmann's unzertrennlicher Begleiter, auf der Jagd, auf Reisen, bei Gastspielen: kein Beckmann ohne Vorstl. Nun war Fritz ein ängstlicher Mensch, er, der unter so bitteren Schmerzen sterben mußte, hatte eine unbeschreibliche Furcht vor allem Wehe, eine unnennbare Angst vor jeder, auch der kleinsten Gefahr. Früher ein alljährlicher, in jedem Kreise gern gesehener, sehnlich erwarteter Kurgast in Karlsbad, zog er stets in Freund Vorstl's Begleitung dahin. Letzterer, in der Gegend von München daheim, lamentirte stets, daß er, so nahe den Seinigen, doch während einer langen Reihe von Jahren nie so glücklich gewesen wäre, seine nächsten Verwandten aufzusuchen.

In gewohnter Gutmüthigkeit beschloß nun Beckmann, allein zu reisen und den Freund auf seine Kosten zu seinen Geschwistern nach München gehen zu lassen. Die Eisenbahn ging zu jener Zeit nur bis Schwarzenberg, wohin der Eilwagen unsern Fritz führte. Todmüde und ängstlich, wie immer, drückte er dem Conducteur, der, wie alle seine Kollegen, auch damals schon für landesübliche Münzen eine kleine Vorliebe hatte, einen Thaler mit vielsagendem Blick in die Hand, der mit verständnißvollem Kopfnicken erwidert wurde. Beckmann hatte es sich kaum recht bequem gemacht, die Glocke gab das letzte Abgangszeichen, da schob der Zugführer eine bärtige Riesengestalt

zu ihm in's Coupé, mit den Worten: „Entschuldigen Sie, es ist Alles überfüllt, der Herr reist nur bis Leipzig mit!"

„Nur bis Leipzig," brummte der Komiker, „gerade so weit als ich."

Mit einem tiefen Seufzer rückte er, in sein Geschick ergeben, in eine Ecke, da zeigte ihm ein Blick auf sein Gegenüber, im schwanken Licht der Bahnhofsbeleuchtung, daß der aufgedrungene Reisegefährte einen breiten Ledergurt um den Leib trug, aus welchem der Handgriff eines gewaltigen Messers emporstieg.

„Die Laterne in unserem Waggon brennt ja nicht," rief Beckmann mit gepreßter Stimme aus.

„Wozu brauchen wir denn eine Laterne in der Nacht? man schläft viel besser im Finstern," meinte das vis-à-vis im tiefsten Grundbaß.

„Da will ich doch lieber in einen andern Wagen —"

Der schrille Abgangspfiff schnitt die Schlußrede ab, der Zug setzte sich in Bewegung. Sehr gesprächig waren die beiden Reisegefährten nicht. — Der Riese machte sich's bequem und legte Gurt und Messer über sich in's Netz.

„Sie haben da ein sehr schönes Messer," meinte Beckmann.

„O, ich habe da noch ein besseres," murmelte der unheimliche Kamerad, indem er ein gewaltiges Mordinstrument aus dem hohen Stiefel hervorholte und zu dem andern legte.

Der entsetzte Fritz rückte weit ab und blinzelte unter

scheinbar geschlossenen Augen auf den Nachbar hin, der seinerseits Beckmann anstarrte. — Lange Pause! —

„Sie haben da eine sehr schöne goldene Uhrkette,“ frug der Unbekannte wieder.

„Sie ist falsch, ganz falsch,“ erwiderte hastig Beckmann; „denken Sie sich,“ fährt er gezwungen lachend fort, „ich habe heute an einem gewissen Ort meine Uhr an der echten Kette und meine Geldbörse vergessen. Fatal — sehr fatal, aus einem Thaler besteht mein ganzes Reisegeld.“

Mit diesen Worten verbarg er die schwere Kette in die Tasche, und als er den mißtrauischen Blick seines Gefährten bemerkte, gab er ihm die Versicherung, das habe nichts auf sich, in Leipzig sei er sehr bekannt, dort bekomme er wieder Geld geliehen. — —

„Station Zwickau!“ rief der Conducteur.

„Herr Conducteur!“ rief Beckmann, herausspringend und ihn am Kragen fassend, „lassen Sie mich in ein anderes Coupé, wenn es auch mehr besetzt ist.“

„Nich das kleenste Plätzchen, mein gutes Herrchen, uf der nächsten Station, in Werdau, will ich Sie anders placiren, wenn Sie durchaus wollen, dort is Abgang! — Aber Herrjemersch, Sie sitzen ja ganz gut, warum wollen Sie denn wechseln?“

„Weil in dem Wagen kein Licht brennt, ich kann auf der Eisenbahn nicht im Finstern schlafen.“

„I du meine Güte, das will ich Sie gleich anzünden, steigen Sie nur ein, wir fahren gleich ab.“

Bei der nun brennenden Laterne kommt ihm die riesige

Gestalt seines unheimlichen Reisegefährten noch gefährlicher vor als früher.

„Wozu brauchen Sie denn Licht?" fuhr er ihn an.

„Weil ich nicht gerne im Dunkeln schlafe."

„So, warum haben Sie denn in einem andern Waggon fahren wollen?"

„Weil ich im Schlafe so stark schnarche und Sie nicht geniren will."

„Dummheiten!" brummte der Fremde und legte sich wieder in der Ecke zurecht.

Während der Zeit zog Beckmann sein Notizbuch hervor und schrieb bei dem unsicheren Scheine des Wagenlichtes folgenden Zettel:

„Vorstl ist nicht mein Mörder! Ein großer, starker, mit zwei Messern bewaffneter Mann, mit vollem Bart, hat mich im Coupé meuchlings überfallen. Vorstl ist in München bei seinen Geschwistern und unschuldig an meinem Tode. Fritz Beckmann."

Das Blatt schob er vorsichtig unter die Kissen seines Sitzes.

„Haben Sie Feuer?"

„Nein, ich rauche nicht."

„Sie haben auch gar nichts, kein Geld, keine Uhr, kein Feuer!"

„Ja, ich bin schon so! Sie sind wohl sehr bekannt in dieser Gegend?"

„In dieser Gegend? Das will ich meinen. Jeden Baum,

jeden Stein hier im Wald kenne ich. Meine Leute sind auch hier vertheilt."

Der Geheimnißvolle zog eine kleine Metallpfeife hervor, und auf einen schrillen Pfiff tönten rechts und links ähnliche durchdringende Laute durch den Wald herüber.

Beckmann war mehr todt als lebendig.

„Station Werdau!" klang es wie Paradiesesruf.

„Station Werdau, ich werde wohl hier über Nacht bleiben," rief Beckmann leichten Herzens, seine Reisetasche ergreifend. „Leben Sie recht wohl, es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

„Adjes, Herr Beckmann!"

„Sie kennen mich!" rief der Komiker ganz erstaunt.

„I, wo werd' ich nich! Ich komme alle Woche einmal nach Wien. Ich bin der Hofschlächter L . . . und lasse eben eine Heerde Ochsen nach Leipzig bringen. Sie haben mir wohl für einen Spitzbuben gehalten?"

„I, wo werde ich!" rief der über diese Lösung des Mißverständnisses hocherfreute Beckmann. „Na, denn is es nix mit Werdau! Wenn Sie erlauben, lieber Freund, so fahre ich mit Ihnen bis nach Leipzig!"

„Thun Sie das, mein lieber Herr Beckmann, und morgen trinken wir bei Redslob eine feine Pulle zusammen!" —

Beckmann war, wie viele Künstler, etwas eitel und sehnte sich sehr nach einem bunten Bändchen in sein verwaistes Knopfloch. Er hatte einst einem Freund mit Gefahr seines eigenen Lebens das seine gerettet und von Sr.

Majestät dem König von Preußen ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten, die Rettungsmedaille am Band des rothen Adlerordens zu tragen. Der wirkliche rothe Adlerorden war das Ziel seiner Sehnsucht, vor der Hand trug er das Band ohne Medaille. „Wollen Euer Majestät denn wirklich das naturgemäße Verhältniß trennen?" frug er bei der Audienz den König von Preußen, auf das ordenslose Band zeigend. Als ihm Se. Majestät auf der Promenade in Karlsbad begegnete und ihn frug, warum er hier sei und was ihm fehle, antwortete er mit einem schüchternen Blick auf das leere Knopfloch seines Rockes: „Ja, Majestät, ich habe schreckliche Kreuzschmerzen!"

Als Beckmann einst an einer Provinzbühne gastirte, dessen Direktor bei den fremden Künstlern, die auf Einnahme-Antheil spielten, nicht eben wegen seiner Ehrlichkeit im Theilen bekannt war, erhielt er trotz eines ziemlich leeren Hauses, vor dem das erste Gastspiel stattfand, doch ein recht beträchtliches Sümmchen auf seinen Theil. Der Ruf des trefflichen Künstlers hatte sich schnell verbreitet, und das Auditorium zeigte viel weniger Lücken bei dessen zweiter Rolle. Wunderbarerweise aber lieferte die Abrechnung dieses Abends eine kleinere Summe in Beckmann's Kasse als die erste, der Betrug war so offenbar und unverschämt, daß Fritze, als er das dritte Mal spielte und durch den Vorhang ein übervolles, in allen Räumen ausverkauftes Haus erblickte, dem Direktor erklärte, „heute spiele er gar nicht". Der erstaunte Bühnenleiter frug ihn,

woher diese unbegreifliche Weigerung komme, „das Haus sei ja ganz voll!"

„Eben deshalb," antwortete Beckmann, „das erste Mal war es leer und ich erhielt vierzig Thaler auf meinen Antheil, das zweite Mal bekam ich, obgleich es viel voller war, nur dreißig, heute, wo es ausverkauft ist, bekäme ich gar nichts."

Das Gastspiel ging zu Ende, der sehr zufriedene Direktor brachte Beckmann zum Bahnhof, lud ihn vor der Abfahrt noch dringend ein, demnächst das Publikum von P. mit einem Cyklus zu erfreuen, er, der Direktor sei auch erbötig, dem Künstler, statt wie bisher ein Drittheil, die jedesmalige Hälfte der Einnahme zu bewilligen. „Gut," sagte Beckmann, „aber dann geben Sie mir Ihre Hälfte."

Beckmann's Frau, geborne Muzarelli, war eine der hübschesten und liebenswürdigsten Bühnenerscheinungen, eine höchst talentirte Sängerin und Tänzerin, eine humorreiche Soubrette. Ihr winziges Füßchen und ihre reizend kleine Hand galten als Merkwürdigkeit in der Theaterwelt. Direktor Karl extemporirte einmal auf der Bühne und sagte, sie wäre eine Mißgeburt, denn sie habe nur ein Stückchen Fuß.

Bei einem Gastspiel in Triest trat sie in der Titelrolle der Oper „Die Stumme von Portici" auf. Als sie nun tanzend die Bühne betrat, hatte die Künstlerin unglücklicherweise ein über dieselbe gespanntes Seil übersehen, welches zur Befestigung der Versetzstücke angebracht war, und die Stumme stürzte mit dem Schreckensschrei: „Jesus, Maria

und Josef!" der Länge lang auf den Boden hin. Die drastische Wirkung dieser Heilung und Lösung der Sprachwerkzeuge kann man sich denken, das Haus erdröhnte von nicht endenwollendem Gelächter.

Eine wahrhaft herzerquickende, jetzt leider gänzlich verschwundene Kameradschaft herrschte damals in der Theaterwelt. Ich komme wohl einmal auf eine Reihe heiterer und rührender Züge aus dem Zusammenwirken der Bühnenangehörigen aus meiner Zeit zurück, jetzt sei nur eines solches Ereignisses gedacht:

Lortzing, der deutsche Offenbach ohne französische Liederlichkeit, schrieb zu seinen reizenden Opern, für die alle zusammen er von sämmtlichen Bühnen nicht so viel Honorar erhielt, als sein Nachtreter jetzt von einer bezieht, auch die Texte gemeinsam mit Düringer und Reger, die damals zugleich mit ihm am Stadttheater in Leipzig engagirt waren. Einen Tag vor der Ziehung hatte Lortzing von Reger ein Viertellos zur Staatslotterie gekauft. In Arbeit vertieft, die Kaffeetasse mit seinem bescheidenen Frühstück vor sich, saß der wackere Albert Morgens in seiner Stube, als Reger in's Zimmer stürmte, ihm um den Hals fiel und jubelnd ausrief:

„Bravo, mein Junge, Dir gönn' ich es! Bist ein braver Kerl, ein vielkinderiger Familienvater! Ich gönne es Dir von Herzen!" Dabei schlug er dem Erstarrten die Tasse aus der Hand, zerschmetterte zwei Fenster und eilte jauchzend die Treppe hinab.

Lortzing blieb erstarrt sitzen und glaubte, sein Freund

sei plötzlich verrückt geworden. Später erfuhr er, daß sein Viertellos, welches er von Reger gekauft hatte, mit der Summe von tausend Thalern herausgekommen sei, ein Glücksfall, welcher ihm auf so wunderliche Weise gemeldet wurde. —

Wie neidlos man damals mit einander verkehrte, wie herzlich man sich erfreute an den glücklichen Erfolgen der Kollegen, darüber denke ich in der nächsten Zeit eine Reihe Erinnerungen zu bringen, die sich an die Namen Holtei, Ferdinand Raimund, Scholz und Nestroy knüpfen.

Alle, Alle sind sie heimgegangen! Nicht das „Altwerden" ist das Schlimmste im Menschendasein, ein kräftiges Alter erreichen ist ein Segen der Vorsehung, aber im Alter vereinsamen, Einen nach dem Andern hinsterben zu sehen, die mit uns jung und frisch gewesen, das ist schmerzlich, das ist die schwerste Bürde, die uns das Schicksal auferlegt.

Während ich diese Zeilen schreibe, haben sie wieder Einen eingesargt, mit dem mich mehr als ein Vierteljahrhundert treue Freundschaft verbunden, dessen Name mit den Besten aller Zeiten in seinem Fache wird genannt werden:

Emil Devrient! Tüchtiger, unersetzlicher Künstler, zartbesaiteter feiner Mensch, guter Vater, braver Kollege, fahre wohl! fahre wohl! — Vor wenig Wochen noch traf ich ihn heiter und lebensfroh im Leipziger Theater, wo wir einer trefflichen Aufführung der Oper Diana de Solange mit der wärmsten Theilnahme beiwohnten. Pläne für die nächste Zukunft wurden gemacht, eine gemeinschaftliche Reise nach Wien verabredet, nach Wien, wo wir vor fast dreißig

Jahren eine unvergeßliche, angenehme Zeit verlebt hatten, wo ich Zeuge eines Schauspielertriumphes war, wie ihn außer Emil kaum ein zweiter Mime erlebt haben dürfte. Devrient, der gefeierte Künstler, wurde außer seinem Wirkungskreise von Mädchen und Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft in einer Weise verfolgt, die man erlebt haben muß, um daran zu glauben. Stoßweise, oft ungelesen, wurden zarte, duftende Billetchen verbrannt, ungescheut setzten vornehme Damen ihren Ruf, ihre Existenz auf's Spiel. Der feinfühlende Gentleman sprach nie über diese Erfolge, nur ich als sein alter ego wußte darum.

Als am letzten Tage seiner Anwesenheit in Wien — er gab einen endlosen Cyklus von Gastrollen bei Karl im Theater an der Wien — lange nach Mitternacht der Wagen, mit Extrapostpferden bespannt, ihn der Residenz entführen sollte, waren wir nicht wenig erstaunt, diesen von einer unabsehbaren Schaar eleganter Damen umringt zu finden, alle ein Andenken zu erbitten, sei es auch nur eine Blume von den zahllosen Kindern Floras, die ihm bei seiner letzten Gastrolle gestreut wurden.

Mit feinem Lächeln in dem edlen Antlitz dankte Devrient für die ihm erwiesene Güte und ersuchte die Damen, sich am andern Tage von mir die gewünschten Blumen holen zu lassen, da er alle in meine Wohnung geschickt habe. Welch' einen bösen Dienst er mir mit diesem Abschiedsscherz erwiesen, wußte nur ich, auf wochenlang „war meine Ruhe hin".

Wunderbarerweise war der Erfolg der ersten Rolle

Emil's in Wien kein durchschlagender, derselbe baute sich erst nach und nach so riesenmäßig empor. Der Vergleich mit dem wildromantischen Ludwig Börne und dem im Lustspiele hinreißenden Fichtner fiel anfangs nicht zu Gunsten der ruhigen klassischen Spielweise Meister Devrient's aus. Von Denen, welche den Künstler damals am Hoftheater, wo er zuerst sein Gastspiel eröffnete, kennen lernten, lebt leider nur noch der große Künstler Karl Laroche, dieser, Gottlob, noch in ungeschwächter Kraft das Publikum mit seinen unerreichten Leistungen erfreuend. Möge dies noch viele Jahre lang der Fall bleiben!

Als sich Devrient, noch im Vollbesitz seiner künstlerischen Mittel, von der Bühne zurückzog, um sich der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen, schied er nur scheinbar von den theuren Brettern. An Allem, was gut und schön war, nahm er den innigsten Antheil; jüngere Talente förderte er nach wie vor mit treuem Rath und hilfreicher That. Bei Gelegenheit der großen Feste zur Enthüllungsfeier des Schiller-Göthe-Denkmals in Weimar sah ich eines der merkwürdigsten Ereignisse: Emil Devrient und Bogumil Dawison kleideten sich zur Festvorstellung im Hoftheater in Weimar in einer Garderobenstube an, ein Unicum im Leben der beiden Kunstnebenbuhler. Jetzt ruhen sie Beide von ihren Kämpfen, ihren Triumphen friedlich neben einander aus, der heißblütige Pole leider lange umnachtet von den Fittigen des Wahnsinnes, der glücklichere Kollege hochgeachtet, im vollen Bewußtsein eines reichen Lebens von hinnen scheidend! Fahret wohl, Ihr Beiden, fahret wohl!

Wieder in Afrika.

Mühevoll war ich während des heftigen Mistrals in Marseille den Felsgrat hinangeklettert auf die Höhe von Notre Dame de la Garde und sah dem wilden Spiel der empörten weißschäumenden Wellen zu, die mich den nächsten Tag an das „abige" Ufer führen sollten, wie Nestroy sagen würde. Berghoch wälzen sie sich heran, die grimmigen Wogen, und schlugen mit hellem Schall an das felsige Ufer. Wie gerne hätte ich die nur eine Stunde entfernte Insel If besucht, die Geburtsstätte Monte Christo's, dessen angebliche Gefängnißzelle man jetzt noch zeigt, ebenso die Räume, wo Mirabeau, der Herzog von Orleans (Egalité) und Lavalette gefangen saßen. Da lag es vor mir, das gewaltige Felsenschloß, hinter welchem sich die beiden noch steileren Felsen-Inseln Pomégue und Ratonneau mit den mächtigen Gebäuden, die, wie ich glaube, zur Quarantaine und zu Gefängnissen benutzt werden, bergen; allein kein Schiffer würde es wagen, den Wahnwitzigen hinüberzufahren, der jetzt sein Leben dem wilden Meere anzuver-

trauen den Muth hätte. Nicht das kleinste Fahrzeug ist zu sehen im Sturme der Elemente. Der Mistral verhält sich zur Bora des adriatischen Meeres wie ein bairischer Fanghund zu einem Schoßhündchen. Schon eine Woche warte ich, daß der schlimme Feind des Seefahrers sich legt; ich flanire durch die prächtigen Straßen der schönsten Handelsstadt Europas, aber immer rüttelt der Mistral mit seiner Riesenfaust an den Scheiben meines Fensters im „Grand Hôtel du Louvre et de la Paix" — ein mächtiges Palais, fast so lang wie sein Name und seine Rechnungen. Wehte doch dieser eisige Sturm einst „vierzehn Monate in einem Jahre", wie ein Reisehandbuch naiverweise erzählt; also raschen Entschluß gefaßt und mit dem Kauf eines Billets zur Ueberfahrt nach Algier die Schiffe hinter uns verbrannt, bis auf den „Said", dessen gewaltige Räume uns morgen ächzend hinübertragen sollen.

Noch nie ist die Bedeutung des Welthandels und die Macht des Völkerverkehres so gewaltig an mich herangetreten, als in dem fast sinnverwirrenden Treiben von Marseille. Berlepsch erzählt, daß der Bewohner von Marseille mit Stolz zu sagen pflegt: „Wenn Paris eine Straße hätte, wie die Cannabière, einen Palast, wie das Museum von Longchamp, welches er mit Recht das effektvollste Dekorativ-Gebäude in Europa nennt, wenn diese prachtvollsten aller Cafés in Paris ständen, so könnte man letzteres „klein Marseille" nennen." Da stehen sie an den Straßenecken, die künftigen Millionäre, handeln mit Wachslichtern und allen möglichen und unmöglichen Kleinigkeiten,

und hören, wie ihre Vorgänger, die anderen Krösusse, damit auf, wenn sie hochgeehrt und steinreich das Zeitliche verlassen, irgend eine fromme Stiftung, eine Schule, ein Armenhaus zu gründen und reich zu dotiren. Es sind dies die Gründer, welche keinen Lasker zu fürchten haben.

Doch ich flanire und plaudere und sollte schon an Bord meines Dampfers sein, der beim Ausgange aus dem Hafen, mit verhältnißmäßig wenig Passagieren an Bord, alle seine Segel entfaltet. Der heftige Wind ist mit uns und treibt uns auf seinen Flügeln vor sich her, aber Niemand frage mich: wie?

Die nächsten Tage sind aus der Tafel meines Gedächtnisses wie mit nassem Schwamm fortgewischt. Ich erfuhr nur, daß am ersten Tage von den Reisenden Niemand, am zweiten Tage aber gar Niemand zu Tische gekommen sei; daß wir an den Balearen vorbeigezogen seien, ohne daß sich Einer von Denen, die da in den Kabinen stöhnten, um Majorka oder Minorka gekümmert hätte, bis der Zauberruf: Algèr! am dritten Morgen Alles, was da sich verborgen hatte in dunkler Kammer, hinauf an Bord rief, an's helle Licht der afrikanischen Sonne.

Da liegt es vor uns ausgebreitet, das seltsamste Städtebild, das man sich denken kann; da thürmen sie sich in die Höhe, die „schlohweißen" würfelförmigen Häusermassen, gekrönt von der ehemaligen Raubfeste des Deys, der Kasbah; da liegt blendend im Sonnenglanze „der gebändigte Silberlöwe von Afrika"! Dort an dem schmalen Vorgebirge von Sittih-Feruch sind die Franzosen 1830, eingehüllt

in den schweigenden Mantel der Nacht, emporgeklettert und haben die für unüberwindlich gehaltene Zwingburg des frechen Räuberfürsten erobert, ihn und die Seinen gefangen genommen und eines der schönsten Länder der Erde als Siegesbeute errungen.

Es ist ein zauberisches Bild, das dieses Stück Natur bietet, das eben im hellen bunten Frühlingskleide sich vor uns entfaltet. Mag man den Schritt lenken, wohin man will, auf die steilen Höhen, in tiefe Schluchten, an die Ufer des dunkelblauen Meeres, die bebauten Gestade desselben, überall tritt uns die üppigste südliche Vegetation entgegen. An der schlanken Palme und der riesenblätterigen Banane mit den ungeheuren dunkelrothen Blüthenkolben ranken sich vielfarbige Orchideen empor, die man bei uns nur als Fremdlinge in den Gewächshäusern findet; das Laub der Oliven schattet sich so ernst ab von dem dunklen Grün zahlloser Orangenbäume; die Thearose mit ihrem durchdringenden süßen Geruch blickt stolz herab auf das doppelt gefüllte Veilchen, beide in Exemplaren, gegen die ihre europäischen Schwestern nur zu dem Geschlechte der Zwerge zu gehören scheinen; Obstbäume der edelsten Sorten sind übersäet mit Blüthenschnee: allüberall Segen, reicher Gottessegen!

Am Meere entlang ziehen sich die Höhen des Sahelkammes, zu dessen Füßen weithin leuchtende blühende Ortschaften lagern; er wird überragt von der mächtigen Gebirgskette des Atlas, dessen gewaltiges Haupt, der Djerdjera, in seinen ewigen Schnee- und Eismantel gehüllt, in die

Wolken ragt. Zweiundzwanzig Grad Réaumur brennen in den ersten Märztagen auf unsern Scheitel herab. Im Jardin d'Essai, dieser prächtigen französischen Schöpfung in Algier, sehen wir mit Erstaunen, welche reichhaltige Produktion man dem hiesigen glücklichen Boden abzwingen kann. Hier wandelt man nicht nur ungestraft unter Palmen, man bewundert in tausendfacher Pracht die Blüthen der fremdartigen Gestalten der Ipomäen, Passifloren, Cacteen; man steht entzückt vor der Bougainvilla, deren brennendfarbige Blätter ganze Wände mit einem strahlenden Teppich zu bedecken scheinen: wir blicken empor zu den gewaltigen Stämmen des indischen Bambus, der ganze schattige Alleen bildet, zwischen welchen man immer und immer wieder das blaue Meer und den weißkuppigen Djerdjera erblickt. Und doch ist für mich hier nicht der Orient, mein Orient, mit der gutmüthigen, buntfarbigen, dunkelhäutigen Menschenrace; es ist das Abenteurerthum schlimmster Sorte, welches hier sich herumtreibt, mag es Europa an die afrikanische Küste geworfen haben, mag es irgend ein arabischer Tribus als Auswurf in die Hauptstadt schleudern.

Diese zerlumpten, schmutzigen Bettler, deren Nachkommenschaft mit wüster, schreiender Zudringlichkeit uns unaufhörlich belästigt, während die Alten in arbeitsscheuem Nichtsthun, gehüllt in ihre weiten wallenden Fetzen, stundenlang in starrer Unbeweglichkeit, am prächtigen Kai lehnend, in's Meer hinausstarren oder auf den Bänken lungern; das sind nicht meine prächtigen stolzen Beduinen, die Nomaden und Krieger der nubischen und lybischen Wüsten! Die

Massen elsässischer Halb-Bettler, die als Schwefelholzverkäufer und Zeitungs-Colporteure uns ihr Elend vorjammern, wollen wir dem neuen Vaterlande gönnen, und dieser dunkeläugige Nachkomme des großen Cid hat gewiß Ursache, fern von seiner schönen Heimath einem Konflikt mit den dortigen Landesgesetzen auszuweichen. Der Mensch ist das, was mir hier am wenigsten gefällt; dieser südfranzösische Lärm, mit dem orientalischen Geschrei multiplizirt, könnte mich auf die Dauer krank, nervös und elend machen.

Selbst die Politik, der Haß gegen uns Deutsche, wird hier noch mehr Caricatur, als in Frankreich. Knaben tragen Hütchen mit der Aufschrift: le Vengeur; ein Omnibus, der mich in die Umgegend von Algier brachte, heißt: Revanche.

Eine Scene im Théâtre de la Perle, eine Art Café chantant, wird mir unvergeßlich bleiben. Ein „Mann mit sechsunddreißig Köpfen", wie er sich nennt, ein gewisser Plesis, nebenbei gesagt ein sehr talentvoller Kunststückmacher, gab seine eigenthümlichen Produktionen. Der Mann hat die Gabe, sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in eine vollständig andere, von dieser in eine dritte und vierte Persönlichkeit zu verwandeln. Ein Augenblick, blitzschnelles Anwenden eines kleines Apparates, eines Bartes, einer Perrücke, falscher Nase genügt, um mit halber Wendung des Körpers, im Umdrehen sich zum Beispiel aus dem alten lebenswahren Kommandanten der Nationalgarde in einen dummen Jungen von Rekruten, in einen näselnden

geckenhaften Lieutenant, in den General Mac Mahon oder in den Befehlshaber der Nordarmee, Faidherbe, zu eskamotiren.

Der Effekt ist meist frappant; einzelne Personen, z. B. Jules Favre, den alten Béranger, Victor Hugo, Kleber, Ney, Crémieux ꝛc. glaubt man vor sich zu sehen. Dabei individualisirt der Mann sehr charakteristisch und scharf; manche Figuren, wie zum Beispiel einen eifrigen Journalleser, der auf der Straße zwischen allen Hindernissen das eben erhaltene geliebte Zeitungsblatt studirt, einen alten Soldaten, der mit großer Geschicklichkeit dem frierenden Rekruten die Handgriffe mit dem Schießgewehr beibringt, sind der Natur abgelauscht und von hochkomischer Wirkung. Mit wahrer Meisterschaft zeigt er Napoleon I. in den bekannten historischen Stellungen. Weniger glücklich repräsentirt er deutsche Heldengestalten, jedoch Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck, Moltke so schauerlich erkennbar, daß der ganze heulende Haufe der Zuschauer an den ersten Abenden beim Anblick derselben in ein wüthendes Pfeifen ausbrach. „Warum haben Sie das nicht vor zwei Jahren gethan?" fragte Mr. Plesis sein Auditorium ganz lakonisch.

Ich wohnte der letzten Gastvorstellung des Künstlers bei. Das Theater, roh aus Holz gezimmert, sah aus wie eine unserer Jahrmarktsbuden; das Publikum, das, in dichte Tabackswolken eingehüllt, alle Zuschauerräume überfüllte, kam mir vor wie eine Bande von Verbrechern. Es war eine wunderliche Versammlung, die dieser Kunstfreunde.

„Sprechen Sie um Gotteswillen nicht deutsch," flüsterte mir mein Begleiter beim Eintritt zu.

Ich musterte die Anwesenden, und ich muß gestehen, daß ich eine ähnliche Gesellschaft, in Freiheit dressirt, in der Heimath nie auf Einem Fleck beisammen gesehen, womit ich durchaus nicht den Verdacht ausgesprochen haben will, als sei ich nicht unter ehrlichen Männern gewesen. Die Damen gehörten, mit Nestroy zu reden, entweder der niedern volée, von der Köchin abwärts, oder der Gattung an, die nicht „zweifelsohne" ist.

Die Darstellung der Tänzerinnen, Coupletsängerinnen ꝛc. fand ich der Lokalität und des Publikums angemessen. Nach jeder Nummer kam die „Künstlerin", knallroth geschminkt und im bunten Flitterkram, herab in den Zuschauerraum, um in einer leeren Kaffeetasse eine spärliche Ernte von bescheidenen Kupfermünzen zu halten. Der Säumige wurde durch Klappern, wie vom Kirchendiener in Deutschland mit dem Klingelbeutel, an seine Pflicht erinnert, wonach Mancher nur mit sichtlichem Widerwillen mit einem Fünfcentimesstück herausrückte. Wahrscheinlich bilden die bescheidenen Resultate dieser Kollekte die Existenzmittel der einzelnen Mitglieder der Truppe.

Nicht lange vor Mitternacht begann Monsieur Plesis seine mit Spannung erwartete, wirklich sehr amüsante Vorstellung. Ehe er die Bilder der deutschen Heerführer brachte, hielt er eine kurze Ansprache an die Anwesenden. Er bringe jetzt drei in Frankreich nicht beliebte Persönlichkeiten, bitte aber das Publikum, sich jedes Zeichens von Unwillen zu

enthalten, da man ihm sonst die Vorführung derselben vielleicht verbieten würde. Er sei ein Künstler, der „keine Politik treibe", man möge ihn als ein Museum betrachten, in welchem historische Bilder gezeigt würden. Nach dieser Einleitung erschien er, im Zeitraum von kaum einer Minute, als Kaiser Wilhelm, der in raschem Ton in den Hintergrund nach „Prince Bismarck" rief. Als er sein Antlitz wieder dem Publikum zuwendete, stand leibhaftig der berühmte Diplomat mit den historischen drei Haaren vor uns, der sich wieder in den Schlachtenlenker Moltke verwandelte. Da Auspfeifen nicht gewünscht wurde, so verhielt sich Publikus ruhig, dagegen erscholl bei dem nächsten Bilde: „Ein alter Soldat, der von seinem jungen sterbenden Kameraden Abschied nimmt", ein Heulen, ein Gebrüll, gegen welche der Lärm eines wilden Indianer-Kriegstanzes sanfte Musik genannt werden kann. „Lebe wohl," sprach der Künster, „der keine Politik treibt", „lebe wohl, mein braver Kamerad, Du gehst von hinnen, aber Du bleibst unsterblich" — was dem jungen Krieger vielleicht nicht ganz unangenehm wäre — „Du stirbst den heiligen Tod für's theure Vaterland! Aus Deinen Gebeinen wird uns der Rächer erstehen, in kurzer Zeit wird jeder Mann in Frankreich Soldat sein, dann werden wir die Barbaren in ihrem eigenen Lande überfallen, wir werden ihnen die Köpfe zerschmettern, ihr blutbeflecktes Banner mit Füßen treten und jubelnd ausrufen: „Vive la République! Vive la France!" — „Vive la République! Vive la France!" brüllte die ganze Meute, und ich glaube,

hätte man eine Ahnung gehabt, daß wir zu den Barbaren gehörten, man würde an uns vielleicht die ersten Versuche der Schädelzerschmetterung in Scene gesetzt haben.

Als wir, dieser qualmend patriotischen Atmosphäre entronnen, uns auf der Straße befanden, tönte das Geheul noch gellend durch die laue Nachtluft.

Man nennt dies in Frankreich „keine Politik treiben".

Die nächste Sonne brachte uns ein anderes Schauspiel. Es ist Mittwoch, der Tag, an welchem am westlichen Meeresufer die maurischen Hexen und Zauberinnen ihr Wesen treiben. Klettern wir hinab über die steilen wirren Treppen des maurischen Viertels, besehen wir uns das prächtige Marabut des Sidi-Abderhaman, welches uns am Wege liegt, betrachten wir das reich dekorirte Grab des heiligen Mannes, und suchen wir auf dem nächsten Wege, über den Kirchhof, noch zu rechter Zeit anzukommen zu dem seltsamen Schauspiel der Beschwörungen. Wohl nirgends in der Welt ruhen die Heimgegangenen an prächtigeren Stätten, unter farbigeren Blumendecken. Das dekorative Geschick der Franzosen hat diese Friedensstadt mit allem Schmuck der Phantasie ausgestattet, die Natur diese Absicht mit all' dem ihr zu Gebote stehenden Zauber unterstützt. Wenig Schritte nur und wir stehen an der steilen Böschung des Meeres und sehen hinab in die dunklen Grotten, welche die Wogen in die Felswände von St. Eugène gewühlt haben, und auf das wunderliche Schauspiel zu unseren Füßen. Eine seltsame Gruppe stellt sich unserem Blicke dar: Da kauert eine Negerin, eingehüllt in einen

grellrothen weiten Mantel, eine natürlich heilige Quelle rauscht in dem Steinbecken zu ihren Füßen auf. Vom glühenden Kohlenbecken steigt der stinkende Dampf von darauf gestreuten Kräutern und Harzwerk empor. Ein halbnackter, glänzend schwarzer Diener springt ab und zu und unterstützt die Herrin in ihrem seltsamen Treiben. Etwas weiter entfernt, an einem Felsvorsprunge in's Meer hinein, ebenfalls an einer gelben quellenden Pfütze sitzt eine dunkelhäutige Araberin, Konkurrentin der vorigen, ebenfalls Zauberin von Profession. Sie wird von womöglich noch älteren Hexen bedient, die geschäftig hin- und herlaufen.

Ein zuckender Hammel mit halb durchschnittener Kehle überströmt einen mächtigen Felsblock im Meere mit seinem Blute. Reich gekleidete Mauresken weiber, Jüdinnen und andere Gläubige unterziehen sich in tiefer Andacht und schweigend dem Hokuspokus, der ihren Leiden abhelfen, ihren Hoffnungen Erfüllung bringen soll. Meist ist es mangelnder Kindersegen, der die jungen Frauen in die Hexengrotten führt. Nachdem sie sich entschleiert und theilweise ihre Kleider abgelegt haben, wird der Räucher-Apparat unter sie gestellt, später auch der Kopf und der Busen der gleichen Prozedur unterworfen. Einem schwarzen Huhn schneidet die Gauklerin den Kopf so weit ab, daß das arme Thier sich noch flatternd bewegen kann. Fällt es in's Meer und wird es von den Wellen fortgetragen, so hat die Klientin auf sichere Erfüllung aller ihrer Wünsche zu hoffen, verendet das Huhn am Ufer, wie es leider bei dem

Opfer geschah, welches wir bringen sahen, so bleibt der Erfolg zweifelhaft. Reichere Personen lassen für diesen Zweck auch einen Hammel schlachten, was viel wirksamer sein soll. Nun besprengt die Zauberin die Hilfesuchende nach allen Richtungen mit dem Blute der Opfer und dem Wasser der heiligen Quelle, wirft schwarze brennende, mit rothen Streifchen umzogene Lichtchen in's Meer oder befestigt dieselben an dem Rand der Quelle, räuchert die kranken Körpertheile abermals ein und wirft kleine leichte Papierhülsen in's Meer, von denen wir einige herausfischten, in welche wir Koriander-Samen gewickelt fanden. Wenn die Ceremonien beendet sind, kleidet sich die Patientin wieder an, küßt der Hexe demüthig die Hände, nicht ohne ein klingendes Zeichen ihres Dankes in denselben zurückzulassen.

Auf einer erhöhten Felsplatte hat sich eine Judenfamilie mit Kind und Kegel niedergelassen, welche die Zauberei bereits überstanden hat, und haut nach Leibeskräften in das rasch bereitete Frühstück ein. Meist junge, oft sehr reich gekleidete Maureskenweiber mit ihren Dienerinnen wandeln den steilen Pfad zu den Grotten auf und nieder, stets neue Kundschaft bildend. Das Geschäft einer Hexe muß recht einträglich sein in Algier!

Das alte Seeräuberneſt steckt voller Winkel, und diese sind der Schauplatz finsterer geheimnißvoller Vorgänge, von denen man sich im Abendlande kaum einen Begriff machen kann.

„Wollen Sie heute Nacht die Feuerfresser von Algier sehen?“ fragte mich der Dragoman des „Hôtel d'Orient“. Obgleich ich mir unter den Feuerfressern einen unserem Jahrmarktsschwindel ähnlichen Taschenspielerspuk vorstellte, wanderten wir, eine kleine europäische Gesellschaft, unter Führung des Ali-Dohaut, aufwärts, durch zahllose wirre Gäßchen, oft so enge zusammengerückt, daß man mit ausgestreckter Hand die beiden Straßenwände berühren konnte. In unserer Mitte befand sich auch der russische Fürst Wittgenstein mit seiner Gemahlin und Schwägerin, der mit seinem eigenen Dampfer den Ausflug von Nizza nach Algier unternommen hatte. Wir kletterten über halbverfallene Treppen, ausgetretene Umwege, enge Arkaden, halbdunkle Durchgänge fast bis auf die Höhe der alten Kasbah, durch die lautlos stillen arabischen Stadttheile. Ab und zu drückte sich eine vermummte Gestalt an die Wand oder in die Nische eines Hauses, oder ein paar ernste, in Burnusse gehüllte Kabylen wandelten leichten Schrittes, uns keines Blickes würdigend, an uns vorbei.

Durch einen finsteren schmalen Flurgang wandelte unser Führer voran; monotoner, aber durchdringender Gesang unter Begleitung der arabischen Handtrommeln, ähnlich, wie ich dies bei den tanzenden Derwischen in Kairo vernommen, scholl uns entgegen.

Ein enger arabischer Hof nahm uns auf. Zwischen gewundenen Säulchen standen auf einer Art Galerie europäische Zuseher; auch auf der Treppe, rings an den Wänden, fanden wir solche placirt: robuste Engländer, zarte

blonde Ladies; vor diesen, auf dem Boden hockend, braune und schwarze Gestalten in bunten Kleidern, theils als Sänger fungirend, theils als Zuschauer. Neun Musiker, unter diesen ein Knabe von acht, neun Jahren, schlugen die arabische Handtrommel, eine Art Tambourin, mit dumpfem, stark auf die Nerven wirkendem Tone. Vor den Musikanten stand eine brennende Wachskerze und ein großes Becken voll glühender Kohlen.

Harzfackeln und verblichene Fahnen, an den Säulen rings herum befestigt, erhöhten den phantastischen Eindruck der Scene.

Bei unserem Eintritte fanden wir die Ceremonie schon im vollen Gange. Ein Bursche mit vollständig thierischem Ausdrucke in dem wilden, braunen, vollbärtigen Antlitz bewegte den Oberkörper nach Art der heulenden Derwische im Orient in raschen Windungen, so zwar, daß die Kniee halb einsanken und sofort wieder in die Höhe schnellten, der Kopf, wie nicht zum Körper gehörig, auf und nieder baumelte, während der Oberkörper sich zuckend, wie der Leib eines zum Tode Getroffenen, wand und krümmte. Bald gesellte sich ein zweiter Tänzer — wenn man dieses konvulsivische Schlenkern Tanz nennen kann — dazu und streifte dem ersten die Kleider vom Leibe, gleich diesem in steter Bewegung und mit thierähnlichem Geheul. Nun gab man dem Geschöpfe, welches durch die immer gellender werdenden Trommelschläge, das aufstachelnde Heulen des unmelodischen Gesanges, das eigene wilde Gebahren nichts Menschenähnliches mehr an sich hatte, eine Klinge von

orientalischer Form, nach Art der Yatagans, deren Schärfe vorher an anderen Gegenständen erprobt war, in die Hand; zu meinem Entsetzen fuhr er mit der Schneide über die Bauchhaut und fuhr so tief, mit Gewalt sie anpressend, hin und wieder, daß die Klinge in derselben vollständig verschwand. Ebenso stieß er sich die Spitze bis auf die halbe Länge der Waffe in die Brust, ohne daß ein Tropfen Blutes sichtbar wurde. Dabei gellt die Musik in wilder Monotonie, die Sänger stoßen helle jubelnde Töne aus, und der Mann mit dem Messer in der Brust windet sich, mit verglastem Auge, kreischend, als ob er wirklich in den letzten Minuten seines Daseins sich befände, zuckend auf dem Boden. Da tritt ein Greis in weißem Gewande, mit hellem Haar und Bart, an ihn heran, stützt ihn und küßt seine Stirne. Schwächer und schwächer wird sein Gestöhn, er zieht die Waffe aus der Brust, küßt dem Greis demüthig die Hand, küßt die Gefährten rings im Kreise herum auf die Achsel. Die Musik verhallt in leisem Nachklange, der Hauptacteur des gräßlichen Dramas liegt scheinbar erschöpft auf den steinernen Fliesen, während der zweite eine große glühende Kohle aus dem Becken reißt und diese funkensprühend gierig in den weit geöffneten Rachen schiebt, während er ein zweites brennendes Stück behaglich in der Hand herumschiebt.

So unheimlich die Scene sich ansah, so war sie doch nur ein schwaches Vorspiel zu den darauffolgenden. Zwei neue Gaukler betraten den Schauplatz; wieder begann das Rasen in Geberden und Tönen, wieder verschlangen sie

brennende Kohlenstücke, als plötzlich und unerwartet einer der Trommelschläger mit einem wilden, gellenden Schrei über das Feuerbecken hinüber aus dem Kreise stürzt, wie ein toll gewordener Wolf brüllend, jedes einzelne Glied nach einer andern Richtung schleudert und dabei Mark und Bein erschütternde Töne ausstößt. Die Stirne des hin und her schwankenden Kopfes hängt gerade über dem hohen brennenden Wachslicht, es riecht nach versengtem Fleisch, der Fanatiker scheint es nicht zu fühlen. Er stößt sich lange spitze Messer durch den Arm, die Haut hebt sich und zeigt den Gang des Instrumentes, während die Spitze auf der andern Seite hervorkommt; er durchstößt sich die Zunge von Oben nach Unten, sie hängt aus dem Munde, festgehalten durch den Dolch, der sie durchbohrt; er stößt die haarscharfen Spitzen von zwei Eisen durch die Backen und springt dabei wie toll umher. Huhuhu! heult er, huhuhu! heulen die Genossen mit ihm. Zwei derselben halten die Schneide eines haarscharf geschliffenen Säbels, der am Griffe und an dem Ende mit dichtem schützenden Leder umwunden, in die Höhe, der Gaukler springt mit den nackten Füßen auf die Schneide und trampelt, sich an den Schultern der anderen festhaltend, wie toll auf und nieder. Zwischen den durchbohrten Backen, über der durchstoßenen Zunge tönt das infernalische Geheul; wie ein Verdammter der Hölle springt er auf der Säbelschneide herum, sich mit den Armen festhaltend, durch welche die Spitzen der durchstoßenen Eisen vorstarren. Huhuhu! tönt es immer wilder, die Trommeln rasen, die russische Fürstin hält das Taschen-

tuch vor die Augen, aus welchen Thränen der Angst und des Entsetzens hervorbrechen; ein heller Schrei, eine der blonden Ladies war in Ohnmacht gefallen und wand sich in heftigen Krämpfen. Wir starrten uns geisterbleich und bebend an! Ich habe mancher Scene des Grauens und des Entsetzens in meinem bewegten Leben beigewohnt, aber diese übertraf an Furchtbarkeit des Eindruckes Alles, was ich je früher gesehen. Manchmal schien es mir, als wäre ich von einem wüsten Traume befangen, manchmal fühlte ich das Herannahen einer Ohnmacht, in einzelnen Momenten glaubte ich selbst toll unter den Tollen zu sein und würde mich weder gewundert noch entsetzt haben, wenn einer der schauerlichen Acteurs den Yatagan tief in die Brust eines Europäers gestoßen und sich wie ein Vampyr auf den herausspringenden Blutquell geworfen hätte.

Und das in einem civilisirten, unter europäischem Scepter stehenden Lande, unter den Augen europäischer Behörden!

Pause! Zwischenakt!

Fast wie eine Erholung schien es mir, als eine dieser menschlichen Bestien einen lebenden großen schwarzen Skorpion, dessen Giftstachel er vorher gezeigt, schmatzend verzehrte, als ein Zweiter, auf allen Vieren herbeikriechend, in das mit Hunderten von stahlharten Stacheln versehene Blatt der Cactusfeige (Cactus opuntium ferox) gierig sich einbiß und, als ein Anderer ihm die gefährliche Beute entreißen wollte, diesen anknurrte wie ein schwarzer Panther, dem man einen Knochen aus den Zähnen reißen will. Sie sollen später noch ebenso gierig Stücke aus Flaschen und

Gläsern herausgebissen und zermalmt haben, sie gossen sich siedendes Oel in den Rachen, Einer drängte mit einem stumpfen eisernen Instrument das Auge aus seiner Höhle, daß es wie an einer blutigen Faser herabhing — kurz, die Vorstellung dauerte bis gegen zwei Uhr. Ich hatte, als die Glocke Mitternacht anzeigte, vollkommen genug.

Wie die Leute diese Experimente machen, ist nach europäischen Begriffen vollkommen unbegreiflich. Eine Sinnestäuschung, ein Augentrug ist total unmöglich. Man steht dem tollen Treiben, den fürchterlichen Scenen auf drei, vier Schritte nahe, die Leute zeigen die Instrumente, Waffen, die giftigen Thiere und geben Alles dem Zuschauer, der es verlangt, in die Hände.

Ich sehe sie mir gewiß nicht mehr an. Wie von Dämonen gejagt, was ja auch wirklich der Fall war, stolperte ich durch das enge Häusergewirr des Araber-Viertels in meine Wohnung. Vergebens suchte ich dort meine Aufregung durch Chloral-Hydrat zu bewältigen und den Schlaf herbeizurufen. Im wachen Traume hörte ich noch stundenlang das Heulen dieser Menschenbestien, den dumpfen Schall der Trommel, ich sah den durchstochenen braunen Burschen wie toll mit den nackten Beinen auf der Schneide des Säbels tanzen.

Die komischeste Art von Schaustellungen war in Algier eine Art Wettrennen: „Grande fête équestre hippodrome", welches in der Vorstadt Mustapha auf dem großen Manöverfelde „à l'instar de Paris" von dem Direktor einer elenden, seit Monaten kümmerlich in Algier vegetirenden

Kunstreiterbande in Scene gesetzt wurde. Malgré les grands frais, que cette fête occasionne le prix des places n'est pas augmenté et reste à la portée de toutes les bourses, hieß es verlockend in der Ankündigung, und Tausende wie Abertausende folgten der Einladung. Der ungeheure Platz war abgeschlossen mit Decken, Matten, Schiffsleinwand, kurz mit Allem, was sich auftreiben ließ, um denselben dem nichtzahlenden Publikum unzugänglich zu machen. Auf Stühlen, Bänken, Brettern und Tonnen konnten die Anwesenden Platz nehmen. Der Platz ist von so enormer Ausdehnung, daß die Gesichter der mir gegenüber Sitzenden nur in der Masse zu erkennen waren und der Raum, den man für die Kunstleistungen reservirt hatte, sich ausnahm, als ob Jemand einen Pfennig auf einem Marktplatze verloren hätte. Der Sonntag hatte ein Publikum zusammengetrieben, wie es die Laune eines phantasiereichen Novellisten nicht bunter und farbenreicher zusammenstellen könnte. Neben dem schmutzigen zerfetzten Burnus des Arabers der elegante Paletot des englischen Dandys, neben der Negresse in schreienden Farben die zierliche Pariser Kokette. Vor uns der wild bewegte Spiegel des Meeres, hinter uns die mit prächtigen Villen und reichen Gartenanlagen bebauten Höhen des Sahelzuges, den auf einer Seite die prächtige Kirche Notre-Dame d'Afrique im romantisch-maurischen Styl erbaut, und auf der andern Seite der prächtige Kuppelbau des Seminars „Couba" würdig abschließt. Vor uns erheben sich die stolzen Bergformen des Atlas, überragt von dem mächtigen Schneehaupte des

Djerdjera, und wenn wir den Blick nach Süden wenden, überrascht uns das prachtvollste Bild des ansteigenden weißen Häusermeeres von Algier. Wahrlich, der Schauplatz allein lohnte den bezahlten Eintrittspreis. Freilich, viel Nennenswerthes war sonst dafür auch nicht zu sehen, wenn man nicht die unbeschreiblich ärmliche Art der Ausführung und Inscenirung im Gegensatze zu dem prachtvollen Naturbilde als Entschädigung gelten lassen wollte. Nicht eine der angekündigten Nummern des Programmes nahm einen naturgemäßen Verlauf, es war ein ewiges Herabfallen und rastloses Wiederhinaufsteigen der Künstler; die Pferde rissen sich einige Male los und stürmten wild unter die entsetzt auseinander stiebende Menge; der römische Cours auf drei Pferden wäre viel besser „Ritt zwischen drei Pferden" betitelt gewesen; denn da der Reiter nicht in der Luft hängen bleiben konnte, so klammerte er sich — in den Pausen, in welchen er sich nicht im Sand wälzte, krampfhaft auf dem Bauch liegend — an die Mähne der Thiere. Der Triumphator auf dem antiken Wagen riß die Scheidewand zwischen der Bahn und dem Publikum kühn nieder, und schien im Begriffe, seinen kühnen Weg über Menschen, Stühle, Tische und Bänke nehmen zu wollen; über das handhohe Hinderniß beim Steeple-chase kam auch nicht einer der Reiter fort, ja Einer fiel so hart, daß er, anscheinend schwer verletzt, fortgetragen werden mußte.

Auf einem Gerüste, welches täuschende Aehnlichkeit mit einem Galgen hatte, machten sich einige Jongleurs alleruntersten Ranges mit Kunststücken zu schaffen, die man auf

jedem europäischen Dorfjahrmarkte besser sieht, dazwischen ritt in einer rothen schmierigen Jacke, auf einem Schecken, der ihm nie gehorchte, der Direktor des Institutes, schreiend und fluchend wie ein Stallknecht, während sein alter bemalter Gaul immer nur den Weg einschlug, der ihm gefällig war. Das einzige wirklich Interessante war ein Wettrennen von arabischen Straßenjungen. Der Sieger sollte einen kleinen, für ihn aber sehr wichtigen Preis von 25 Francs erhalten. Auf vier Ponies klammerten sich die braunen, in Lumpen gehüllten Bursche wie die Katzen fest, und während drei den Boden küßten, schien der letzte seine nackten Füße unter dem kleinen Thiere vollständig in einen Knoten zu schlagen, die Finger krallten sich in die Mähnen fest, und das vorne und rückwärts ausschlagende Thier war nicht im Stande, seiner beängstigenden Bürde los zu werden. Als sich das Publikum schimpfend und fluchend entfernte, hatte der schlaue Direktor wohl allen Grund, der einzige Zufriedene unter Tausenden zu sein, denn die Einnahme dieses Tages mag wohl jene der ganzen Wintersaison überstiegen haben. Ich aber war mit der Vorstellung sehr zufrieden, denn ich habe selten mehr und herzlicher gelacht, als bei dieser „grande fête équestre“. — —

Hotel d'Orient! Zwölf Uhr Nachts! Vor einer halben Stunde ungefähr haben die toll kreischenden und sich balgenden Araberjungen mit ihrem heillosen Spektakel aufgehört, da gröhlt plötzlich ein tiefer Absinthbaß unter meinem Fenster und irgend ein patriotischer Bettler läßt in die finstere Nacht seinen Trauergesang über den Verlust

von Elsaß ertönen: der Refrain dreht sich immer um die Versicherung, daß Straßburg zurückkommen werde; er bittet, und Elsaß antwortet stets: Je reviendrai! je reviens bientôt! Das Lied hatte eine so ungeheure Anzahl von Strophen, daß ich die Idee bekam, der Sänger wolle die Rückkehr der „Veuve Strasbourg“ gleich abwarten.

Bis gegen Mitternacht kreischen Bettler und Ausrufer mit widerlichem Geschrei ununterbrochen durch die Straßen des Frankenviertels; ihr Geschäft beginnt mit der Morgendämmerung und endet erst, wenn der letzte verspätete Europäer, von irgend einem Ausfluge heimkehrend, sein Lager aufgesucht hat. Dort tönt noch der verworrene Lärm nervenzerreißend in die Stube des Fremden. Um fünf Uhr früh donnert der Kanonenschuß, welcher den im Schlafe Ruhenden die fröhliche Kunde bringt, daß der Hafen geöffnet sei, durch die Luft, daß die Scheiben klirren. Gleich darauf setzt sich die Karawane in Bewegung, welche die Produkte, die ihr Fleiß der Erde abgerungen, zu Markte führt. Damit dies so wenig lautlos als möglich geschehe, treibt der Eigenthümer seine mit zahllosen Schellen behangenen Pferde brüllend zum wüthendsten Galopp an. Es bleibt uns nichts übrig, als das warme Asyl des Bettes zu verlassen und uns langsam in die Kleider zu werfen, um an einem der großartigen, dem Meere zugewendeten Cafés unser Frühstück einzunehmen. Dort lauert schon eine Heerde der unverschämtesten, zudringlichen Bettler auf ihr Opfer. Jeder Tribus, sei es jener der Araber oder

der Kabylen, wirft sein faules Gesindel in die Hauptstadt hinein.

Dort lungert es den ganzen Tag auf den prächtigen Kais und macht durch die zudringlichst frechste Bettelei, von der man nicht einmal in Unteritalien, wo man doch auch in dem Punkte etwas zu leisten im Stande ist, eine Idee hat, dem Fremden das Leben sauer. Krüppelvolk aller Art umhumpelt und umkriecht ihn, und Kerle in solch' unglaublichen Lumpen, daß man ihnen die Mitbewohner ansieht, treten uns scharf auf die Hacken. Heißt man einen solchen Burschen sich seiner Wege scheren, so antwortet der braun=, auch wohl schwarzhäutige Kerl: „er sei französischer Bürger und könne gehen und stehen, wo er wolle," rückt auch wohl einen Stuhl neben den des Reisenden, dem nichts übrig bleibt, als sich von dieser zu vertraulichen Nachbarschaft loszukaufen. Jede Woche spielt auf dem Gouvernementsplatz zweimal die Musikkapelle des Zuavenregimentes; allein Niemand wagt es, sich auf die eleganten Steinbänke niederzulassen, um sich sitzend des gebotenen Genusses zu erfreuen, aus gewissen Gründen. Auch im arabischen Bade, sonst eine Wohlthat im Orient, hat man derlei gesellige Mittheilungen zu fürchten.

Der Aufruhr der Kabylen und Araber in Algier.

Mit Algier geht es dem Fremden genau so, wie dem Touristen bei der Einfahrt in Konstantinopel. Der erste Eindruck von beiden ist wunderbar. In der türkischen Hauptstadt ist der Bosporus, an beiden Ufern mit seinen zahllosen vergoldeten Kuppeln, seinen dunklen Cypressenhainen, den orientalischen Bauten, kurz Alles neu und wunderlich zu schauen für den Abendländer. Betritt man aber erst die gleißende Stadt, besonders an einem Regentage, so schwindet der ganze Zauber und löst sich in ein ungedämmtes Meer von Schmutz und Koth auf! Wenn man nach der langen, meist unruhigen Seereise am frühen Morgen sich der afrikanischen Küste nähert, so steigen die würfelförmigen, blendend weißen Häuser der hochgelegenen arabischen Stadttheile, gekrönt von dem früheren Korsarenschlosse „der Kasbah", im wunderlichen Gewirre eintönig über einander gebaut, in Form eines der sonderbarsten Städtebilder vor uns auf. Der Eindruck steigert sich, wenn wir in den Hafen gelangen und die prachtvollen modernen

Paläste an dem wunderschön gebauten Kai gewahren, zwei Hälften, die nie und nimmer zu einander passen, sich niemals in einander fügen werden.

Das moderne Europa, das alte verrottete Seeräuberthum! Denn so wie zu jener Zeit, wo der Name „Algier" alle Seefahrer, die Bewohner der Küstenstriche zittern machte, wo der gefangene Christenhund in tiefe, vom Meere bespülte Kerker geworfen wurde, deren zerstörte Reste noch heute an den nahen Felsenriffen von Point de Pescade sichtbar sind, so intensiv haßt der Muselmann, mag er Kabyle, Araber oder Maure heißen, noch heute den frechen Eindringling, dessen Waffen den seinen das Handwerk gelegt. Nur ist dieser Haß übertüncht vom französischen Lack, überdeckt von der Nothwendigkeit der Verstellung; streift nur ein wenig an diese Hülle, und die blutgierige, raublustige Bestie steht vor euch in ihrer ganzen Scheußlichkeit! Die letzten Assisenverhandlungen über die Häupter des vorjährigen blutigen Aufstandes, sowohl in der Provinz Konstantine, wo diese eben ihrem Schicksal entgegensehen, als auch die in Algier, wo die Anführer der türkischen Meuchelmörder vor wenig Tagen mit ihren in den Sand der Kasbah rollenden Köpfen büßen mußten, haben dies bewiesen. Nicht wie ein Völkerstamm, der ein verhaßtes Joch heldenmüthig abzuschütteln versucht, sondern wie wilde Raubthiere haben sich diese feigen Horden benommen. Beim Beginn des Aufstandes unter Leitung des Agha der Medjana, „Mohammed ben el Hadj Ahmed el Mokrani", eines ritterlichen, für sein Vaterland begeisterten Häuptlings in

der Provinz Konstantine und der kleinen Stadt Bordj-Bon-Arévidj, schien derselbe einen weittragenden politischen Charakter annehmen zu wollen, da Mokrani großen Einfluß besaß, mit vielen Generalen befreundet und oft als Gast selbst in den Tuilerien gerne gesehen war. Er besaß fast die Macht eines unabhängigen Fürsten. Durch die Einführung der Civilverwaltung fürchtete er eine Beschränkung derselben, und auf die Proklamation Cremieux', welche die Vortheile derselben auseinander setzen sollte, als sie durch Dekret vom 24. Dezember 1870 verkündet wurde, antwortete er kurzweg: „Von einem Manne des Säbels würde er Alles hinnehmen, selbst Schläge; wenn seine Stellung aber von einem Juden abhängen solle, so verzichte er ganz auf dieselbe". Inzwischen hatte er durch den Basch-agha der Chellata, Mohammed Said ben Ali cherif, von einem hochverehrten Marabut abstammend, Verbindungen angeknüpft, die übrigen Chefs zum offenen Widerstande aufgereizt, Getreide und Kostbarkeiten in die Berge schaffen lassen, Lager errichtet, und ganz offen, wie unbegreiflicherweise unbehindert, alle Vorbereitungen zum Aufstand getroffen.

In den ersten Tagen des März gab er seine Demission, und am 14. desselben Monats ließ er derselben schon die Kriegserklärung folgen.

Daß ein mit solchen Eigenschaften und so energischer Thatkraft ausgerüsteter Heerführer der französischen Regierung in Algier hätte sehr gefährlich werden können, liegt auf der Hand. Zum Glück für letztere fiel Mokrani in

einem der ersten Gefechte, und nun artete die ganze Bewegung in den gemeinsten, von jeder Art Verbrechen besudelten Raubzug aus. Aufgestachelt durch die fanatischen Predigten der Anhänger des religiösen Ordens von Sidi Abderrhaman, unter der leidenschaftlichen Einwirkung des Großmeisters Scheik el Haddad, überfielen die Banden die Ortschaften der wehrlosen Kolonisten, mordeten letztere, verstümmelten Weiber, Greise, Kinder, warfen sie noch lebend in die Flammen der von ihnen in Brand gesteckten Dörfer. Während der Caid „Ali ou Kassi“ sich auf Tizi-Ouzou warf, und „Mahieddine“ das feste Dellys belagerte, sollte l'Alma angegriffen und zugleich das isolirte und von aller Hilfe entfernte „Palestro“ zerstört werden. Die Insurgenten wollten sich auf diese Weise einen Weg bis vor die Thore von Algier bahnen.

Dieser Plan scheiterte zum Theil an dem tapferen Widerstande des Obersten Fauchault, der l'Alma mannhaft vertheidigte, bis die ganze Revolte durch General Callemand niedergeworfen wurde. Nichtsdestoweniger war der ganze Weg, den die Räuber nahmen, durch Blut und Ruinen bezeichnet. Was man lebend fand, ob Spanier, ob Franzose, ob Bewohner der Landhäuser, ob Kolonist, wurde erbarmungslos niedergemacht, die Wohnstätten harmlos Unschuldiger verbrannt, nachdem vorher Alles, was nur irgend Werth besaß, aus denselben geraubt worden war.

Zahllos sind die Episoden dieses blutigen Dramas; am erschütterndsten aber wohl die einzelnen Vorgänge bei der Zerstörung von Palestro.

Von einer arabischen und einer kabylischen Tribus umgeben, wurden, trotz aller drohenden Anzeichen, die harmlosen Europäer das Gefährliche ihrer Lage erst inne, als die bewaffneten Banden von allen Seiten, ihren Weg durch Brand und Zerstörung bezeichnend, sich dem Orte näherten. Man hatte eben zu sehr den stets wiederholten Versicherungen treuer und freundschaftlicher Nachbarschaft vertraut, bis über die Situation kein Zweifel mehr herrschen konnte.

Es wurde Alarm geschlagen, und während ein Theil der Bewohner noch, leider ohne glücklichen Erfolg, wie sich später erwies, durch die Engpässe zu flüchten suchte, wurden die Uebrigen in drei Häuser, die man zur Vertheidigung am geeignetsten hielt, vertheilt. Diese: das Kloster, die Gensdarmeriekaserne und das Haus des Straßenaufsehers bilden, jedes isolirt liegend, ein Dreieck, welches man durch permanentes Feuer zu decken hoffte. Dorthin schaffte man Mörser und so viel an Lebensmitteln und Kostbarkeiten, als in der Eile zusammengerafft werden konnte. Ein zufällig anwesender Kapitän vom Geniekorps leitete die Vertheidigung und wurde hierbei von dem Maire des Ortes, einem Gensdarmeriebrigadier und einem Wegebauconducteur unterstützt. Der Letztere ergriff vorher aber, seinen Posten schimpflich verlassend, die Flucht. Kaum hatte man diese nothdürftigsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen, als sich der Haufe von ungefähr 1200 Mann unter Anführung des Caid Hadj Ahmed ben Duhmann heranwälzte und sofort alle verlassenen Häuser zu plündern und einzuäschern begann.

Den folgenden Morgen, nachdem auch der Stamm der Beni Kalfuan zu den Angreifern gestoßen war, begann der Kampf, der vom Morgen bis zum Einbruch der Nacht dauerte. Als die Vertheidiger bemerkten, daß ihre Position im Kloster, dem schwächsten Vertheidigungspunkt, nicht mehr zu halten war, wagte das kleine Häufchen tapferer Menschen einen Ausfall, bahnte sich mit den Bajonnetten einen Weg durch die Insurgentenschaar und erreichte bis auf drei Mann, welche erschossen, und eine Frau, welche von einem Araber auf der Flucht gefangen und einige Tage später verstümmelt und getödtet gefunden wurde, glücklich die Gensdarmeriekaserne. Die hellen Flammen des angezündeten Klosters, welches bis auf den Grund niederbraunte, erleichterten mit ihrem Schein leider nur zu sehr die Bewachung der armen Gefangenen.

Am andern Morgen machten die Eingebornen Uebergabevorschläge: man kam dahin überein, daß den Belagerten sammt ihren Waffen freier Abzug gestattet werde. Durch die Führer der Stämme wurde diese Bestimmung durch ihr Wort, auf Treu und Glauben ausdrücklich bekräftigt; als aber die Vertheidiger die Kaserne verlassen hatten, wurden sie im nahen Hohlweg von der Uebermacht heimtückisch überfallen und mit roher Grausamkeit niedergemetzelt. Nur ein kleiner Bruchtheil entging dem Massacre. Fast Alle fielen der Blutgier der afrikanischen Bestien zum Opfer, unter ihnen der ehrwürdige greise Pfarrer des Ortes.

Nachdem also die waffenfähigen Bewohner von Palestro unschädlich gemacht worden, warfen sich die Hyänen auf

maison cantonière, in welcher man unter dem Schutze einiger weniger waffenfähiger Männer Weiber und Kinder untergebracht hatte. Leider drangen die Araber, sich einer Thüre bemächtigend, in den Hof des Gebäudes ein. Kaum gelang es noch den Europäern, sich in das obere Stockwerk zurückzuziehen und die Treppe zu demselben abzubrechen, als die Barbaren das Mobiliar in den unteren Räumen in Brand steckten, mit trockenem Reisig die Flammen nährend.

Das unter ihren Füßen wüthende Feuer, zu welchem sich die Gluth der Mittagshitze gesellte, zwang die Armen, sich auf die Terrassen zu flüchten, wohin schon früher Munition und Kostbarkeiten gebracht worden waren. Hier mußten sich auf einem Raum von zwölf Quadratmetern dreiundvierzig Personen, flach auf dem Boden liegend, zusammenpferchen, um den Kugeln der Belagerer unter dem Schutz der niedrigen Balustrade zu entgehen. Man denke sich die gräßliche, verzweiflungsvolle Situation. Unter sich die brennende Gluth, rings herum die Teufel, welche solche fortwährend schürten und ununterbrochen große Steine unter die zusammengepreßten, wimmernden Menschenhaufen warfen, wodurch drei getödtet und mehrere schwer verwundet wurden. Zum Unglücke wüthete nebst dem Feuer im Hause und der glühenden Sonne über ihren Scheiteln ein wahrhaft entsetzlicher Sirokko auf die Märtyrer nieder, die keinen Tropfen Wasser hatten, um den brennenden, quälenden Durst zu stillen, während die Stelle, auf welcher sie lagen, sich in einen Scheiterhaufen verwandelte. Das

eiserne Gerippe der Terrasse fing an, sich durch die Einwirkung der Gluth zu senken, ringsherum bekam das Gebäude qualmende Risse, aus welchen ein erstickender Qualm emporschlug. Die Kleider der Unglücklichen fingen Feuer, und jede Minute mehrte die Gefahr einer Explosion der von demselben erfaßten Munition. Um sechs Uhr, als das Gebäude jede Minute einzustürzen drohte, waren die Eingeschlossenen gezwungen, ihren Widerstand aufzugeben und sich mit den Unmenschen in Verhandlungen einzulassen. Man versprach ihnen, sie nach Algier zu schaffen und sicher nach Frankreich einschiffen zu lassen; doch kaum hatten die Armen, auf Leitern herabgeschafft, den sicher gewähnten Boden betreten, als die wortbrüchigen Bestien abermals über die Wehrlosen herfielen, sie plünderten, die jungen Frauen mit sich fortschleppten und auch den Rest der am Leben Gebliebenen gefangen nahmen. Nach der elendesten, martervollsten Behandlung wurden sie denn nach 22 Tagen endlich von dem französischen General Cérès befreit, der die siegreiche Kolonne kommandirte, welche bei Souflat, 30 Kilometer von Palestro entfernt, die vereinigte Macht der Eingebornen auf's Haupt schlug und dem Aufruhr jeden ferneren Stützpunkt entzog.

Am 26. Dezember 1872 stand die Bande der Angeklagten, soweit man ihrer hatte habhaft werden können, da der weitaus größte Theil der Verbrecher die Flucht ergriffen hatte, 94 an der Zahl, vor den Assisen in Algier. Gegen die Häupter der Revolte in der Provinz Konstantine, die sich ähnliche Greuel hatten zu Schulden kommen

lassen, beginnen dort die Verhandlungen am 10. dieses Monats. Die Zahl der dortigen Angeklagten belief sich auf 213, die der Zeugen auf 600. 68 der ersteren sind entflohen. Die Anklageschrift umfaßt 84 Bogen.

Hier in Algier wurden die Verbrecher in zwei Gruppen getheilt, die erste umfaßte die Theilnehmer an den Schandthaten bei Alma, die zweite jene von Palestro. In einem großen, mit Glas überdeckten Hof eines maurischen Hauses, welches die Regierung eigens zu diesem Zwecke angekauft hatte, fand die Schlußverhandlung dieses blutigen Dramas statt. Die Voruntersuchung hatte acht volle Monate in Anspruch genommen. Die Frontseite des Gebäudes nahm der Gerichtshof ein, dessen Mitglieder in den bekannten rothen Talaren und der hohen Kopfbedeckung fungirten. Der Staatsprokurator und der Gerichtsschreiber, zur Seite auf zwei Bänken die vierzehn Geschworenen, nahm die eine, die von Gensdarmen bewachte Bande der Angeklagten die andere Seite ein. Die Vertheidiger trugen ihre, fast der Amtstracht unserer evangelischen Prediger gleichende schwarze Kleidung. Dem Gerichtshof gegenüber saßen die Zeugen.

Die Angeklagten erschienen bunt durcheinander, hoch und niedrig, in der traditionellen Tracht der Söhne Ismaels, im weißen — meist sehr schmutzigen — Haik, dessen oberer Theil durch eine vielfach gewundene Schnur von Kameelhaar am Kopf befestigt ist, im langen weißen Burnus, mit Kapuze und ohne Aermel, die Beine nackt. Einige tragen eine Art langes Hemd mit kurzen Aermeln, die

Gandura. Einer dieser Bursche gleicht dem andern an Gesicht, Haltung, Verlogenheit und Heimtücke. Wer unter diesen Banditen die traditionell ritterlichen Märchengestalten der freien Kabylen oder des mit einem romantischen Nimbus umgebenen Arabers zu finden hoffte, fand sich arg getäuscht. Außer dem Exkaid des Krucheastammes, Mohammed Ben Mra, der auf seinem Burnus, welcher an blendender Weiße mit Haar und Bart des 84jährigen Greises wetteiferte, das Kreuz der Ehrenlegion trägt, fesselte nicht eine dieser Gestalten unser psychologisches Interesse. Kabylen, Araber, Motis, Alles durcheinander, Alles mit gleicher Frechheit lügend, sich gegenseitig verdächtigend, die gröbsten Beschimpfungen sich in den Bart schleudernd, einer den andern denunzirend, auf die Zeugen schmähend, das ist der Eindruck, den die widerlichen Verhandlungen über diese Mordbrennerbanden auf den Zuschauer hervorbrachten.

Ein junger Bursche, der trotz dem hartnäckigsten Leugnen des Meuchelmordes überwiesen, zum Tode verurtheilt wurde, rief, als man ihm sein Urtheil publizirte, endlich knirschend aus: „Nun wohl, schlagt mir den Kopf ab, mehr könnt ihr nicht nehmen, als den einen Schädel, ich aber habe vielen eurer Landsleute die Hälse durchschnitten.“

Die Jury zeigte sich diesen offenen Greuelthaten gegenüber ungemein mild. Zum Theil, weil der größte Theil Derer, an denen die Verbrechen begangen wurden, nicht mehr am Leben sich befanden, theils weil die Ueberlebenden

unter dem Eindruck der furchtbarsten Martern sich jetzt nicht mehr auf ihr Erinnerungsvermögen verlassen konnten, hauptsächlich aber, weil die Geschworenen eine Aufreizung zum Bürgerkriege nach dem Falle Mokrani's nicht anerkannten. Der unveränderlichen Gewohnheit der Eingebornen gemäß leugneten diese Alles, selbst die erwiesensten Thatsachen ab; statt sich auf die eigene Vertheidigung zu beschränken, verdächtigten, denunzirten sie sich Alle untereinander, die Scheiks ihre Diener, diese die Kadis, die Chalifahs, vom letzten angefangen bis zum obersten Chef der großen Tribus. Jeder sollte den Andern aufgereizt haben zum Aufruhr, zum Mord, zur Plünderung, zu jedem möglichen Verbrechen, Jeder wollte das Schlimme verhindert haben, soweit es in seinen Kräften stand. Da fast kein Ueberlebender vorhanden war als Augenzeuge des entsetzlichen Trauerspieles von Palestro, die Verwirrung in den Aussagen der heimischen Zeugen durch die Vermittlung des nöthigen Dolmetschers während der vieltägigen Verhandlung wenigstens nicht vermindert werden konnte, so liegt es auf der Hand, daß der Gerichtshof nur in den seltensten Fällen von der Blutschuld des Einzelnen Ueberzeugung erhielt.

Bei dem Vorgang in Palestro wurden aus der Gruppe der deshalb Angeklagten acht zum Tode verurtheilt, fünfundzwanzig zur Deportation, dreizehn zu siebenjähriger Einsperrung, einer zur Unterbringung in ein Korrektionshaus, acht wurden freigesprochen. Das Verdikt gegen die an den Vorfällen bei l'Alma und Tizi-Ouzou Betheiligten

lautete bei dreien auf den Tod, bei sieben auf Freisprechung, bei acht auf Deportation, die übrigen wurden zu lebenslänglicher bis zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Der greise Ben Mra wurde zu lebenslänglichem Kerker und Verlust des Ordens verdammt. Die Häupter der zuletzt zum Tode Verurtheilten sollten in l'Alma, dem Schauplatz ihrer Greuel, fallen, die der Anführer von Palestro in Algier selbst. Zahllose Missethäter, welche nicht direkt bei Raub und Mord ergriffen, oder dieser Verbrechen unwiderleglich überführt werden konnten, schlüpften diesmal ungefährdet durch die weiten Maschen des über sie geworfenen Netzes des französischen Gesetzbuches. Als ich den Schauplatz der „Revolte" durchwanderte, da waren die niedergebrannten Stätten wieder aufgebaut, die Kanonenschlünde der Festungswerke vom Fort National, früher Napoleon, beherrschten drohend die von Schmutz starrenden Ortschaften der Kabylie, deren Bewohner in ihren elenden Strohhütten mit Weib und Kind und Vieh eingepferchtleben. An die Stelle der Geopferten trieb man ausgewanderte elsässische Schafe mit den arabischen Tigern und Hyänen zusammen auf die gefährliche Weide. Die majestätischen Schluchten und Klüfte des Atlasgebirges verbergen die flüchtigen Banditen, die auf die Zeit lauern, wo sie wieder ungestraft aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen können, um Tod, Brand und Verderben in die friedlichen Häuser schutzloser Kolonisten zu werfen.

Nach den Schluchten des Atlas.

Mit dem Zug, der um sechs Uhr Morgens von Algier nach Oran geht, traten wir unsere Wanderung nach Blidah und von da in die weltberühmte Affenschlucht — Gorges de Chiffah — an. Wunderbar klar lag der eisbedeckte Djerdjera, der Hauptstock und Mittelpunkt der Atlaskette, im Frührothglanze der aufgehenden Sonne vor uns. Das Meer, tiefblau und glatt wie ein Spiegel, nicht von dem leisesten Lüftchen gekräuselt. In den Einschnitten des Sahelgebirges lagen die malerischen Gruppen der Palmen, Aloen, die dunklen Cypressen noch im tiefen Schatten, während die weiße Häuserstaffage von Algier, terrassenartig emporsteigend, von den ersten Sonnenstreifen vergoldet erschienen. Vor dem Bahnhofe stritten sich einige hundert zerlumpte Mekkapilger, welche Tages zuvor, von ihrer frommen Wanderung zurückkehrend, in Algier eingetroffen waren. Mit einem weithin schallenden Gebrüll stürmten die Araber auf einander ein, jede Minute erwarteten wir, daß Mord und Todtschlag die kreischend in einander ver=

knäulten Gruppen der leidenschaftlichen Kinder des Südens lösen werde, doch zehn Minuten später saßen sie auf ihren schmierigen Reiseeffekten, die in dem schmutzstarrenden Gebetsteppich eingeschnürt am Boden lagen, lachend und scherzend beisammen, und boten, wie früher ein Bild mordlustiger wilder Thiere, jetzt den Anblick personifizirter Gemüthlichkeit.

Bis die Horde, natürlich wieder unter sinnverwirrendem Spektakel, ihre Billets gelöst und sich in den sitzelosen offenen Waggons untergebracht hatte, war bereits eine halbe Stunde über die bestimmte Abgangszeit verflossen. Wann hätte man im Orient, wo es kein werthloseres Ding giebt, als die Zeit, je etwas zu versäumen?

Vorbei an Maison carrée, dem Zucht- und Strafhause von Algier, führt der Weg immer am Meer und der Kette des Atlas entlang, zwischen reich bebauten fruchtbaren Ansiedlungen. Die Gemüsefelder mit ihren zarten Erzeugnissen sind von mächtigen Aloehecken eingefaßt, zwischen grünen Hecken gucken die flachen Heimstätten der europäischen Pflanzer kokett hervor.

„Station Blidah", die „Rose des Atlas" nennt der Araber die zierliche Stadt. Zweimal von Erdbeben vernichtet*), erhebt sie jetzt ihre schönen Häuser fester als früher. Weit, weit im Umkreis von Orangenwäldern umgeben, deren süße Früchte meist in Europa verzehrt wer-

*) Am 2. März 1825 und am 2. Januar 1867.

den, erfüllt der Blüthenduft stundenweit die Gegend mit fast betäubendem Wohlgeruch.

Am Fuße der Atlasberge und von denselben in einem weiten Thalkessel umschlossen, erscheint Blidah wie ein kleines Paradies, freilich ohne die Hourris des Propheten, denn die schmutzigen, grundhäßlichen arabischen Weiber, welche mit dem landesüblichen orientalischen Gekreisch uns anbetteln, konnten unmöglich für solche gelten. In der Nähe der Stadt hatte sich ein Kabylentribus, in rohen, von Schilf und Rohr zusammengestoppelten Hütten kauernd, niedergelassen. Ein widerlicher Volksstamm, ganz im Gegentheile zu dem gutmüthigen heiteren Egypter, lauert auf den tückischen Gesichtern Verrath und Mordlust. Nur dem Schmutz scheinen beide gleich zugethan zu sein.

Im leichten offenen Wägelchen fuhren wir in die wilden Schluchten des Atlas, in das hochromantische Chiffahthal, das an erhabener Großartigkeit mit den schönsten Parthien von Norwegen wetteifert. Der Weg, ein mächtiger in den Fels gehauener Bau, der trotz der gewaltigsten Hindernisse mit ungeheuren Kosten auf Befehl Louis Napoleon's ausgeführt wurde, wetteifert mit allen gewaltigen Straßenbauten der alten Welt.

Immer steiler führt uns derselbe hinan, neben schroffen Felswänden, so hoch und enge sich aufthürmend, daß die Sonne nicht im Stande ist, die tiefe Dämmerung dieser Bergschlucht zu verscheuchen. Die üppige Vegetation in diesem gesegneten Klima überzieht die steilen Steinwände mit einer dicken grünen Decke, zwischen welcher farbige Orchideen

und anderer Blüthenschmuck seltener großblätteriger Schlingpflanzen wuchert. Wie es möglich wäre auszuweichen, wenn sich zwei Fahrzeuge hier auf dem schmalen Weg begegneten, der nur für eines Platz bietet, blieb mir räthselhaft. Tief unten aber, im fast unabsehbaren Abgrund braust in wilden Cascaden die gewaltige Chiffah, gespeist von den schmelzenden Schneemassen des gigantischen eisgekrönten Djerdjera, dem riesigen Mittelpunkte des Atlas. Hier an der Gorges de Chiffah „soll" vor wenig Wochen ein Löwe geschossen worden sein. Ich habe in der Beziehung merkwürdiges Pech. Während fast die meisten Touristen in Afrika romantische Begegnungen mit wilden Bestien feiern, Löwen und Panther jagen — wenigstens auf dem Papier —, ist mir auf allen meinen Wanderungen, außer dem feigen Gezüchte der Schakale, Hyänen und des scheuen Krokodiles, nie einer dieser Herren der Wüste vor das Antlitz gekommen, ja auch der Panther, von dem uns der schlaue Eigenthümer der Restauration am Eingang des Chiffahthales jammernd erzählte, daß er ihm vorige Woche eine Kuh zerrissen habe, scheint mehr ein französisch-arabisches Phantasiebild gewesen zu sein, als stramme Wirklichkeit.

Mein Unglück in dieser Beziehung geht noch weiter. Im Chiffahthale halten sich, und das ist Wahrheit, wilde Affen noch heerdenweise auf, und während sie sonst, nach der Versicherung des Wirthes zur Affenschänke, jeden Mittag, wenn die Sonne hochsteht, zur Tränke an das Wasser herabkommen, ohne sich um die Neugierde der Gäste zu kümmern,

oder diese zu scheuen, blieben sie an dem Tage, an welchem ich auf sie lauerte, hartnäckig weg. Als wir auf dem Wege zur Tropfsteinhöhle, welche alle Fremden besuchen, an einer hohen Felswand vorübergingen, zeigte mir der Führer, in einer Höhle kauernd, allerdings einen großen Affen; die dauernde Unbeweglichkeit dieses Thieres, sonst gar nicht in deren Art liegend, brachte mich aber auf die gegründete Vermuthung, daß der schlaue Restaurant zum Trost für jene Reisenden, die wie ich so unglücklich waren, keine Affenheerde zu erblicken, dieses einzelne Exemplar in ausgestopftem Zustande da oben in die Felsspalte gesteckt habe.

Die Lokalitäten der Affenschänke sind von einem sehr talentvollen Maler, „Julian Gerard", in wunderlicher Weise mit Fresken bemalt, welche die Anwesenheit der Vierhänder außer allen Zweifel stellen. Hier sehen wir einen dicken alten Affen mit Hängebauch und den Kneifer im Auge promeniren, während ihm die Mutteräffin, ihren Säugling stillend, folgt. Jongleure machen halsbrecherische Kunststücke, Soldaten erhalten Einquartierungs-Billets oder werden feierlichst mit Orden belohnt für unbekannte Verdienste, eifrige Jäger, auf Hunden und Schweinen reitend, verfolgen den flüchtigen Strauß, eine Ballgesellschaft tanzt zu den Klängen der Musik eines reich besetzten Orchesters. Selbstverständlich gehören alle die handelnden Personen dieser sehr hübsch und künstlerisch gemalten Skizzen dem Affengeschlechte an. Die Idee ist ebenso drollig als die Ausführung derselben.

Als wir auf dem Rückweg in Blidah die großen Orangengärten durchwanderten, hatten wir Lust, auch den größten und berühmtesten derselben, den sogenannten „tapis vert“ zu besuchen. Auf die höfliche Bitte um Erlaubniß, eintreten zu dürfen, versicherte uns der Eigenthümer auf die naivste Weise, daß er uns die Bewilligung zur Besichtigung mit dem größten Vergnügen ertheile, wir möchten uns nur vor den großen Hunden in Acht nehmen, selbe seien losgelassen und auf den Mann dressirt. Recht angenehm, aber nicht ganz praktisch für den Neugierigen! —

Bei der Heimfahrt brannte die glühende Wintersonne von Afrika auf die weiten Ebenen der Metschidja nieder, wie bei uns im Juli; weithin leuchten die hellen Mauern Algeriens, des Schwanes mit dem Silbergefieder, wie es der arabische Dichter nennt; die scharfen Linien des Vorgebirges von pointe de pescade, an dem die Franzosen wie Katzen unter dem Schutze der Nacht emporgeklettert, um den stolzen Dey aus seinem festen Schlosse zu verjagen, baden sich im Lichte der scheidenden Sonne; um die prächtigen Schluchten des Sahels lagern sich bereits dunkle Schatten in saftigem Grün, und ehe noch das scheidende Tagesgestirn in's Meer fällt, steigt der Mond auf, glänzend und in intensivem Licht die alte Kasbah bestrahlend, die frühere Korsarenburg, in deren Hofe morgen mit dem Frühroth die blutigen Häupter der Anstifter des eben gedämpften Aufruhrs in den Sand rollen werden.

Ehe ich Algier verließ, wurde ein Haifisch öffentlich ausgestellt, den die Fischer am Kap von Sidi Feruch gefangen hatten. Da man nicht auf einen solchen ungeheuren Fang ausgerüstet war, so zerriß das Ungethüm, welches sich in die Netze verwickelt hatte, für dreihundert Francs an Werkzeugen den armen Teufeln. Dreizehn Stunden brauchten über hundert Menschen, um das 6000 Pfund schwere Raubthier zu tödten und nach Algier zu schaffen. Man hatte ihm in Ermanglung anderer Waffen das Ruder in den Rachen gestoßen. Da lag in einer der großen Kasematten das ungeheure Thier. Man hatte den Rachen aufgespannt und mit zwei Kerzen beleuchtet, die scharfen, stahlharten Zahnreihen und der tiefe Schlund des Meertigers legten Zeugniß ab, wie schwer der Sieg für seine Gegner geworden war.

So liegt Algier mit seinen Eingebornen vor der Hand unschädlich am Boden, aber nicht todt wie der Hai, nur geknebelt und eingeschüchtert, ich fürchte, die Raubthiernatur wird über kurz oder lang die Bande sprengen und seinem Herrn noch viel zu schaffen machen.

Die Zeit meiner Abreise rückt heran; ich denke von hier aus über Marseille das südliche Frankreich zu durchwandern, die sagenreiche Provence, wo sich neben der Spur großartiger Poesie eines Petrarca die der blutgierigen

Herrschaft der Päpste verfolgen läßt, wo die Scheiterhaufen der Inquisition zum Himmel flammten und die Minnehöfe von den Gesängen der Troubadours verherrlicht wurden. Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, habe ich bereits die Pyrenäen überklettert und „vielleicht" wenigstens einen Blick in das jetzt den Fremden hermetisch verschlossene Spanien gethan. Während ich diese Zeilen schreibe, überblickt mein Auge entzückt die schneebedeckte Kette der Pyrenäen, die unter meinem Fenster zu liegen scheinen. Ich sehe vor mir das stolzeste der französischen Schlösser, das prächtige Pau, die Wiege des besten und klügsten Königs von Frankreich, Heinrich's IV.

Wollte ich sagen, daß ich von Algier so befriedigt Abschied genommen, wie von Egypten, dessen hehre Majestät Jedem unvergeßlich bleiben wird, der dieselbe zu schauen so glücklich war, so würde ich gegen mein Gefühl sprechen. Ich habe Stadt und Provinz nach allen Richtungen durchstreift, von den Stätten des letzten Aufstandes in der großen Kabylie, die noch vom Blute der tückisch gemordeten Europäer rauchen, bis in die wildromantischen Schluchten des Atlas, in das pittoreske Chiffahthal; ich habe die Rose des Atlas, das liebliche Blidah, besucht und, offen und ehrlich gesagt, Alles unter meiner Erwartung gefunden. Wer nicht Löwen- oder Pantherjäger ist, oder, da die Zahl dieser Raubthiere sich ganz erheblich vermindert, als Ersatz dafür den räuberischen Kabylen gelten lassen will, der wird in der Schweiz, in Tirol, im Salzkammergut, kurz in allen deutschen Gebirgsländern mehr finden, als in den berühm-

testen Strecken um Algier, er wird diese ohne Gefahr und mit allem Comfort bereisen, und braucht nicht zu fürchten, auf dem Meere von einem Sturm heimgesucht zu werden, wie er uns in seiner schlimmsten und drohendsten Gestalt lange Tage und Nächte herumschleuderte, bis wir zwischen den Balearen Schutz suchten und fanden.

Bei unseren Gegnern.

Im Winter 1873.

Wenn „Haschisch", dieses zweite Leben der Araber, wirklich „Wonneträume und süßes Vergessen alles Irdischen" schafft, wie die Mohammedaner behaupten, welche diese Erfahrung mit einem zerstörten Körper erkaufen, so muß dies Gift auf orientalische Nerven ganz anders wirken, als auf die meinen. Bei unserer Rückfahrt aus Afrika, vor welcher ich noch die Stätten des Aufruhrs in der Kabylie besucht hatte, schleuderte der Sturm unser wackeres Schiff, die „Peluse", so mächtig herum, daß ich das Herannahen meiner tückischen Feindin, der Seekrankheit, fühlend, mich entschloß, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und eine der Haschischpastillen zu nehmen, welche ich mir als Curiosum in Algier verschafft hatte.

Nun wahrlich, wenn die Träume dieses wüsten Todtenschlafes angenehm genannt werden, so will ich lieber nie einschlafen, ein hoher Schwur für Jemand, der die Qual der Schlaflosigkeit so genau kennt wie ich.

Lebhaft sind diese Haschischvisionen — anders kann ich

diesen Zustand nicht nennen — man lebt Alles durch und wähnt sich auf's innigste davon überzeugt und glaubt sich in vollkommen wachem Zustand zu befinden. Während uns der wüthende Mistral zwischen den Balearen herumtrieb und unsere Ankunft in Marseille um volle vierundzwanzig Stunden verspätete, spielte ich vergnügt mit drei Partnern auf der schiefen Ebene eines schräg abfallenden Kirchendaches eine heitere Parthie Whist. Mein Stuhl stand zunächst am Rand, wie in der Richtung eines steil aufsteigenden Berges, hinter mir schwirrte aus der Tiefe ein unermeßliches Straßengetümmel herauf. Etwas später wechselte dies angenehme Dasein, ich war in den Vogel Strauß verwandelt, der mit stumpfen Flügeln, von windschnellen, mit langen Peitschen bewaffneten Reitern gejagt, über quer gespannte Stricke hopsen mußte; endlich ermannte ich mich, wenn man diesen Ausdruck auf den Riesenvogel anwenden darf, ich erhob mich in die Luft und flog fort, weitaus über Meer und Land, mit schwerem Flügelschlag, und der immer näher rückenden Gefahr des Herabstürzens mir voll bewußt. Dann lag ich gebunden in großen Tüchern und wurde aus diesen, wie aus einer großen Wiege, gewaltig in die Höhe geworfen und dann wieder mächtig hin und her geschleudert.

Ob diese Beschäftigungen zu dem Reiseleben eines anständigen Touristen gehören, ob dies wirklich „ein süßes Vergessen" genannt werden kann, überlasse ich der Entscheidung des unpartheiischen Lesers.

Als ich mit wüstem Kopf erwachte, war ich zwanzig

Stunden lang in den Krallen der Haschisch-Betäubung gelegen. Nie wieder!

Indeß hatte sich der Sturm gelegt, und ich folgte der Einladung des Kapitäns, einem der tüchtigsten seines Faches, mit ihm und dem Schiffsarzt ein paar Robber Whist zu spielen, diesmal nicht auf dem Kirchendache. Als ich im Gespräche die landschaftlichen Schönheiten des Atlas erwähnte, versicherte mich der Erstere ganz bestimmt, wenn „ich" „ihm" Elsaß zurückgäbe, so würde er mir dafür hundert Algier überlassen. Ich antwortete, daß ich „für meinen Theil" sehr gerne dies Geschäft machen würde, wenn ich nur wüßte, ob Bismarck damit einverstanden sei, und wo er, der Kapitän, die hundert Algier hernehmen wolle, wo die Behauptung des *einen* den Franzosen schon so viel zu schaffen macht.

Ein wunderliches Volk! Im Umgange die gutmüthigsten Menschen, von den besten und angenehmsten Umgangsformen, wird jeder Einzelne, werden Alle zusammen verrückt, sobald die Rede auf Politik und auf Deutschland kommt. Von den widersinnigsten Ansichten ist auch nicht Einer frei. —

Der Haß gegen Deutschland ist im Süden von Frankreich noch viel intensiver als im Norden, die sichere Hoffnung auf vengeance noch viel fester gewurzelt. Hatte doch der Lohndiener in Nimes, der mich für mein gutes Geld unter den römischen Alterthümern herumführte, die Frechheit, mir als Deutschen in's Gesicht zu sagen: „Wenn wir binnen spätestens drei Jahren nicht einen tüchtigen

Revanchekrieg gegen Deutschland bekommen, so krepiren (crever) wir Alle aus innerer Wuth". Schade, daß dem deutschen Reisenden die Wanderung durch Südfrankreich, dem herrlichsten Land der Welt, auf diese Weise vergällt wird.

„Wie Gott in Frankreich leben", sagt ein Sprichwort, das ein Deutscher erfunden hat, der den Süden durchwanderte. Jeder Landstrich hat einen andern Charakter. In wenig Stunden stößt man auf die schroffsten Gegensätze.

Wer denkt nicht in Avignon, der Stadt der Päpste, welche sieben heilige Väter nicht ganz zu Grunde richten konnten, an die Greuel und Verbrechen der bluttriefenden Inquisition, an die Missethaten der Revolution, an den zarten Minnedienst der Troubadours und an die innigen Poesien eines Petrarca!

Die starren Riesenmauern des finsteren päpstlichen Schlosses passen viel besser zu ihrer jetzigen Bestimmung, die es in eine ungeheure Kaserne verwandelt hat, als zur Residenz des höchsten Kirchenfürsten; die schmutzigen Wände, die übelriechenden Räume, die wackeligen Treppenstufen eignen sich in ihrer gegenwärtigen Verfassung viel besser zu dem finsteren Charakter des massigen Kirchenbaues, als die frühere Ueberladung von Glanz und Pracht, von Gold und Marmor, mit der zahllose Verbrechen im Einklang standen, die hier von Kirchenfürsten unter dem Deckmantel der christlichen Religion verübt wurden. Wenn man diese düsteren Räume verläßt, glaubt man selbst einem finsteren Kerker

entronnen zu sein. Wenig Schritte davon in den prachtvollen Anlagen auf dem Hochplateau des pont suspendu schweift der entzückte Blick über die wunderbarste Landschaft, die sich in unvergleichlicher Schönheit vor uns ausbreitet!

Ringsherum strömen die dunkelgrünen Wogen der Rhone und die hellgrünen der träge hinschleichenden Devrange, an den Hügeln glüht und reift der duftigste Feuerwein Frankreichs, wie eine schützende Mauer umfrieden die Cevennen das herrliche Thal, während die schroffen Felswände der Vaucluse das farbenreiche Bild abschließen. Wie ein Bild des Friedens berührt uns die meisterhaft ausgeführte Statue des Jean Althen, der den Krappbau in der Provence einführte und dadurch der Wohlthäter der ganzen Provinz wurde. Inmitten einer Anpflanzung des Färbekrautes, in weiten faltigen Talar gehüllt, hält er einen Büschel der Pflanze in der einen Hand und deutet mit der andern auf den Boden, in dem das Kraut, ringsum wuchernd, grünt. Drei Jahre lang muß die Wurzel dieses prächtigen Rothstoffes der Erde anvertraut bleiben, ehe sie als Färbematerial verwendet werden kann.

In Avignon wechselt das Alterthümlichste mit dem Modernsten; in der Nähe des finsteren Baues mit den in Fels gehauenen Kerkern, dem Palast der Päpste erheben sich auf dem Rocher du Dome die reizendsten Gartenanlagen; neben den prachtvollen neuen Straßen mit den monumentalen Gebäuden, den großen Cafés kriechen wir durch Winkelgäßchen und betrachten die alten Kirchen mit den verstümmelten Heiligenstatuen, den Andenken an die Greuel

der französischen Schreckensherrschaft und der Schandthaten der blutdürstigen Menschenbestien Jourdan und Genossen.

Im Museum Calvet interessirten mich am meisten die zwei Bilder von H. Vernet's Mazeppa, welche der berühmte Künstler seiner Vaterstadt geschenkt hat. Das erste derselben wurde bei einem Scheingefecht mit einem Freunde, beinahe fertig auf der Staffelei stehend, vom Floret durchrissen und später wieder zur Noth restaurirt. Es gefällt mir besser, als die zweite Ausführung desselben Themas, welche der Meister nach dem Unfall unternahm, den das erste Bild traf. Es schien mir, als ob der Ausdruck der Qualen des auf das flüchtige Roß Gebundenen sich intensiver in dem schmerzverzogenenen Antlitz abspiegle, als ob das geängstigte Pferd naturgetreuer sich Bahn breche vor den hinter denselben jagenden Wölfen, ja die Augen der gierigen Bestien schienen mir auf der durchschnittenen Leinwand glühender zu leuchten, als auf dem späteren Bilde.

Für die seltene, in ihrer Art einzige Sammlung antiker Gläser hat der greise kunstliebende Baiernkönig Ludwig vergeblich große Summen geboten, um sie für München zu erwerben.

Die Mauern der alten Pfaffenstadt drücken den Menschenfreund; hinaus in's Freie, in das Quellenthal der Vaucluse, einzig in seiner Art, so innig mit dem Namen Petrarca verflochten, daß man dem Cicerone gerne den antiquarischen Schnitzer verzeiht, uns die Ruinen eines mächtigen Schlosses als „Château Petrarca" zu zeigen,

während der gelehrteste und klügste Mann seiner Zeit nur ein winziges Häuschen auf einer Anhöhe bewohnt hat.

Wir sehen uns plötzlich von einem Halbrund senkrecht aufsteigender Steinwände umschlossen, zwischen zerklüfteten, wild zerrissenen, von zahllosen Höhlen und Grotten durchwühlten Felsbergen, Zeugen einer längst vergangenen ungeheuren Naturrevolution. Kein Weg führt mehr vorwärts, die Welt scheint zu Ende inmitten dieser mächtigen Klippeneinöde. Wie ein harmloser Teich quillt ein scheinbar ganz unschuldiges Wässerchen empor und bildet einen kleinen, von keinem Lüftchen gekräuselten Spiegel. Doch wenig Schritte entfernt, sendet die bewegungslose grüne Oberfläche aus dem tiefen Kessel schon die endlose Wassermasse hinaus, welche mit schäumendem weißem Gischt in wüthender Eile die Felsen überklettert, sich donnernd in die Tiefe stürzt und eine Viertelstunde weiter als der in acht Arme getheilte Fluß: Sorgue Schiffe auf seinem mächtigen Rücken trägt, gewaltige Mühlen treibt und, im Dienste der Industrie die großartigen Werke der zahlreichen Fabriken ringsum in Bewegung setzend, zum Segen des Landes wird. Wie ungeheuer tief muß die „Fontaine de Vaucluse" unter der, mindestens tausend Fuß hohen, gewaltigen Felswand hinab reichen, daß sie nicht im Stande ist, den mächtigen Koloß zu unterwaschen und umzustürzen; wie unermeßlich tief muß der Abgrund sein, welchen dieses unergründete Riesenreservoir ausfüllt; wie weit mag die Wassermenge im tiefen Schoß der Erde sich ausbreiten, welcher der räthselhafte Fluß sein Dasein verdankt?

Berlepsch erzählt in seinem trefflichen Reisehandbuch von Südfrankreich, daß das enge Felsthal zur Zeit der Schneeschmelze oft der stürmischen Bucht des Meeres gleicht, und daß, als einst ein eisensteinhaltiger Fels acht Stunden weit von der Quelle von Vaucluse in einem Wasserbecken von Montventoux zusammenstürzte, die sonst silberklaren Wasser der ersteren wochenlang blutroth gefärbt unter der Steinwand emporflutheten.

Zu den schönsten römischen Baudenkmalen gehören der gewaltige Aquädukt von Pont du Garde in der Nähe von Nimes, das dortige trefflich erhaltene Amphitheater und die Reste des Tempels der Diana im Jardin de la fontaine. Die Spitze des letzteren krönt die gewaltige Ruine „Tourmagne“. Wie ein Zwillingsbruder des schönen Tempels von Pästum steht noch das schöne, im edelsten Styl erbaute maison carrée auf dem Hauptplatz von Nimes da, in seiner Säulenhalle eine kleine, aber vortreffliche Gemäldegalerie bergend, deren Perle das weltberühmte Kunstwerk: Cromwell am Sarge Karl's I. genannt werden kann.

Wir haben noch einen weiten Weg bis Toulouse, von wo aus uns die Eisenbahn in die Pyrenäen führt. An der Garonne gelegen, hat die Hauptstadt von Languedoc doch die Physiognomie aller großen Provinzstädte: „der kleine Gerngroß“. Einförmig, spießbürgerlich, grau in grau, trotz der 127,000 Einwohner. Das bescheidene Haus in der Rue filatieres, welches einst Jean Calas bewohnte, erinnert an den Justizmord, welcher unter dem Schutze der

Religion von dem Fanatiker verübt wurde. Der Weg nach Toulouse führt von Cette aus durch fieberaushauchende, sumpfige Niederungen.

Baguères di Bigorre fanden wir eingehüllt in einen dichten Regenmantel, die Aussicht auf das prachtvolle Panorama der Pyrenäenkette in undurchsichtige nasse Schleier hüllend. Die wenigen Brunnengäste schlichen gelangweilt und verdrossen durch die langweiligen Straßen, am langweiligsten aber ist die Bedienung in dem elenden Hotel. Desto prachtvoller der Weg am nächsten Morgen, zwischen den Bergen, unter denen der Pic di midi mit seinem blendend weißen Schneehaupte leuchtend im Strahl der warmen, lang entbehrten Sonne niederblickte, an reich bebauten Landschaften, fröhlich singenden Arbeitern vorbei, deren seltsame Tracht schon an das nahe Spanien mahnt. Hoch oben auf steilem Fels die Wunderstadt Lourdes, deren Bewohner „in Frömmigkeit machen" und von den Frommen leben, wie die Spielhöllen von den Gottlosen, zahllose Hütten mit Assortiments d'Object de Piétie. Ueber der heiligen Grotte, vor welcher fromme Pilger ohne Zahl auf den Knien rutschen, erhebt sich der blendend weiße gothische Dom, angefüllt mit den Gaben der Wallfahrer, mit zahllosen Fahnen, Orden, Waffen und anderen Entäußerungen weltlicher Herrlichkeit.

Pau, die Geburtsstätte des klügsten und besten der französischen Könige, welcher jedem Bauer ein Huhn im Topfe wünschte, ein Wunsch, von welchem die ländliche Bevölkerung freilich nicht satt werden konnte, scheint sich

durch seine geschützte, prachtvolle Lage immer mehr zum Winteraufenthalt für lungenkranke und hysterische Söhne und Töchter Albions gestalten zu wollen. In der Nähe liegt Betharram, auch ein Wunderort, und Nebenbuhlerin von Lourdes, wie überhaupt in den Pyrenäen, sowohl auf der französischen wie auf der spanischen Seite, diese modernen „Etablissements" wie Pilze aus der Erde schießen. Kapellen, Kreuzwege, Standbilder, wo man geht und steht, man wäre fast versucht, das südliche Frankreich „klein Tirol" zu nennen.

An Bayonne und seine nach Oel und Knoblauch duftenden kulinarischen Genüsse darf ich meinen armen Magen nicht erinnern. Hier ereilte uns die Hiobspost, daß unser Plan, den Weg durch Spanien zu nehmen, vereitelt war durch die Räuberbanden des braven Don Carlos, welche in Ermanglung ihres Soldes sich mit Plünderung der Reisenden, Aufreißen der Bahngeleise, Abbrennen der Brücken ihren Lebensunterhalt redlich und heldenmüthig zu verdienen suchen, während der wackere Prätendent sich stets an der Grenze versteckt aufhielt, und mit Schmerzen den Augenblick erwartete, wo es ihm „vergönnt sein wird", sich an die Spitze seiner Tapferen zu stellen. Was ihn eigentlich daran gehindert hat, ist mir bis auf den heutigen Tag nicht klar geworden.

Das Ideal eines Seebades mit allen Vorzügen eines solchen ist Biarritz. Der Charakter des atlantischen Oceans prägt sich viel wilder und großartiger aus, als der des mittelländischen Meeres. Die Wellen brechen sich an

den ausgewaschenen durchlöcherten Felsblöcken, die in mannichfacher pittoresker Form umhergestreut liegen; die hellgrünen, weißgekrönten Wogen der stürmischen Brandung prallen an den wunderlich geformten Steingruppen ab, auf dem schroffsten Riff leuchtet der Pharus weithin die Wasserstraße entlang. Die Badestellen sind geschützt zwischen den Felswänden angebracht, welche doch den hohen Wellenschlag nicht abhalten, in dem sich, trotz der hohen Temperatur, jubelnde Kinder tummelten. Der tiefblaue Himmel, der sich hier über Land und Meer wölbt, verkündet die Nähe des unglücklichen Landes, in welchem eben der Bruderkrieg seine blutige Fahne entfaltet.

„Villa Eugenie", ein geschmackloser rother Ziegelbau, der früher im weiten Umkreis für jeden nicht hoffähigen Sterblichen unzugänglich war, ist jetzt für jeden Touristen geöffnet. Die Einrichtung von einfacher Noblesse, die Räumlichkeiten mehr als beschränkt, dagegen die Aussicht von der Terrasse des kaiserlichen Schlafzimmers über das weite Meer hin jeder Beschreibung spottend, wahrhaft entzückend. Wir fanden die Möbel nur leicht bedeckt, die Teppiche aufgerollt, daß beide jeden Augenblick benützt werden könnten. Auf die Frage wozu? meinte der Inspektor, ein alter Diener der napoleonischen Familie, „der Kaiser könne ja wiederkehren". Auf die Bemerkung, daß der Kaiser ja todt sei, antwortete der greise Legitimist mit scharfer Betonung: „Der junge Kaiser lebt!" —

Von ganz eigenthümlichem Reiz ist für den Touristen die Wanderung durch die „Landes", dieser endlosen Moor-

und Haidefläche, welche die Eisenbahn von Bayonne nach Bordeaux durchschneidet. Hier durchschreitet der Schäfer noch stundenlang die sumpfigen Niederungen auf hohen Stelzen, ein Anblick so befremdend für den, der ihm zum ersten Male in die Nähe kommt, wie der von zahllosen halbgeschälten, aus tausend Wunden blutenden Bäumen, denen die Harzgewinner den Lebenssaft abzapfen. Hier lauert noch die wilde Katze und der Luchs auf die zahllosen Sumpfvögel, welche gleich den kranken, fieberhaft aussehenden Bewohnern Stelzen an den Beinen zu haben scheinen. Mitten in den pesthauchenden Sümpfen müssen die Armen auf wunderlich gestalteten, von müden Ochsen gezogenen Wohnungswagen kampiren, um Kohle, Pech, Theer und Harz zu gewinnen und den spärlichen Lebensunterhalt zu erwerben. Weiter im Inneren sollen noch wilde Pferde, Schweine und wilde Rinder vorkommen, welche der grimme Wolf als gute Beute verfolgt durch die finsteren, undurchdringlichen Fichtenwälder, durch das wilde Gestrüppe der Moorgründe.

Bordeaux trägt den Charakter des belohnten Fleißes, es ist eine vornehme Handelsstadt, solid und voll der regsten Thätigkeit. Straßen, Plätze, Kirchen, Theater, Hotels, alles nach dem größten Schnitt. Der Hafen ist belebt von einem Wald von Masten, von deren Spitzen die Wimpel aller Völker der Erde wehen. Leider hat ein plötzlich eingetretener Frost für dieses Jahr die Hoffnungen eines großen Theils fleißiger Menschen vernichtet, indem er die Blüthen des Weinstockes zerstörte.

Vorwärts geht es mit dem schnellsten europäischen Zuge nach dem Babel an der Seine. Am Bahnhof kein Fiaker — sie striken, wie bei uns.

Die Striker aber bringt die Behörde in zwei Stunden zur Raison, sie sind dienstwilliger und artiger als je zuvor; — nicht ganz, wie bei uns! —

Hochlandsfahrten

im Sommer 1873.

In Oesterreich.

Woher kommt es, daß Oesterreicher so wenig reisen in ihrem schönen Vaterlande? Außer der breitgetretenen Gewohnheitsstraße im Salzkammergute trifft man im Hochgebirge unter zwanzig Touristen kaum Einen Oesterreichere Norddeutsche, deren Naturschönheiten im Harz und im Thüringer Walde sich freilich verhalten zu den gewaltigen Bergriesen Kärntens und Tirols wie Nürnberger Kinderspielzeug, giebt es in Hülle und Fülle, der Landsleut. äußerst wenige

Noch voll von dem mächtigen Eindrucke der Weltausstellung in der bestverleumdeten deutschen Stadt, aber müde und abgespannt von dem Anschauen der Kunst- und Industriewunder, warf ich mich mit rückhaltloser Hingebung in die Arme der Natur. Die neuen Eisenbahnlinien haben in Kärnten und Tirol eine Fülle ungeahnter prachtvoller Naturbilder erschlossen, durch welche ich frohen Herzens meinem Hauptziele, dem Großglockner, dem ich einen freundschaftlichen Besuch zugedacht hatte, zusteuerte. Es ist

mir ein Räthsel, warum Wege, Gasthäuser und aller Comfort sich auf der Kärntner Seite im besten Zustande befinden und im nachbarlichen Tirol fast gänzlich aufhören. Am auffallendsten trifft man dies auf dem Iselberge, der auf dem Weg nach Heiligenblut, zu dem keine andere Straße führt, zu Fuß überschritten werden muß. Auf der Kärntner Seite eine vortreffliche fahrbare Straße, endet dieselbe an der Tiroler Grenze, um einem wüsten, über Felstrümmer und Gerölle führenden, ermüdenden Bergpfad Platz zu machen, der nur mit Anstrengung zu überschreiten ist.

Worin liegt diese Verschiedenheit? Sollte sie nicht in religiösen Gründen zu suchen sein? Man will die norddeutschen Ketzer nicht in dem frommen Tirol!

Man höre die folgende Geschichte: Ein vielbeschäftigter Arzt in Graz, Dr. Wagl, benützte seine alljährigen Ferien zu Ausflügen im Hochlande von Tirol. Auf abgelegenen Wegen überrascht ihn einst die Nacht in Verbindung mit einem gewaltigen Gewitter. Der Regen rauscht in Strömen nieder, die Wege in bewegliche Kothbäche verwandelnd; in der dichten Finsterniß konnte jeder Schritt in einen lebensgefährlichen Abgrund führen. Da erschien das Lichtchen, welches die Fenster einer stattlichen Bauernhütte durchblitzte, wie ein Leitstern in schlimmster Stunde. Dr. Wagl und sein Führer traten ein, als eben der Hausherr ein Tischgebet seiner rings um den Tisch knieenden Familie vorkaute. Der Reisende blieb mit entblößtem Haupte an der Thür stehen, der Wegweiser fiel stracks zwischen seinen

Landsleuten auf die Kniee. Finsteren Blickes winkte mit den gefalteten Händen der fromme Familienvater in ausdrucksvoller Pantomine dem Grazer Arzt zu, das Gleiche zu thun. Dieser blieb stehen. Als die lange Andacht ihren Schluß erreicht hatte, fragte Dr. Wagl, ob er eine Lagerstätte und etwas zu essen bekommen könne.

„Ja,“ meinte zögernd der Tiroler, „ös könnt's a Heu haben und ein Teller Sterz.“

„Habt Ihr nicht ein Stück Fleisch, ich will es gerne zahlen?“

Wie von der Tarantel gestochen, fuhr der fromme Mann in die Höhe:

„Fleisch! Heut' am Freitag! Hinaus, verfluchter Ketzer, hinaus, miserabler Lutheraner!“

„Ja, ja,“ bestätigte der Führer, „ich hab' mir's glei denkt, weil er vor keinem Heiligenbild am Weg den Hut abgezogen hat.“

Vergebens stellte ihnen Wagl vor, daß man, wenn man das Letztere bei jedem dieser Bilder thun wollte, ebenso gut die Kopfbedeckung zu Hause lassen könne; umsonst war seine Versicherung, daß er ein ebenso guter Katholik sei als irgend Einer, daß ihn jetzt in die Sturmnacht hinausjagen, ihn in den Tod senden hieße: Alles prallte ab an dem Fanatismus der Bauernseelen. Endlich faßte der Hausherr einen Entschluß: „Wenn der Herr ein Christ ist, so knie' er sich nieder und bet' er ein Vaterunser und ein Ave Maria, dann soll er unter meinem Dach essen und schlafen, wo nicht — da ist die Thür!“

Was beginnen? Der Sturm umheulte das Haus und rüttelte an den Wipfeln des Fichtenwaldes, der Donner brüllte, und Blitz auf Blitz leuchtete unheimlich durch die niederen Fenster der Hütte, an welcher die herabströmenden Wasser sich theilten und unheimlich niederrauschten. Das schirmende Dach jetzt verlassen, hieße dem Tod in's Antlitz sehen. Mein armer Wagl kniete also demüthig in der Mitte der Stube nieder und betete ein Vaterunser und ein Ave Maria. „So," sagte der Herbergsvater, einen Stuhl zum Tische rückend, indem er das Zeichen zur allgemeinen Fütterung gab, „jetzt sehe ich, daß Ihr ein Christ seid, denn sonst hätte Euch der Teufel beim Ave Maria das Genick umgedreht. Gott g'segen's eng!" Derlei Vorkommnisse mögen dem Wanderer die Lust an der Großartigkeit der Tiroler Berge gar sehr verleiden, und auch mein Gewährsmann soll seit dieser Zeit die Wanderungen durch Kärnten und die grüne Steiermark gar sehr denen durch Tirol vorziehen.

Nach der Rückkehr von den ewigen Eisfeldern der Pasterzengletscher mußte ich dem alten Weibe in Raimund's „Verschwender" zustimmen, das da sagt: „Ja, 's Gebirg war scho' schön, wann nur die Berg nit drinn wär'n, ma steigt's halt so hart." Unser erster Stationsplatz war Villach.

Welch ein Unterschied zwischen dem sauberen Gasthof „zur Post" in Villach und einige Tage später in dem gleichnamigen Hotel in Meran! Hier Alles sauber, spiegelblank, rasche Bedienung, gute Verpflegung, billige Rechnung. In

Meran, wo sich die Sonne brennend um die festverschlossenen Häuser lagerte, schlichen verdrossene Kellner um verdrossene, sporadisch auftauchende Gäste herum; auf unsauberem Tischtuch krochen Millionen Fliegen und theilten sich in vier Engländer, die unglücklichen Opfer übel angewendeter Reiselust. Am andern Morgen fuhr ich mit der Post nach Nauders; der Postillon gab bereits zum dritten Male ungeduldig das Zeichen zur Abfahrt, ehe ich meine Rechnung erhielt. Der Wirth konnte sie nicht schreiben, er war in der Kirche, die Fräulein beteten, der Kellner war noch nicht aus der Kirche zurück, das Stubenmädchen schmückte sich zum Kirchengang. Endlich bekam ich die „Addition“, welche freilich mit der großen Frömmigkeit des wackeren Hauses und seiner gottesfürchtigen, kirchenlungernden Bewohner gleichen Schritt hielt.

Die Umgebung von Villach, mit seinen nahen Seen, den prächtig bewaldeten Bergen und den zerrissenen, schneebedeckten Felsgraten, zwischen denen das saftigste Grün wechselt, ist wunderbar schön. Man hatte uns unbegreiflicherweise den schlechten Rath gegeben, den Uebergang nach Winklern und Heiligenblut über den Iselberg, nicht, wie üblich, von der Station Lienz, sondern von Dölsach aus zu beginnen. Durch eine Reihe der wechselvollsten, farbenprächtigsten Landschaften langten wir um halb neun Uhr Abends an und erfuhren, als der Zug bereits wieder abgedampft war, daß Dölsach dreiviertel Stunden von der Bahn auf dem Berge läge. Bei der hereinbrechenden Dämmerung sahen wir, umgeben von unseren Koffern, für welche

keine Träger vorhanden waren, unsere ersehnte Nachtstation in weiter Ferne liegen.

Zum Glück war der eben anwesende Bruder des Beamten kein Feind von landesüblichen Münzsorten, und so liefen wir denn mit ihm, der sich mit unserem Gepäck schleppte, vorwärts in die dunkle Nacht hinein. Ich habe anmuthigere Parthien gemacht als diese. Endlich erreichten wir das Nest, welches auf einem Absatz des Iselberges hingeklebt erscheint. Das letzte Haus des langgestreckten Dorfes gehört dem Wirth, der auf den wohlklingenden Namen „Butzenberger" hört. Der Mann baut eben ein neues, stattliches Haus, in welches er aber von dem alten einige Zimmer zum Nutz und Leid der Fremden eingeschachtelt hat. Die wacklige Treppe, die klaffenden Mauern, die möbellose Stube gaben zusammen ein sehr unwohnliches Ensemble ab; doch blieb uns nichts übrig, als Ergebung in unser Geschick. Desto besser waren Speise, Trank und Gesellschaft. Letztere, aus einigen „feschen Geistern" aus Lienz bestehend; der Eine, eine schöne und so kräftige Gestalt, daß ihm zwei Halbe Bier und vierzehn Seidel Tirolerwein nichts anhaben konnten. Er erzählte uns von dem Kräuterdoktor Franz Obersteiner vom Iselberg, welcher jetzt eben den Maler Defregger, der im Dorfe Dölsach geboren, von einer Lähmung kurirt habe, an welcher seit zwei Jahren die berühmtesten deutschen Aerzte „herumgedoktert" hätten, ohne ihm helfen zu können. Jetzt sei ihr Landsmann wieder kerngesund und habe dem Kirchlein aus Dankbarkeit ein Altarbild geschenkt, eine

heilige Familie vorstellend, auf dem „der heilige Joseph so groß sei, wie ein wirklicher Mensch". Leider war der Schatz bei unserem Aufbruch vor Sonnenaufgang noch unter Verschluß. Das Gespräch drehte sich zu meinem großen Interesse um den Wunderdoktor in der „Einöd'" und seine Patienten.

„Der Obersteiner sieht aus wie ein Trottel, aber was er zur Kur annimmt, Mensch oder Vieh, das kurirt er auch sicher," meinte der Wirth. Er sei eben von München zurückgekehrt, wohin ihn ein Graf Fugger gerufen habe, den er von vieljährigen Leiden befreit habe. „Sonst „kraxelt" er hoch in den Bergen herum und „steht" keiner Anrede, da er heftig stottert, sehr kretinartig aussieht und seine Gedanken nicht von sich geben kann." Trotzdem sei er der ärztliche Beirath und Wohlthäter der ganzen Gegend. Auch der Defregger ist ein Bauernkind aus der Pfarrei Iselberg. Eines seiner ersten Kunstwerke hätte einen Kameraden des berühmten Genremalers beinahe in eine Kriminal-Untersuchung verwickelt. Ohne jeglichen Unterricht kopirte er, lediglich zu seinem Vergnügen, ein paar Fünfzigguldben-Scheine auf's täuschendste und machte mit denselben „seinigem Speci" ein Geschenk. In hellem Uebermuthe zündete dieser mit den Banknoten Abends in der Schänke seine Pfeife an. Natürlich entfuhr den Zuschauern bei diesem unerklärlichen Frevel ein Schrei des Entsetzens, und der anwesende Richter wollte schon den geheimnißvollen Verbrecher verhaften und zur Verantwortung ziehen lassen, als dieser lachend das zweite Exemplar des

täuschend nachgeahmten Falsums vorzeigte und dadurch beinahe das Gewitter auf das Haupt des jugendlichen Zeichners gelenkt hätte. Nach dem Tode seines Vaters trieb das gährende Genie in der jungen Künstlerbrust Defregger zum Verkauf seiner geringen Habe und zur Auswanderung nach München. Der fernere Bildungsgang des Künstlers ist mir unbekannt; aber mit aufrichtiger Bewunderung verweilte ich in der Weltausstellung bei den meisterhaften, der Natur abgelauschten Scenen, die an Wahrheit der Charakteristik, an Feinheit der Ausführung wahre Kronjuwelen in der Schatzkammer der Kunsthallen genannt zu werden verdienen. Ich wünsche dem Meister, daß seine Heilung durch den Kräuterdoktor Franz Obersteiner eine dauernde sei, und daß von den Werken seiner Künstlerhand noch viele die Beschauer erfreuen mögen.

Früh Morgens um vier Uhr wurden wir im strengsten Sinne aus unserem Nachtquartier hinausgeräuchert und traten die Wanderung über den Iselberg an. Der Städter hat keine Ahnung von dem Genusse, der in einer solchen Hochgebirgswanderung liegt. Je höher man steigt, auf allerdings schlimmen Wegen, desto gewaltiger erhebt sich rings um uns das mächtigste Alpen-Panorama. Anfangs umgiebt uns die tiefste Waldeinsamkeit, bis wir über der Region derselben von allen Seiten von den gewaltigen Felswänden wilde Gletscherwasser herabstürzen sehen, die Kette der amphitheatralisch aufsteigenden Riesen uns immer majestätischer umschließt und die aufgehende Morgensonne ihren glühenden Glanz auf die weißen Schneefelder ergießt.

Auf ein solches zeigte unser Führer: „Sehen Sie, das ist unsere Uhr; wenn die Sonne auf der Mitte der Schneeplatte steht, ist es Mittag.“ Auf einem Schlittengestelle poltert, von einem Bauern gezogen, ein wunderlicher, roh zusammengenagelter Kasten von der Höhe herab. Ein Todter, der hoch oben im einsamen Gehöft die Augen geschlossen, tritt auf diesem „wunderlichen Schlittenweg“ im Sommer seine letzte Fahrt zur Pfarrei Iselberg an, um hinter der Kirchhofsmauer zur letzten Ruhe gebettet zu werden. Oben auf der Höhe ist ein Badehaus für die Bauern erbaut, das „gesottene Wasser“ wird in Wannen getragen, welche die genaue Form von Todtensärgen haben. Dort spült der Landmann den Alpenstaub vom Leibe.

Ich bin kein Heuchler und kann nicht behaupten, daß ich die zwölf mühevollen Stunden, während welcher glühender Sonnenbrand mit Hagel und Regen wechselten, über Geröll und Schneefelder, neben und durch schäumende Gletscherwasser reuelos zu den ewigen Eisfeldern des Großglockners hinangeklettert bin. Bis zur Wallnerhütte — wie mich der Name anheimelte, ich mußte ihn schon irgendwo gehört haben — geht es noch ziemlich; dann aber wurde der Weg so treulos, wie meine Beine, die mich manchmal fast zu verlassen drohten. Auf einem Lawinenfeld rutschte ich aus und kollerte über die Schneewand herab. Daß derlei nicht wesentlich zur Erhöhung des Reisevergnügens beiträgt, liegt auf der Hand. Und doch schließt dieses Klettern zwischen mächtigen Felswänden, zwischen denen eingezwängt die tobende Pasterze ihre gelblichgrauen

Fluthen brüllend herabwälzt, in welche sich gewaltige Wasserfälle rings ergießen, einen unbeschreiblichen, jede Mühe lohnenden Reiz in sich. Immer glühender legte sich die Sonne über die blendenden Schneefelder hin; unsere Gesichter sahen wie Zerrbilder aus und gaben sich nicht eher in die menschliche Form, bis sich, in den nächsten Tagen, die Haut abgelöst hatte. Selbst die abgehärteten Führer keuchten hörbar den schlechten schlüpfrigen Weg hinan. Das Laubholz hatte längst den zähen Holzbüschen Platz gemacht, welche der Tiroler „Latschen" nennt; jetzt verschwand auch die letzte Spur der Vegetation, der letzte Anschein gebahnter Wege.

Auf meine Frage, ob hier nicht öfter ein Unglück passirt sei, entgegnete der Führer: „Mit Fremden nie, man ist eben sehr vorsichtig." Dagegen stürze fast jedes Jahr beim Heumähen zwischen den hohen Felsgraten oder beim Holzfällen der eine oder der andere Arbeiter hinab in sein berufsmäßiges Grab, „ein traurig elendes Gewerbe". Er selbst, der Führer, habe seinen einzigen Bruder verloren, der auf einen „rothen Beißwurm" (Kupfernatter) getreten sei, welcher ihn in die Waden gestochen. In sechs Tagen war er todt!

Zwischen Schneefeldern und wahren Teppichen der schönsten Alpenblumen waren wir endlich an dem heutigen Ziel, der Franz-Josephs-Höhe und der Hoffmanns-Hütte, angelangt. Da liegen sie vor uns, die gewaltigen Gletscherberge der Pasterzen, wie die krystallenen Paläste des Alpenkönigs, tiefblau und durchsichtig. Welche der zahllosen Spalten, der unzähligen Risse bildet den Eingang in das unterirdische

Reich des Eisfürsten! So weit das Auge reicht, überschauen wir diese Zackenhügel, in märchenhaftem Glanze strahlend; nur sie trennen uns von dem wie mit blendendem Lichte übergossenen Johannisberg, den drei Leiterspitzen, dem Kellersberg, dem Großglockner und dessen zuckerhutförmiger höchster Spitze: dem Glocknerhorn und der Glocknerwand.

Vergessen ist alle Anstrengung vor den Wundern dieser eigenthümlichen eisigen Einsamkeit. Hier haben Freunde dem eifrigen Forscher dieser selten durchschrittenen Gebirgswelt, dem bei Sedan gefallenen Hoffmann, ein sinniges Denkmal errichtet; ein würdigerer Platz konnte dafür nicht gewählt werden. Auch die eine halbe Stunde entfernte Hütte führt seinen Namen. Sie bildet das letzte Asyl für die Reisenden, welche Sturm und Unwetter auf diesen Höhen überrascht. Wie schnell bricht hier ein Gewitter herein! Während wir am Gletscher standen, hatten sich Wolken zusammengeballt und verhüllten die Riesenhäupter der Bergspitzen; ehe wir noch flüchtend die Wallner-Hütte erreichten, — ich muß den Namen schon irgendwo gehört haben — prasselten schon Hagel und Regen auf das lose Dach herab, um in kurzer Zeit wieder dem lachendsten Sonnenscheine zu weichen.

Ist die Tour hinauf beschwerlich, so wird dieselbe abwärts, wo man über das stets bewegliche Gerölle humpeln, alle Augenblicke durch Gletscherwasser waten muß, zur wahren Qual. Kaum entschädigt die prachtvolle Fernsicht hinab in die weiten pittoresken Thalebenen, welche nur unsere Sehnsucht nach Ruhe erwecken; wir sind zu ermattet, um

einen Strauß zu pflücken von dem ringsum wuchernden Edelweiß, den Alpenrosen, welche in zahllosen Büschen uns entgegenlachen. Ehe wir unser bescheidenes Gasthaus in Heiligenblut erreichen, müssen wir noch eine lange Strecke durch die weit ausgetretenen Wasser der Pasterze wandern. Niemand findet es der Mühe werth, dem erschöpften Wanderer durch einen Steg oder einige hingelegte Bretter und Balken den schlimmen Weg zu erleichtern.

In der Regel nennt man „Tirol und die Schweiz" als Wanderpunkte für Touristen immer zusammen, man spricht davon, mit Nestroy zu reden, wie von ein Paar Strümpfen oder Ohrfeigen. Und doch ist der Unterschied zwischen beiden Ländern ein ganz gewaltiger, wenn selbe auch an großartiger Naturschönheit mit einander wetteifern. Tirol mit seinen ungeheuren Dolomitbergen, mit seinen kaum ersteiglichen Höhenwegen, wild und zerklüftet, mit seiner primitiven, freilich auch sehr billigen Verpflegung für todmüde Wanderer, mit seiner ultrafrommen Einwohnerschaft, Alles im Urzustande — dagegen die Schweiz mit den Wunderbauten von Verkehrsstraßen, welche es ermöglichen, daß die zarteste Dame, der bequemste Vergnügling die steilsten Alpenpässe im weich gepolsterten Wagen, oder in den trefflich eingerichteten, windschnellen Postkutschen überschreiten kann. Hat sich das Auge satt gesehen an den wechselvollsten Landschaftsbildern, so findet der müde Wanderer ein Hotelpalais, wo der ausreichendste Comfort auch den verwöhntesten Großstädter erwartet, freilich nur gegen

vollste, entsprechendste Gegenleistung in landesüblichen Münzsorten.

Ich war vor einer Glocknerbesteigung, die ich von Heiligenblut aus, wohin der heilige Briccius, dessen anderweitige Verdienste mir bis zur Stunde unbekannt geblieben sind, ein Fläschchen mit dem Blute Christi mitgebracht hat — daher der Name — mit unsäglicher Mühe unternommen hatte, durch das prachtvolle Kärnten gewandelt, in welchem die neuen Eisenbahnwege dem Naturfreund eine ungeahnte Fülle der prächtigsten Landschaftsbilder erschließen. Noch ganz begeistert von dem Eindruck dieser Fahrt und der Uebersteigung des wunderschönen Iselberges hatte ich, da mir die Gabe, meine Gefühle in poetischer Form wiederzugeben, leider versagt ist, vor der Glocknerfahrt in das Glocknerbuch dem Eindruck mit Grillparzer's Worten Ausdruck gegeben:

„O Oestreich! Schönes Land, inmitten dem Kind Italien
Und dem Manne Deutschland, liegst du der wangenrothe Jüngling da!"

Freilich schrieb ich nach der Besteigung des riesigen, eisgekrönten Bergkönigs einen kleinen Nachtrag zu obiger Begeisterungshymne, welchen Raimund dem alten Weib in seinem Verschwender in den Mund legt:

„Ja, 's Gebirg' wär' schon schön, wenn nur die Berge nit drin wären, man steigt's halt so hart."

Unter der Fülle von Blödsinn und breitspuriger Selbstgenügsamkeit findet der geduldige Forscher eines solchen Fremdenbuches auch manche Perle, ich glaube eine solche aus diesem Meer von Gemeinplätzen über die Schönheit

von Heiligenblut herausgefischt zu haben. Ein Dichter kleidete seine Empfindung nach dieser majestätischen Wanderung in folgender Weise in's Gewand der Poesie:

„Es zogen einst im stattlichen Getümmel
Hierher, wo man das Wunderfläschchen zeigt,
So edle Herren, wie auch Bauernlümmel,
Und haben fromm vor ihm die Kniee gebeugt.

Zu dem Mirakel zogen alle Zonen,
Und Reich- und Länder-Abgestammte hin,
Gebete plärrend, in Prozessionen,
Sah man durch's schöne Thal einher sie ziehn.

Stumpf war ihr Sinn, es ließ sie kalt und nüchtern
Des Glockners Majestät in ihrem Glanz,
Zu Boden schauten stets sie, scheu und schüchtern,
Und beteten an ihrem Rosenkranz.

Die Zeiten sind vorbei*), und andre Waller
Ziehn jetzt einher auf jener alten Spur,
Begeistert glühn die Angesichte Aller,
Und ihre Glaubensformel heißt: Natur.''

In Meran, dem sogenannten Winter-Kurort, der als verkehrte Maria Stuart schlechter ist als sein Ruf, legte sich die Sonne glühend über die fremdenleere Stadt der großen Hotelrechnungen hin, bis zur Grenzstation Nauders eine endlose Wolke von Staub und brennender Hitze. Nur in St. Valentin auf der Haid erhebt sich die trostlose Monotonie der Straße zu einem großartigen Landschaftsbild, die ganze Ortlesgruppe präsentirt sich in ihrer gewaltigen Majestät.

---

*) Noch nicht ganz. Anm. d. Verf.

Die Lorbeeren der Oberammergauer haben die Tiroler, sonst in Sachen der Frömmigkeit stets die Ersten, nicht eher ruhig schlafen lassen, bis auch sie ihr Passionsschauspiel hatten, welches in Brixlegg, im Oberinnthal, am 26. und 27. Juli und am 3., 10., 17., 24. und 31. August „zur Erbauung für alle frommen Christen", wie der allerorts im Lande angeschlagene riesige Anschlagzettel bekundet, aufgeführt wird: „Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha, oder: Die Leidens- und Todesgeschichte unseres Herrn Jesu Christi, bearbeitet nach den vier Evangelisten, mit Musik und Gesang. Dieses großartige und erhabene Schauspiel wird, verstärkt durch hervorragende Gesangskräfte aus Innsbruck, durch 300 Personen aus Brixlegg dargestellt, dauert von früh 9 Uhr bis 5 Uhr Nachmittags, mit Unterbrechung von einer Stunde in der Mittagszeit. Nur für die an der Kasse gekauften Photographien der Hauptspieler kann die Unternehmung für die Echtheit der Originalien garantiren."

Wie man sieht, könnte mancher Theaterdirektor von Profession das „Zettelmachen" von den frommen Passionslandleuten lernen. Leider führte mich mein Weg an keinem der Spieltage vorüber, und so kann ich nicht beurtheilen, ob dies Schauspiel eine Spekulation auf die Erbauung guter Christen oder auf den Inhalt der Geldbörsen derselben genannt werden muß. Jedenfalls aber sehe ich wieder, wie schade es ist, daß nicht ein echter und rechter Poet dieses gewaltigsten Tragödienstoffes aller Zeiten sich bemächtigt und eine große Bühne, welche über reiche Mittel gebietet,

mit Hintansetzung aller unnöthigen Prüderie, mit aufrichtiger Pietät dieses Drama in Scene setzt. Die Wirkung müßte eine ungeheure, nie geahnte sein, wie denn auch in Oberammergau z. B. die Kreuzigungsscene einen weihevoll erschütternden Eindruck ausübt.

Aus der Hochschweiz.

Bei Martinsbruck in der Nähe des berühmten Finstermünzpasses überschreitet man die Schweizer Grenze. Hier fordert uns der sehr artige Aufsichtsbeamte das Wort ab, daß wir keine zollpflichtigen Gegenstände bei uns führen, eine so gentile Aufforderung, daß wohl bei keinem anständigen Mann ein Mißbrauch zu fürchten steht.

Tarasp steht im Begriff, sich zum Weltkurorte zu erheben, das gewaltige Kurhaus fand ich überfüllt, und nur der Gefälligkeit des freundlichen Hoteldirektors, Herrn Walther, hatte ich noch ein Unterkommen zu danken. Wenn die Aktiengesellschaft, deren Eigenthum Tarasp ist, ihren Vortheil versteht, so dürfte in dem „kalten Karlsbad" ein gewaltiger Nebenbuhler der warmen böhmischen Quellen und der von Vichy emporwachsen. Die Bretterbude, welche man über die milchende Kuh der „Luciusquelle" gestülpt hat, ist in einem Zustande, daß ein norwegisches Blockhaus ein Palais dagegen genannt werden kann. Wieder ist es mir unbekannt geblieben, was der gute Lucius verbrochen hat,

um in die lange Reihe der Heiligen versetzt zu werden. Genug an der Hauptsache, daß die Quelle, die seinen Namen trägt, in zahllosen Fällen dem Genesungsuchenden Heil und Gesundheit spendet, eine Segenswirkung, die sich auch an mir und den Meinigen bewährt hat. Im Hotel Kurhaus, welches nichts von den elenden Schweizer Kurkasernen an sich hat, wo der Fremde von den Paschalaunen des Dirigenten abhängt und die miserabelste Verpflegung und verdrossenste Bedienung mit blankem Gold aufwiegen muß, fanden wir eine prächtige Gesellschaft, die mit gutem Ton und heiterem Sinn, allen Ständeunterschied ausgleichend, fest und treu zusammenhielt.

Die diesjährige Kurgesellschaft von Tarasp hat gute und angenehme Elemente in sich, freilich auch viele Exemplare vom Gegentheil. Da ist der körperlich und geistig frische Berthold Auerbach, von dem die Lesewelt in Bälde ein neues Werk erwarten darf. Stets schlagfertig, immer mit einem treffenden Urtheil, einer geistreichen Bemerkung bei der Hand, spricht er manchmal die köstlichsten Feuilletons und wird überall zur „sturmfesten Mitte" seiner Umgebung. Mit schneidigem Humor charakterisirt er Jeden von uns mit einem Wort. Mich z. B. nennt er den „Menschenbädecker". Neben ihm wandelt in ruhigem Sinnen ein Mann mit einem Apostelkopf, es ist Dr. Kletke, der Chefredakteur der „Vossischen Zeitung" in Berlin, der Poet mit der Kindesseele, einer der liebenswürdigsten Zeitgenossen, einfach, klug und anspruchslos.

Ein helles melodisches Lachen aus dem Munde eines hübschen Blondins tönt uns entgegen; es ist Bendel, der ausgezeichnete Klaviervirtuose, der Nebenbuhler Rubinstein's.

Hier dieser scharf geschnittene Kopf mit den geistreichen Zügen gehört dem berühmten Arzt und Reichstagsmitglied Dr. Löwe-Calbe, einem unserer redlichsten Männer des Vaterlandes, den zwei Welttheile mit Stolz den Ihrigen nennen. Die Gabe der Rede, die ihm verliehen wie selten Einem, wird durch ein ungemein wohllautendes Organ von sonorem Klange unterstützt. Langes wallendes Haar, getheilter Vollbart bezeichnen an Professor Kaulbach, dem Vetter des großen Müncheners, dem ebenbürtigen Nachfolger Winterhalter's, auch im Aeußeren den Künstler. Sein neues Portrait des deutschen Kronprinzen ist ein Meisterstück. Kaulbach will, wie ich höre, in Folge einer Aufforderung nach Berlin übersiedeln und seine bisherige Heimath Hannover verlassen. Noch gehört diesem Kreise an der brasilianische Konsul Schmidt, dessen Poesien unter dem Dichternamen Dranmor erschienen sind und unter dieser Firma sich der gerechtesten, wohlverdienten Anerkennung in weitesten Kreisen sich erfreuen.

Den Genannten und noch einigen anderen dem Künstlerstande angehörigen oder als Kunstfreunde bekannten Persönlichkeiten ging dieser Tage eine geheimnißvoll feierliche Einladung zu einer Gebirgswanderung zu, welche wir denn auch, trotzdem die Sonne ihre glühendsten Strahlen auf unsere Häupter niederbrennen ließ, unverdrossen antraten. Auf steilen Wegen, zwischen Geröll̈e und unerfreulichen

Fußpfaden kletterten wir hinan, bis wir an einem rund vorspringenden Abhang einen weiten Aussichtspunkt über die Bergriesen, die malerisch eingeschlossenen Ortschaften und die gewaltigen schneebedeckten Felsenberge des Engadin erreichten. Dort, auf einem reizenden Plätzchen, in tiefer Alpeneinsamkeit, stand eine neue, für die hiesigen Verhältnisse ungewöhnlich elegante Ruhebank aufgerichtet. In bunter Reihe hatte sich die Gesellschaft erschöpft auf den schwellenden Rasen hingeworfen, als der Direktor des Kurortes, Herr von Planta, uns in warmer Ansprache die Ursache unserer heutigen Wanderung enthüllte.

„Die Gemeinde Tarasp und die Eigenthümer der Landschaft hätten beschlossen, zur dauernden Erinnerung an ihren treuen berühmten Gast Berthold Auerbach diesen Platz und Ruhepunkt für ewige Zeiten mit der Benennung „Auerbachshöhe" zu schmücken. Möge der Träger dieses Namens noch viele Jahre nach seinen die Leser entzückenden Arbeiten, so weit deutsch gesprochen wird, hierher wiederkehren und in dem friedlichen Thal Kräftigung, Stärkung und Erquickung sich holen."

Nicht nur der, welchem dies anspruchslose und doch so bedeutungsvolle Fest gegolten, sondern wir Alle, die wir als Zeugen desselben anwesend waren, fühlten uns mächtig ergriffen und gehoben in weihevollster Stimmung. Es dauerte lange, ehe Freund Auerbach sich von seiner frohen Ueberraschung so weit erholt hatte, um in seiner schlichten und doch so wirksamen Weise seinen Dank und den frohen Wunsch auszusprechen, „daß noch in langen Jahren, wenn

wir Alle, die hier als kleine winzige Erdenpunkte der Gegenwart schon längst der Vergangenheit angehören werden, der Wanderer in dies ferne, abgeschlossene Thal aus den reichen Segensquellen desselben Gesundheit und Kraft zu neuem Wirken erlangen möge".

Dem Ernst der Situation war Genüge gethan und jetzt begann unter dem Knallen der losgelassenen Schaumweingeister der heitere Moment derselben, der in frischer Scherzrede, in witzigen Vorträgen sich fast bis zur frohen Ausgelassenheit steigerte. Die Damen bemächtigten sich des „Jubelgreises" und brachten ihn im Triumph in das Kurhaus zurück, freilich nicht auf sanften Pfaden, denn der Champagner ist kein hilfreicher Begleiter auf steilen Gebirgspfaden und der Mond wollte nicht hervortreten aus seiner Verborgenheit, als die einbrechende Dunkelheit uns die Versicherung gab: Es war ein schöner Tag!

Nun, wenn so Viele, als in Auerbach's Schriften nach schwerer Berufsarbeit geistige Erholung fanden, im Laufe der Zeiten auf Auerbach's Höhe und Auerbach's Ruhesitz nach mühevoller Wanderung leibliche Ruhe finden werden, so kann der deutsche Dichter zufrieden sein! — Dies walte Gott! —

Freilich mangelt es nicht an Kurcaricaturen, wenn auch der eigentliche englische Alpenfex, welcher mehr die Mittelschweiz unsicher und unbehaglich macht, zu unserem Glück fehlte. Da begegnete man z. B. ab und zu auf einsamer Promenade einer tiefverschleierten Dame, der „Fürstin Ypsilanti nebst Prinzessin Tochter" aus Paris, wie die Fremden-

liste sagte, die man sonst, obgleich sie Mitbewohnerin unseres Hotels war, nie zu Gesichte bekam. Steif und hoch erhobenen Hauptes schritt „die Fürstin Mutter“ die Anhöhe entlang, ebenso steif und in voller stolzer Haltung, aber stets fünf Schritt hinter der Fürstin einher, stelzte die „Prinzessin“, zehn Fuß weiter am allersteifsten, als ob er eine Elle im Leibe trüge, Schritt für Schritt in den Fußstapfen der Gebieterinnen, trottirte in voller Staatslivrée der Diener des Hauses „Ypsilanti“.

Sprach die „Fürstin Mutter“ rückwärts gewendeten Hauptes die „Prinzessin Tochter“ an, so blieb das ganze Dreiblatt mit einem Ruck stehen; gab es einen Auftrag für den Domestiken, so ging dieser von der Herrin durch den Mund der Tochter abwärts auf den Diener über, dann setzte sich der kleine Zug, immer im Gänsemarsch, wieder in Bewegung, bis sich die Thüren der heimgekehrten Fürstin wieder hermetisch geschlossen hatten und das harte Tagewerk derselben beendet war.

Es muß ein schwerer Beruf sein, so im Vollbewußtsein seiner Größe und Unnahbarkeit auf der „Höhe der Gesellschaft“ zu stehen!

Sehr lohnend ist der Ausflug nach dem romantischen Ort „Fetan“, wo die höchsten Getreidefelder Europas in reicher, wogender Saat stehen. Originell im Bau, in der Art und Weise seiner Bewohner, wird das wunderliche Dorf jeden Forscher interessiren, dessen Blick hier weitaus über die unabsehbare Alpenlandschaft schweift, in welcher die zierlichen, pittoresk liegenden kleinen Ortschaften zerstreut

herumliegen, während tief unten der Inn seine schmutzigen, gelbgrauen Wogen brüllend durch das enge Felsbett jagt.

Im vorigen Jahre fanden hier zwei Damen, die eine Hamburgerin, die andere aus Dresden, einen gräßlichen Tod, indem das Pferd, einen Fehltritt machend, Gefährt und Insassen durch die unabsehbare Schlucht in den tiefen Abgrund riß. Die eine wurde aus dem Wagen geschleudert, prallte mit dem Kopf an die steile Felswand und fand sofort einen raschen Tod, während ihre Leidensgefährtin erst nach Mitternacht von ihren Qualen erlöst wurde. Das Pferd fand man als formlose Masse mit dem zerschellten Fuhrwerk im Inn auf, während der Kutscher, sich durch einen raschen Sprung rettend, unverletzt blieb.

Man kann sich leicht vorstellen, welch' eine schmerzlich nachhaltige Erschütterung der Vorfall unter den Kurgästen hervorrief! — Welch ein Unterschied zwischen einem unverhofften Ende in dieser schrecklichen Gestalt und der freundlichen, neidenswerthen Form, in welcher der Tod an den Concertmeister David aus Leipzig, — den wir noch vor einigen Tagen unsern guten Kameraden nannten — herantrat! — Der bescheidene, einfache alte Herr — beliebt bei Jung und Alt — unternahm, heiter und lebensfroh, in Begleitung seiner beiden liebenswürdigen Töchter einen Ausflug auf den Silvrettagletscher bei Klosters. „Ich bin der glücklichste Vater, der lebt," hatte er kurz vorher in Bezug auf seine Kinder geäußert. Beim Anblick der ewigen Eisfelder rief er begeistert aus: „Gott, wie schön ist es

hier! Wie wohl, wie wohl ist mir jetzt!" Mit diesem Ausruf eines wahrhaft Glücklichen schloß er die Augen für immer, ein Herzschlag machte seinem Leben ein Ende!

Prächtige Wandelbilder, vorüber an tiefen Abgründen, in welchen der gewaltige Inn in wilden Sprüngen rauscht, bietet die Fahrt von Tarasp bis Samaden, dem Hauptort des Engadin.

Bis Ardetz ist die treffliche Fahrstraße mit ungeheurer Anstrengung einem gigantischen Felslabyrinth abgewonnen. Hier holt sich der „Herr der Einöde", der gewaltige Bär, als souverainer Herrscher der Gegend, noch seinen unbestrittenen Zehnten von den Heerden heim; es ist unglaublich, welche Verwüstungen dieser freche Räuber unter den Hausthieren anrichtet. Noch lebt, wenngleich arm, krank und mittellos, im Dorf Salsana der kühnste Bärenjäger des Oberengadins, Jakob Küng, einst der Schrecken der wilden Thiere, jetzt so gelähmt und hilflos, daß er die öffentliche Mildthätigkeit für sein elendes Dasein in Anspruch nehmen muß. Der „Bärenkönig" Küng, wie er genannt wird, ist jetzt freilich seinem grimmen Hauptfeinde ebensowenig gefährlich, als den Gemsen, die er einst auf die steilsten Höhen, die unzugänglichsten Grate verfolgte, und von denen er während seiner Jägerlaufbahn mehr als die ungeheure Anzahl von 1500 Stück dieses scheuen und flüchtigen Wildes erlegt hat.

Den grimmigen Bär, der scheu den Menschen flieht, aber einmal angegriffen oder gar verwundet seinen Gegner mit tödtender Wuth verfolgt, suchte er in den entlegensten

Schlupfwinkeln auf, allein, nur mit einer einläufigen Flinte bewaffnet. Freilich hatte er sich eine Fertigkeit im Laden und Wiederladen seiner Waffe angeeignet, wie kein zweiter seiner Jagdgenossen. Eine gewaltige Bärenmutter mit zwei erwachsenen Jungen tödtete er einst in Zeit von einer Viertelstunde, es war die Alte das mächtigste Thier, welches je im Engadin geschossen wurde. Im Triumph wurde der Kadaver desselben und der Besieger Küng, als Wohlthäter der Gegend, als Befreier, im Kanton Graubündten herumgeführt und reich beschenkt. Ohne jene zu zählen, die nach dem Schuß in unzugängliche Schluchten (Runsen) stürzten, oder die tödtlich verwundet noch die Kraft fanden, sich zu flüchten und in dichtem Gestrüpp zu verenden, wo ihre Ueberbleibsel oft nach Jahren durch Zufall aufgefunden wurden, hat Küng die Tatzen von vierzehn dieser Hürdenräuber an die Behörden abgeliefert und den gesetzlichen Schußlohn eingeheimst. Die Zahl des übrigen Wildes, welches seinem tödtlichen Blei erlag, heißt Legion. Vielleicht findet sich einer der Leser dieser Skizzen bewogen, dem armen gelähmten Greis, der im Dorf Salsana bei Scanfs im Oberengadin sein kümmerlich sorgenvolles Dasein fristet, eine kleine Gabe zuzuwenden.

Hinter Ardetz entwickelt sich eine Waldlandschaft im großartigsten Styl. Nie habe ich schönere Baumriesen gesehen, als in diesen mächtigen Lärchenwäldern. Die Gletscherhäupter umsäumen mit ihren weißen Spitzen, in wechselnd phantastischer Form, diese grünen Thäler, in welchen reiches Holzland mit grünen frischen Matten wechselt. Den reichen

Ort Lavin, der am 1. Oktober 1869 bis auf den Grund niedergebrannt war, fanden wir neu erbaut, dagegen Zernez, früher der wohlhabendste Flecken des Kantons, im September vorigen Jahres erst gänzlich durch eine verheerende Feuersbrunst vernichtet, noch vollständig in Ruinen liegend.

Die wunderliche Bauart, die eng zusammengerückten Häuser, zwischen denen der Holzbau der gefüllten Scheunen wie ein Leiter der Flammen eingepreßt erscheint, geben dem entfesselten Elemente leichtes Spiel. Ein Haus in Flammen, und das ganze Dorf, in welchem das Feuer ausbricht, ist rettungslos verloren. Ein zweiter Uebelstand, der dem Fremden in Engadin sofort in die Augen fällt, ist die mangelnde Forstkultur. Die Berge werden an den am bequemsten für den Transport gelegenen Stellen abgeholzt, an ein Nachpflanzen der unbeschützten, kahlen, gelichteten Orte denkt Niemand, ebensowenig an die daraus erwachsenden Uebelstände. Ein energisches Forstgesetz, wie selbes im Kanton Aarau besteht, thut dringend noth in Graubündten.

Samaden, wo wir in dem Musterhotel Bernina treffliche Unterkunft fanden und von der Terrasse des schönen Hauses einen Aussichtspunkt auf die Gletscherkette des Engadins, wie kaum ein zweiter existirt, ist überfüllt von Fremden. Mir wäre der Ort, in dem meist Engländer grassiren, zu sehr dem Sonnenbrand ausgesetzt. In Pontresina, ebenfalls von der Engländer-Epidemie heimgesucht, soll es sich angenehmer leben. Wild und tobend ergießt sich der

nahe Wasserfall schäumend in die Tiefe, ihn speist der Morteratschgletscher, dessen schmutzige Eismassen sich bis in's Thal herabsenken, während der Roseggletscher in blendendem Weiß herüberleuchtet. Ein Engländer, welcher aus nationalem Eigensinn den Uebergang über letzteren ohne Führer versuchen wollte, ist wahrscheinlich in eine der Gletscherspalten gestürzt, trotz allen Nachforschens seit acht Tagen hat man seine Leiche nicht gefunden.

St. Moritz, der Hauptkurort im Engadin, wenigstens der besuchteste, ist einer der schönst gelegenen Punkte der Schweiz, mithin der Welt. Eine unbeschreibliche Erhabenheit liegt in dieser ruhigen Naturgröße. Das Thal, von einer Reihe riesiger Firnen umrahmt, birgt im Schoße einen prächtigen kleinen See; ein wahrer Gottesfriede ruht auf diesem Landschaftsbilde. Wie aber in Tarasp, welches ich für meine Person in jeder Beziehung weit vorziehe, die Kultur noch zu wenig gethan hat, so hat sie an St. Moritz zu viel geleckt. Großartige Anlagen, mächtige Fontainen, schlechte Kurmusik — weder die Schweizer noch die Kurgäste müssen sich gesunder Hörwerkzeuge erfreuen, daß sie das aushalten, was man im Engadin Musik nennt — und endlich eine mächtige, prächtige und schlechte Kurkaserne mit schlechter Verpflegung, schlechtem Wein und schlechter Bedienung für gutes Geld. Nach der Karawansei in Rigikaltbad, für mich der Superlativ von Touristenquälerei, habe ich es nirgends theurer und schlechter gefunden, als in St. Moritz. „Die Leute *müssen* doch kommen", das ist die Devise dieser Alpenpiraten, die von den Reisenden

Tribut einziehen, ohne alle genügende Gegenleistung. Gerade weil dies herrliche Land zum größten Theil sich des größten Comforts in seinen Gasthöfen und, in der Regel, der größten Solidität erfreut, können derlei bösartige Ausschreitungen nicht genug gegeißelt werden.

Während ich noch im Engadin herumwandere und meine Leser in das reizvoll gelegene Silvaplana, an den von mächtigen Bergriesen umschlossenenen tiefblauen Stilssee führen sollte, hat mich der gerechte Zorn über schnöde Mißhandlung auf den prächtigen Rigi geführt, mag man den Absprung freundlich entschuldigen.

Den Rückweg treten wir aus dem Engadin über den Albula- und über den Schynpaß an, Wunderbauten, die mit Römerkühnheit über ein Meer von Steinwänden und Felstrümmer, durch eine endlose Wüste mächtiger Felsblöcke geführt sind. Jetzt schweben wir gleichsam in der Luft an tiefen Abgründen vorbei, dann führt die Straße durch eine Reihe von Tunnels, in die gewaltigen Felsberge gesprengt; in der Tiefe hört man mächtige Wasser brausen, ohne daß das Auge den Grund zu erreichen vermag, den die stürmenden gepeitschten Wogen benetzen mit schäumendem Gischt. Dann wechseln idyllisch gelegene Ortschaften zwischen wogenden Aehrenfeldern, bis wir wieder hinabkommen in die Schneeregion, wo auf dem weißen Felde eines Lawinenrestes eben ein Postschlitten emporthaut, welcher im vorigen Winter in den Abgrund geschleudert worden war, von dem wilden Sturm, der die armen Reisenden mit seinem mäch-

tigen Arm ereilte und über die steile Felswand in die gähnende Tiefe warf.

Die meisten der größeren Ortschaften des Engadin halten für die heranwachsende Jugend einen Lehrer, der den Kindern im Winter sieben Monate lang, für 400 Frcs., die nöthigste Schulweisheit einpauken muß. Im Sommer sind fünf Monate Ferien, die Nachkommenschaft muß bei der Feldarbeit helfen, eine Beschäftigung, die auch dem Lehrer freisteht, wenn er leben will und es nicht vorzieht, sich für diese Frist, wie es meist der Fall ist, in den Kurorten des Engadins als Kellner zu verdingen. Ich selbst traf einen solchen in St. Moritz. Es sei dies seine beste Zeit, versicherte mich der „Herr Lehrer", wie ihn seine Kollegen titulirten, es sei immer besser, als im Tagelohn arbeiten.

Dunkle Punkte und schwarze Flecken in der Schweiz.

Es ist eine weltbekannte Sache, daß die Schweiz die besten Hotels aufzuweisen hat, Musterinstitute, welche an Solidität und Comfort von keinem ähnlichen in Deutschland erreicht werden. Wie es aber ein ehrlicher Tourist nichtenglischer Abkunft anfängt, um sich auf seinen Hochgebirgswanderungen eines behaglichen Unterkommens in der Bel-Etage zu erfreuen, darüber zerbreche ich mir seit Jahren den Kopf, ohne daß es mir gelungen wäre, die leiseste Spur zur Lösung dieses Problems zu finden. Ich habe tagelang voraus telegraphische Hilfe in Anspruch genommen, und mußte trotzdem, wie jüngst am Rhonegletscher, mit einem mir gänzlich fremden Reisenden ein winziges Stübchen theilen, während die Söhne und Töchter Albions ohne alle Vorausbestellung in den besten Zimmern des großen Hauses untergebracht wurden. Ich habe verschwenderisch mit Trinkgeldern um mich geworfen, und doch ist es mir nie und nirgends in der Schweiz gelungen, mein

Haupt tiefer als, im günstigsten Falle, im zweiten Stockwerk eines Hotels zu betten.

Allüberall: Engländer, Engländer, die nur die übelsten Seiten ihrer Nationalität herauskehren, welche die Schweiz als ihre wohlerworbene Sommerprovinz betrachten, in welcher man jedem andern Landesangehörigen nur aus Gnade gestattet, sein schweres Geld für Comfort zweiten oder dritten Ranges umzutauschen. Und doch gilt auch unser Napoleonsd'or zwanzig Schweizerfrancs, gleich dem der Engländer, die uns bei Tische die besten Plätze, im Hotel die schönsten Zimmer, bei der Musik per Mann stets zwei Stühle fortnehmen und unsere Damen ruhig neben sich stehen lassen. Dieses rücksichtslose Sichbreitmachen erstreckt sich bis zur Unanständigkeit. Erlebte ich doch jüngst, daß zwischen Brieg und Sierre ein solcher Alpenfex, mit Seilen, Beil und Steigstock ausgerüstet, durchnäßt und dampfend in den Postwagen stieg und sofort seine dickbesohlten Schnürstiefel vom Fuß zog, in nassen wollenen Strümpfen sich hinpflanzte, obgleich Damen im Wagen saßen. Erst als ich, unterstützt von allen Reisegefährten, meiner Entrüstung über diese Scene, deren Details auszumalen die Schicklichkeit mir verbietet, derbe Worte gab, setzte sich der halb entkleidete brutale Bursche hinaus zum Kutscher, wo er jedenfalls besser an seinem Platze war, als in guter Gesellschaft. Neben diesen schwarzen Pünktchen, die uns auf einer Reise durch das schönste Land der Welt die Aussicht trüben, bilden die „Kurkasernen", wie man gewisse Hotels benennen muß, eine zweite Schattenseite für den Touristen.

Während ich eine Wanderung über den Gotthard, die Furka und den Rhonegletscher unternahm, um den größten schwarzen Fleck der Schweiz, das Spielerbad Saxon-les-Bains, in der Nähe zu betrachten, gedachte ich, Frau und Tochter auf Rigi-Kaltbad unterzubringen. Wie anmuthend liegt, in prachtvollster Lage, dieses mächtige Gebäude auf einer Abstufung des schönen Berges! Eisenbahn und Dampfboote stellen ununterbrochene Verbindungswege her, kurz das ganze Etablissement gleicht, aus der Ferne gesehen, den verlockenden Früchten des Sodomsapfels am todten Meere, welche in glänzender Hülle den traurigsten Inhalt bergen. Auf telegraphische Bestellung mit bezahlter Antwort blieb letztere aus; ich nahm daher an, daß die Sache in Ordnung sei, und fuhr von Luzern aus nach Rigi-Kaltbad. Ich wußte dort den tüchtigen Arzt Dr. Lippert, den ich in Nizza kennen gelernt; ein Grund mehr, hier Unterkommen für meine Familie zu suchen. Auf die kurz angebundene Versicherung des Oberkellners, der sich „Direktor" nennen läßt, daß auf ein Zimmer nie zu rechnen sei, wenn man sich nicht Monate vorher darum bewerbe, gab mir ein anwesender bekannter Millionär aus Wien einen verständlichen Wink; ich drückte in die bereits gekrümmte Hand des „Dirigenten" ein Zehn-Francsstück und das Zimmer war gefunden. Jedem Vergehen folgt die Strafe auf dem Fuße. Auch mein bescheidener Bestechungsversuch sollte sich fühlbar an meiner Frau rächen, als dieselbe später unwohl, verlassen, jeder Pflege bar, oben darniederlag. Ich will nicht von der wahrhaft unglaublichen Rechnung sprechen,

welche dieselbe für Ungenießbares und nie Erhaltenes bezahlen mußte — ich habe dies merkwürdige Aktenstück im Original der Schweizer Vorsehung für Reisende, meinem Freund Berlepsch, eingesendet — aber die rücksichtslose Art und Weise, in welcher man die Fremden, „die ja doch kommen müssen", in dieser Anstalt behandelt, sie verdient den schärfsten Tadel.

In der Nähe der Teufelsbrücke, wo die Reuß in mächtigen Sprüngen die gewaltigen Felsen herabtobt und die großartige Scenerie in einen feuchten Staubmantel hüllt, der wie eine nasse Wolke über dem weiß schäumenden Gischt ruht, bohrt der eiserne Wille des Menschen sich in den Bauch der Erde ein. Ungeheure in den Stein gemauerte Metallröhren sollen dem Reisenden durch die Unterwelt frische Luft zuführen in den Riesentunnel, den kostspieligsten, gewaltigsten Bau unseres Jahrhunderts. Die jetzige wilde Romantik der Gotthardsstraße wird für künftige Wanderer ein unbekanntes Gebiet werden: sie wird zerfallen und veröden; aber neue Schönheiten, großartige fremde Wunder der Alpenwelt werden sich durch den Schienenweg dem Reisenden erschließen; durch ein ungeahntes Paradies wird er den Naturfreund hinanführen in die Nähe von Hochbergen und Gletschern, die bisher noch keines Menschen Fuß berührt hat.

Wenn man von der prächtig erhaltenen Gotthardsstraße hinanklimmt auf schlechtem Weg über die öde Furka-Einöde, so merkt man sogleich, daß man den Kanton Wallis betritt, den am elendesten verwalteten, gottesfürchtigsten, unkulti-

virtesten Punkt der schönen Schweiz. Wo Saatfelder stehen, klagen die dünnen, dürren Halme über schlechte Pflege; die miserabeln Blockhäuser stehen wie müde Stelzenläufer auf hohen Pfählen windschief zum Umsturz bereit; verkümmertes Volk streckt mürrisch, ohne ein Wort der Bitte, dem Reisenden die hohle Hand entgegen, um Almosen zu fordern, nicht zu erflehen.

Das zischende Gepfeife der Murmelthiere ist der einzige Gruß, den lebende Geschöpfe dem Wanderer entgegenbringen. Wie ein Schloß des Eiskönigs, unter welchem ein erstarrter Wasserfall sich Bahn bricht in die Trümmerwelt der Furkahöhe, leuchtet uns der Rhonegletscher entgegen, an dessen Rand unser Weg hart dahinführt. Der später so gewaltige Strom bricht sich aus den Eisklüften dieser krystallenen Massen schüchtern die erste Bahn. Nicht wie in anderen Kantonen bequem elegante Eilwagen nehmen von hier bis zur Eisenbahnstation Sierre den müden Reisenden auf; elende Rippenbrecher mit Seitensitzen, wie sie vormärzliche Stellfuhren aufweisen, werden vollgepfercht mit den armen Opfern ihrer Reiselust. In Sierre beginnt eine Eisenbahn, die nach Saxon-les-Bains führt, so einfach, so primitiv, wie kaum eine zweite im Vaterlande. Ein Stationshäuschen wurde vorigen Sommer gestohlen in einer Nacht, gestohlen mit Allem, was drum und dran hing; am Morgen waren Haus und Inventar vom Erdboden verschwunden. Wenn ganze Gebäude so schlecht an dieser Bahn bewacht werden, wie mag es mit der Verwaltung derselben überhaupt aussehen?

In Saxon-les-Bains gab es eine schlechte Mineralquelle, die unbekannt und unbenutzt ihr spärliches Naß spendete. Ein früherer Schankwirth, den mißglückte Spekulationen dem Ruin entgegengeführt, hatte es sich in den Kopf gesetzt, auch die Schweiz mit dem Segen einer Spielbank zu beglücken. Nun besitzt der Kanton Wallis nur ein renommirtes Bad, die Quelle von Leuk, in welcher die Patienten fast den ganzen Tag im Wasser leben. So originell aber die Errichtung eines grünen Tisches, auf dem Wasser schwimmend, mit Croupiers und Bankmenschen in Badekostüm, umgeben von Heilsuchenden in jeder Beziehung, gewesen wäre, hatte doch dies Projekt nur wenig Aussicht auf Erfolg. Es wurde daher die Schwefelquelle von Saxon-les-Bains zu diesem Zweck gepachtet oder gekauft, und das bis dahin unbekannte Wässerchen durch einen noch unbekannteren Arzt, der einmal einen Wadenkrampf als Lungenentzündung behandelt haben soll, auf's Neue analysirt und ein Prospekt, der leidenden Menschheit Wunderkuren verheißend, in die Welt gesendet. Daß damit nur der kleinste Theil des Zweckes, der einen goldenen Fischzug in Aussicht stellte, erreicht wurde, liegt auf der Hand. Zum Glück besaß der Bankgründer in spe sehr hohe Konnexionen, mit Hilfe deren er die Konzession für eine Spielbank erlangte, und der kleine Giftpilz wucherte zum Erstaunen der ganzen Schweiz so lustig empor, daß die Gründer in wenig Jahren ihr Vermögen nach Millionen zählen, während sie früher nicht Kredit für Groschen hatten, und daß der ehemalige Schankwirth, wenn auch nicht ruhig, doch gefaßt und

gedeckt dem Moment entgegensieht, wo die neue Bundes-Revision das ganze faule Gebäude wieder in Schutt und Trümmer stürzen wird.

Ein feiner Regen rieselte nieder, als wir in dem mit „Grand Hotel de Saxon" bezeichneten eleganten Omnibus durch die einzige stattliche Straße des Ortes fuhren. Großartige Gebäude, Pensionen, Hotels, Restaurationen schießen wie Pilze empor, Alles nur leicht aus Fachwerk gebaut, luftig für's Auge; denn „man kann nicht wissen, wie lange der Gimpelfang dauert", die Hütten der Vogelsteller müssen billig sein.

„Grand Hotel" war, wie der „Direktor" behauptete, überfüllt; aber es müßte eben ein Passagier ausziehen, und in einer halben Stunde würde ich ein Zimmer haben. Man brachte mein Kofferchen ohne Weiters in ein noch bewohntes Zimmer, welches der bisherige Inhaber, wahrscheinlich ein unglücklicher Spieler, zu räumen im Begriff stand. Eben legte er einen Revolver zwischen die Leibwäsche. Vielleicht für späteren Gebrauch. In den Gängen schwirrten zweifelhafte Gestalten auf und nieder, theils flüsternd, theils mit lautem, frechem Gelächter, theils kichernd: geschminkte, mit Putz überladene Weiber, abenteuerliche Männergestalten. Zu meiner Beruhigung fiel kein deutsches Wort.

Im Café „diese Damen" Cigarren rauchend, mit den Herren Louis. Der Spielsaal erschien mir als eine ärmliche Travestie der prächtigen Etablissements von Monaco oder der verflossenen deutschen Spielbäder. Die Riegel-

wände, bedeckt mit schreiend farbigen Tapeten, beleuchtet von dem übelduftenden Lichte der Petroleumlampen, die grünen Tische vielreihig umstanden von Gierigen, die ihre Zwei-Francsstücke, der geringste Einsatz, so rasch als möglich los zu werden suchten. Aber welches Publikum? Dieses Lokals vollkommen würdig! Hier spielt noch der polnische Schnürrock von verschossenem Wollsammet eine beachtete Rolle; ja der Besitzer eines abgenutzten schwarzen Fracks trägt das stolze Haupt mit einem fleckig-rothen Fes geschmückt. Nichts fällt hier auf, wo das ganze schmierige Abenteurerthum zusammengerüttelt zu sein scheint. Ces Dames spielen die Hauptrollen. Eine derselben, welche erst halb aus der Dienstbotenraupe sich entpuppt zu haben scheint, fragt mich in deutscher Sprache, ob sie die Ehre habe, einen Landsmann vor sich zu sehen. Sie sei aus Trier und hätte geglaubt, mit 500 Francs, welche sie sich erspart habe, hier ihr Glück zu machen; sie habe Alles verspielt und bäte mich, ihr zwei Francs zu leihen, damit sie noch einmal setzen könne. Die zwei Francs brachten, wie es schien, Glück; denn eine Viertelstunde später sah ich die brave Landsmännin, mit einem Häufchen Silbermünzen vor sich, am Tisch sitzen.

An den Tischen ging es bunt und unruhig genug her. Alle Augenblicke gab es Streit über eine kleine Summe von Francs, zu gleicher Zeit von zwei, oft drei Partheien als Eigenthum in Anspruch genommen. In den sogenannten Anlagen um das Spielhaus, mager und im Werden begriffen, huschten, trotz des niederrieselnden Regens, „leichte

Sommervögel"; es war ein Bild ohne alles Licht, „grau in grau, dunkel in schmutzig verwischt". Selbst der Reiz des Seltsamen fehlte; in jedem Winkel lauerte grinsend die personifizirte Gemeinheit.

Angewidert von all' dem Treiben, suchte ich mein Lager auf. Von Ruhe aber konnte keine Rede sein. Durch zarte Rücksichten verwöhnt schienen mir die Bewohner des „Grand Hotel" eben nicht zu sein. Bis lange nach Mitternacht brüllte die Dienerschaft einander die Aufträge entgegen; auf den Korridoren überfielen zudringliche Dirnen mit frechen Anträgen die Fremden; Gelächter, Geschrei, unbestimmbarer Lärm durchschallte die Räume des Kurhauses! Ueber mir tönte durch die ganze Nacht ein unerklärliches Getrampel: da die Bel-Etage die Annahme einer Rennbahn oder eines Stalles ausschloß, so vermuthe ich einen Turnplatz, da menschliche Füße in natürlicher Bewegung einen solchen Spektakel nie hervorzubringen im Stande sind.

Nachdem ich am andern Morgen noch meine „stolze" Rechnung bezahlt hatte, verließ ich diesen schwärzesten aller Schweizer-Flecken auf Nimmerwiedersehen. Noch eine kurze Strecke im Kanton Wallis, und wie mit einem Zauberschlag ändert sich beim Eintritt in das schöne, freie, herrliche Waadtland die finstere Scenerie. Der Weg an den Ufern des Genfersees führt bekanntlich durch eine Reihe der prächtigsten Landschaften. In Genf selbst war noch Alles voll unliebsamer Erinnerungen an den „König der Könige", der hier ein nichts weniger als angenehmes Andenken zurückgelassen hat. Die Anekdoten von Unsauberkeit

und Rücksichtslosigkeit, welche im Munde glaubwürdigster Zeugen zirkuliren, übersteigen alles früher Dagewesene. Bekanntlich hatte der Schah die Absicht, die Schweiz mit einem längeren Aufenthalte zu beglücken. Er fragte deshalb beim Bundesrath an, wie es mit den Extrazügen und den Palästen stände, welche man ihm zur Disposition stellen würde? Die Antwort, daß die Eisenbahnen in der Schweiz Privateigenthum seien und Extrazüge nur gegen entsprechende Privatvergütung zu haben seien, daß das Land, als Republik, keine Paläste, wohl aber palastgleiche Hotels besitze, die dem persischen Herrscher gegen Bezahlung zur Disposition ständen, scheint denselben von seiner beglückenden Idee, einen längeren Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen, zurückgebracht zu haben.

In Zürich waren noch die Gespräche über die Exzesse der russischen Studentinnen, deren Gebahren die Maßregel der Zurückberufung von Seiten ihrer Regierung vollständig rechtfertigt, an der Tagesordnung. Wenn die Zulassung weiblicher Studirender überall solche Auswüchse erzeugt, wie sie hier, mit wenig ehrenwerthen Ausnahmen, hervorgerufen wurden, zum gerechten Aergerniß aller anständigen Bewohner, so möge uns ein gütiges Geschick freundlich vor dieser neuen Errungenschaft bewahren. Die Studentinnen von Zürich gehören nicht zu den dunklen Punkten, sondern so recht eigentlich zu den schwarzen Flecken in der Schweiz.

Wiener Spaß und Berliner Witz.

Eine Aehrenlese auf beiden Feldern.

Es ist wunderlich, in welch grundverschiedener Weise sich der Humor des Norddeutschen von dem des Oesterreichers unterscheidet. Man kann eigentlich nur von Berlin und Wien reden, wenn man von diesen Spezialitäten der Heiterkeit spricht, denn von einem Münchner oder Dresdner Witz dürfte wohl kaum Jemand gehört haben. In harmlosester Behäbigkeit, meist gutmüthig, wie das Volk selbst, repräsentirt sich der „Gspaß", der „Jux" in Wien; scharf und schneidig, mit einer möglichst großen Quantität von Bosheit vermischt, zeigt sich der Berliner Witz. Der Komiker Scholz war die Verkörperung der ersten Gattung, Nestroy der Uebergang von einer zur andern. Glaßbrenner, noch immer unerreicht auf diesem Felde, erhob den Berliner Fuselhumor der untersten Volksklassen in den Adelstand. Seine Bilder sind Typen geworden, wie sie kaum eine zweite Nation mit dieser Fülle von Geist und Humor aufzuweisen hat. Glaßbrenner vereinigt die beiden

Spielarten des Scherzes in ihrer besten Qualität; er besitzt den Spaß des Süddeutschen, ohne je läppisch zu werden, nebst dem kaustischen Humor des Nordländers — er wird nie verletzend. Wie urkomisch schildert sein Guckkastenmann die Schlacht bei Leipzig, wo der Adjutant dem französischen Kaiser meldet: „Majestät, wir haben die Schlacht verloren!" — „Schön!" sagt Napoleon, und ritt weiter. Im Vordergrund lassen sich die drei verbündeten Monarchen auf ein Knie — nieder, hinten scheint die Sonne. — Aengstlich zieht der Sprößling des Weißbierphilisters seinen Vater bei Besichtigung der Menagerie am Rockschoß zurück, wenn der Wärter versichert, daß der Löwe im Stande sei, einen Ochsen auf einen Schlag niederzuschlagen. „Vater, geh weg!" ruft er erschrocken aus. Lächelnd spricht dieser zu den Anwesenden: „Entschuldigen Sie die Dummheit dieses Kindes! Es ist mein Sohn!" und hört mit ehrfurchtsvollem Staunen die weitere Erklärung des Gelehrten der Menagerie, daß die Boa constrictor bis in ihr sechzigstes Jahr wachse und dann erst immer größer werde; daß die Hyäne das grausamste Insekt sei, welches die Todten aus der Erde buddle und sie dann lebendig auffresse. Glaßbrenner's Broschüren sind eine unerschöpfliche Fundgrube der Heiterkeit und wiegen eine ganze Bibliothek moderner Humoristen auf.

„Ich glaube von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich habe mich noch nie getäuscht," läßt Nestroy eine seiner Possefiguren sagen, und charakterisirt mit dieser Selbstironie seine ganze Richtung. Lauge, so ätzend als

möglich, und die Zote, das waren die zwei trüben Elemente, in denen er schwamm wie der Fisch im klaren Wasser. Der geniale Darsteller interpretirte den beißend witzigen Schriftsteller in hinreißender Weise.

Wie ganz anders der dicke, kugelrunde, harmlose Scholz! Wenn er auf der Bühne erschien, das steinerne Gesicht, mit knallrothen Backen und zwei dicken, in die Höhe stehenden Augenbrauenstrichen bemalt, bis an die Rampen führte, wo das Antlitz noch steinerner wurde, und trotz des tobenden Gelächters, mit dem das Publikum seinen Liebling empfing, keine Falte sich verzog, während er, ohne einen Laut von sich zu geben, mit kleinen Blitzaugen die Anwesenden musterte, da gab es, außer der des Komikers, keine ernste Miene mehr im ganzen Hause. Wenn er dann, meist als dummpfiffiger Diener, erzählte, daß es ihm gut gehe, daß er monatlich fünf Gulden Lohn, alle Weihnachten ein Paar hirschlederne Hosen von schwarzem Casimir erhalte, und daß ihm sein Herr auf dessen Kosten jedes Jahr zum Geburtstag einen Zahn reißen lasse, da wollte das Gebrüll kein Ende nehmen. Eine Gesellschaft von Spießbürgern rühmt sich in einer Posse der Thaten, welche Jeder von ihnen im Jahre 1848 für sein Vaterland verübt. „Was hast Du denn für Dein Vaterland gethan im Jahre 1848?" frug einer der Herren Scholz, welcher unverfroren sofort mit der ernsten Antwort bei der Hand war: „Im Jahre 1848, da habe ich für mein Vaterland gezittert." — Und singen mußte man den Mann hören, um das Unglaublichste begreiflich zu finden. Die Töne, welche aus dem Blähhalse

hervorkamen, konnte kein Komponist in Noten ausdrücken, und trotzdem selbe mit allen Regeln der Tonkunst im Streit lagen, war die Wirkung, die Scholz „auf Flügeln des Gesanges" hervorbrachte, eine so zwerchfellerschütternde, wie kein stimmbegabter Künstler sich je solcher Anerkennung zu erfreuen hatte.

Als mein alter Kollege in Berlin an meinem Theater gastirte, bei stets überfülltem Hause die Anwesenden zu Lachthränen hinriß, da hörte ich mein Publikum stets in allen Schimpftönen über „diesen Hanswurst" sich ergehen, aber am nächsten Abend mußten wieder Hunderte abgewiesen werden, die keinen Platz erhalten konnten. „Wer schimpft, der kauft", hieß es hier. Die Geschichte dieses Gastspiels war ebenso wunderlich, als der Gast selbst.

Eines schönen Tages trat mein früherer Kamerad zu mir in's Zimmer, an der Hand seine junge zwanzigjährige Frau, welche der Siebziger eben geheirathet hatte, ein Wagniß, das der Greis, nebenbei gesagt, nie zu bereuen hatte, denn die brave Gattin pflegte ihn wie eine treue Tochter und schloß ihm nach einigen Jahren, die er glücklich verlebte, als weinende Erbin die Augen zu.

„Scholz!" rief ich erfreut aus; „was bringt Dich nach Berlin?"

„Ich will meiner Frau 's „Mier" (das Meer) zeigen und reise mit ihr nach Hamburg."

„Gut," entgegnete ich, „aber vorher wirst Du ein paar Gastrollen spielen."

„Unmöglich, ich bin nicht vorbereitet, habe weder Perrücken, noch anderes Handwerkszeug bei mir."

„Das wird sich Alles finden! Werkenthin," rief ich meinem alten Theaterdiener zu, „annonciren Sie auf übermorgen die Posse: „Der Zigeuner in der Steinmetzwerkstatt, mit Herrn Scholz als Gast."

„Aber —"

„Kein Aber — gehen Sie!"

Lautlos verschwand mein gehorsam dienstbarer Geist, während ich Scholz frug, was er Honorar verlange.

„Nun, wenn ich spielen muß, so gieb mir, was Du willst."

Der alte Komiker hatte keine Ursache, sein Vertrauen zu bereuen. Er gastirte sechsmal bei überfülltem Hause, erhielt eine sehr namhafte Summe als Honorar; dann fuhr ich mit ihm nach Hamburg, zeigte ihm und der jungen Frau „'s Mier"; hierauf ging er mit mir nach Berlin zurück und trat noch zwölfmal mit gleichem Erfolg auf.

Ich beobachtete nun jeden Abend den gleichen wunderlichen Erfolg. So lange Scholz auf der Scene stand, schüttelten sich die Zuschauer vor Lachen, um in den Zwischenakten über die Hanswurstiade zu raisonniren und am nächsten Tag das Haus abermals bis auf den letzten Platz zu füllen.

Heutzutage, wo die Politik und Offenbachiade unseren Theaterverhältnissen alle Harmlosigkeit genommen, begreift man kaum, wie derlei das Publikum amüsiren konnte. Vor dem Jahre 1848 waren in Wien die einfachsten poli=

tischen Anspielungen hochverpönte Waare, hinter welcher der ganze gewaltige Polizeiapparat eines Sedlnitzki Jagd machte, indeß die nackte, unverhüllte Zweideutigkeit fuderweise über die Bühne gefahren werden durfte. Ich bin nicht im Stande, die Scenen, welche Nestroy in der Posse: „Sieben Mädchen in Uniform" täglich dem johlenden Publikum vorspielte, auch nur annähernd zu schildern. Erst nach dem Sturze Metternich's und des brutalen Polizeiministers fielen die Schranken, und nun überfluthete der lang gestaute Strom alle Dämme, ja das Unglaubliche geschah: Nestroy kopirte in dem Stück „Freiheit in Krähwinkel" den vor Kurzem noch so allmächtigen Premier in Sprache und äußerer Erscheinung, wie er mir selbst sagte: „zum Bellen ähnlich".

Wie tadellos, wie verehrungswürdig hebt sich in dieser Periode die Figur Ferdinand Raimund's ab, des Volksdichters von Gottes Gnaden. Alle seine Stücke kann man noch heute in jedem Mädchenpensionat vorlesen. Als Schauspieler gehörten seine Leistungen zu den besten, die je einem deutschen Publikum vorgeführt wurden. In der Erkennungsscene des Verschwenders, wo er, der arme Tischler, seinen früheren millionenreichen Herrn als Bettler wiederfindet, brachte der Schmerzensschrei, mit dem er das Wort „mein gnädiger Herr" begleitete, und dies „mein gnädiger Herr" mit von Thränen erstickter Stimme leise, fast wimmernd wiederholte, eine erschütterndere Wirkung hervor, als je ein tragischer Held mit allem Aufgebot künstlerischer Studien zu erzielen im Stande gewesen wäre. Wie rührend naiv ist

nicht das Bekenntniß, welches er, der Autodidakt, nach der ersten Darstellung von Grillparzer's „Traum ein Leben" mit nassen Augen dem alten Castelli mit den einfachen Worten ablegte: „Sehen Sie, so möchte ich dichten können".

Zu den Humoristen, welche hier geboren, dort erzogen, weder hier noch dort daheim sind, die weder im Norden noch im Süden feste Wurzel schlagen konnten, gehörte der geniale M. G. Saphir, der eigentliche Erfinder des deutschen Calembours. Er konnte eine Phrase, einen Wortwitz wie mit einem Kreisel so lange herumpeitschen, bis er und die Leser oder Hörer schwindlig wurden. Von dem bekannten Witze, daß der alte König Ludwig von Baiern der größte Feldherr seiner Zeit wäre, denn wenn er seine Gedichte vorläse, müßte sich die stärkste Festung übergeben, bis zu dem trefflichen Scherze, als König Otto die Krone von Griechenland annahm, „daß der Münchener Hoftapezier der größte Mann seiner Zeit sei, weil er den griechischen Thron ausgeschlagen habe", war die ganze lange literarische Laufbahn Saphir's eine endlose Reihe von manchmal recht bitteren Scherzen, Ausfällen und Wortwitzen. Verfolgt von einer Unmenge selbst geschaffener Feinde, mit dem Vollbewußtsein, sich selbst überlebt zu haben, starb der gefürchtete Mann machtlos, einsam und verlassen, mittellos und voll aufgehäufter Bitterkeit in der Seele. Die üppigen Ranken seines reichen Talentes brachen noch vor seinem traurigen Ende dürr und trocken zusammen, ohne neue Schößlinge zu treiben. Nur Wenige, darunter Schreiber dieser Zeilen, wußten, wie gut das Herz, wie wohlthätig

die Hand des Mannes war, der nur spitze Stacheln nach außen zu kehren wußte, Jeden verletzend, der ihm nahe stand.

Unter den Zeitgenossen wucherte indeß, jetzt noch lustig blühend, grün und wirkungsreich, ihre Aufgabe vollständig erfassend und lösend, das Geschlecht derer vom „Kladderadatsch" empor, die vor einigen Jahren sprechend ähnlich abgebildet und charakterisirt wurden. Gegründet wurde das Blatt von Kalisch, der, witzig wie Wenige, eigene und wohl auch maskirte fremde Scherze mit Bienenfleiß zahllos auf den papiernen Markt brachte. Er wußte alte Bühnenerzeugnisse in ein vollkommen neues, mit heiteren Arabesken verziertes Kleid zu hüllen und so seine Adoptivkinder dem Auge des eigenen Vaters unkenntlich zu machen. Ich erinnere mich noch meines Staunens, als er eine alte dreiaktige Posse von Korntheuer „Alle sind verheirathet" in den einaktigen Schwank „Der gebildete Hausknecht" verwandelte, welcher unter dem jubelnden Gelächter des Publikums über alle Bühnen ging, ohne daß Jemand das Original erkannt hätte. Von den zahllosen Stücken in allen Sprachen, Couplets, Musikstücken ꝛc., die ich ihm herbeigeschleppt hatte, fand ich oft nach Jahren in irgend einer Arbeit des fleißigen kleinen Mannes eine flüchtige Idee, eine Scene, ja einen einzelnen Witz wieder. So wenig eigene Erfindungsgabe er besaß, so entwickelte er doch in seinen Bearbeitungen eine so reiche Ader von Witz und Humor, er kannte so genau die Grenzen des auf dem Theater Wirksamen, daß ein Fehlschlag bei seinen Leistungen

fast nie zu fürchten stand und die Möglichkeit geboten war, ihm die ungeheuren Honorare gern zu bewilligen, die er verlangte und erhielt. Kalisch starb als reicher Mann, leider nicht im Hemde des Glücklichen, denn er war tiefer Hypochonder; verschlossen und wortkarg, thaute er nur selten im engsten Freundeskreise auf oder im traulichen tête-à-tête bei einem Glase feinen Rheinweins.

Eine ganz andere Natur ist sein Kollege Dohm, stets schlagfertig mit der Feder und dem Worte, heiterer Lebemann und voll sprühenden Humors. Die Leitartikel des „Kladderadatsch", die fast alle seiner feinen, geistreichen Feder entstammen, würden Heinrich Heine Ehre gemacht haben. Einzelne seiner Witze haben den Moment, der sie erzeugte, weit überdauert. Als ein bekannter Gurgelabschneider in Berlin starb, erzählte Dohm, er sei auf dem Kirchhofe gewesen und habe mit Staunen bemerkt, daß, obgleich Baruch erst seit acht Tagen todt sei, doch das Gras auf dessen Grabe bereits zu wuchern anfange.

Fürst Pückler-Muskau pflegte bekanntlich seine in den letzten zwanzig Lebensjahren weiß gewordenen Haare nach Laune und Belieben färben zu lassen. Einst erschien er wieder mit tiefschwarzem Haar und Bart, im Zwischenakte uns besuchend, auf der Bühne.

Dohm drückte seine Freude aus, ihn so wohl aussehend zu finden.

„Kennen Sie mich denn, Herr Doktor?" frug der Fürst.

„O," entgegnete der stets fertige Gelehrte des „Kladde-

radatsch", „wie lange habe ich die Ehre, Euer Durchlaucht zu kennen! Ich habe Sie schon gekannt, als Sie noch graue Haare hatten."

Dr. Löwenstein, der Dritte im heitern Bunde, ist der Vater von Prudelwitz und Strudelwitz, des vorlauten Karlchen Mießnick und anderer stehender Figuren des berühmten Blattes, ein gar heiterer, witziger, manchmal nur schonungslos witziger Geselle, als Mensch unendlich brav, ein trefflicher Gesellschafter, überall gern gesehen.

Scholz, der geistreiche Schöpfer des Bilderschmuckes des „Kladderadatsch", ist Schriftsteller mit dem Griffel und der Feder, eine der festesten Säulen des Institutes.

Unter den unvergeßlichen Repräsentanten des Humors, des Welthumors, seiner Erfolge stets sicher, gebührt Beckmann eine der ersten Stellen. Ohne moralischen Katzenjammer, reuelos, und mit stets heiterer Rückerinnerung, konnte man sich an seinen Leistungen erfreuen; sie waren sauber, zierlich und drastisch, wie seine eingelegten Scherze, mit welchen er manches seichte Machwerk vor dem Sinken bewahrte. In einer Posse erzählte er, daß er künstliche Hühneraugen erfunden habe, die genau so schmerzen wie die natürlichen, und als ihn Jemand fragt, er käme ihm so bekannt vor, er müsse ihn (Beckmann) schon irgendwo gesehen haben, antwortet derselbe rasch: „Das ist möglich; dort komme ich sehr oft hin".

Eine stehende Spezialität in Wien und Berlin sind die jüdischen Geschichten. „Du mußt heirathen, mein Sohn; reise und suche Dir eine brave Frau," räth ein reicher Jude

seinem Sprößling. „Du brauchst nicht auf Geld zu sehen; wenn Deine Braut zehntausend Thaler mitbekommt, ist es genug. Nur für den Fall, daß der Vater Deiner künftigen Frau ist schon gewesen in Kriminaluntersuchung, verlangst Du zwölftausend; hat er aber schon gesessen im Zuchthaus, so begehre fünfzehntausend Thaler. Nun lebe wohl, mein Sohn, nimm meinen Segen!" Der Sohn reist ab und sendet nach acht Tagen folgendes Telegramm: „Braut gefunden! Der Vater ist gehenkt; wie viel soll ich verlangen?"

„Reise mit Gott, Isaak," sagt eine Frau zu ihrem Gatten, den sie auf den Bahnhof begleitet; „reise mit Gott!" — „Der liebe Gott fährt nischt dritter Klasse!" brummt der gute Isaak.

Wir sind nun an der Grenze des Witzes angelangt, wo der Humor aufhört und der Blödsinn anfängt. Diese dauerhafte Gattung von Späßen nennt man in Oesterreich Eipeldauerspäße, von einem kleinen Ort, wo treffliche Gänse gemästet werden. Diese alten Dummheiten stehen auf dem Aussterbe-Etat und sind zum Theil mit dem lustigen alten Wien, mit den Repräsentanten desselben, Castelli, Bäuerle ꝛc. bereits zu Grabe getragen, während der Berliner Unsinn unter dem Namen Kalauer — Kalau ist ein kleines Städtchen, wo dauerhafte Stiefel fabrizirt werden, daher der Ausdruck „einen Stiefel zusammen reden" — noch lustig fortwuchert.

Zu den alten Eipeldauern gehörten die Scherze, „daß ein Dachdecker, welcher im kaiserlichen Schloß vom Dache stürzte, diesen Unfall sich durch Ziegellosigkeit und zu wenig

Anhänglichkeit an's Kaiserhaus zugezogen habe"; ferner, wie ein Mann erzählt: „wir sind drei Geschwister, ein Sohn und zwei Töchter; der Sohn bin ich"; oder ein Ungar seine Frau und Tochter mit den Worten vorstellt: „jüngere ist Tochter, ältere Mutter".

Die letzten Kalauer in Berlin hat der Schah von Persien in's Leben gerufen, dessen Andenken nicht „ganz reinlich und zweifelsohne" genannt werden kann. Man erzählt sich — si non e vero etc. — daß die Parole den Tag nach der Abreise des Königs der Könige „Schweinfurt" geheißen habe; daß am Sonnabend nie mit ihm zu reden sei, da sei der Schabbes (der Schah bös); er esse nur Lammfleisch, um seine Anhänglichkeit an „Islam" (iß Lamm) zu beweisen, und habe seine Vorliebe für Thee so weit getrieben, daß er sogar seine Hauptstadt Teheran (Thee heran) nennen lasse.

Diese unglaublichen dauerhaften Scherze wachsen hier täglich empor wie die Pilze. Welch ein Unterschied zwischen diesen rohen Uranfängen des Witzes und der sarkastisch-beißenden Weise beim Leichenbegängniß Alexander von Humboldt's, wo der Geistliche eine endlose Rede hielt, während welcher der ironische Varnhagen sich bei den Anwesenden schon im Voraus wegen der Langeweile entschuldigte, welche er ihnen nach seinem Tode bereiten werde; „denn," setzte er schmerzlich hinzu, „ich habe denselben Prediger!"

Orientfahrten

eines Berliner Zeichners

von

Ludwig Pietsch.

Erster Band:

Nach Athen und Byzanz.

Ein Frühlings-Ausflug.

(April und Mai 1869.)

8⁰ Geh. 1 Thlr.

Aus vielen Meeren.

Fahrten und Abenteuer eines deutschen See-Offiziers

von

Philipp Emrich.

Ein starker Band.

8⁰ Eleg. geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Wallner, Franz,

Ueber Land und Meer Reisebilder aus Nord und Süd

Berlin 1874